A. v. Lamartine's
sämmtliche Werke.

Uebersetzt

von

Georg Herwegh.

Dreizehnter Band.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
1850.

Enthüllungen

von

A. v. Lamartine.

Aus dem Französischen

von

P. Meyer.

Stuttgart.

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1850.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

An

Herrn Prosper Guichard von Bien-Assis.

(Anstatt der Vorrede.)

---

16. Oktober 1845.

. . . .

. . . .

. . . . Ich komme auf den Inhalt Deines Briefes. Du fragst mich: welcher Art sind denn jene Geständnisse, deren Veröffentlichung in seinen Spalten ein in Frankreich und Europa weitverbreitetes Journal in Aussicht stellt? Du verwunderst Dich billig darüber, daß ich selbst bei Lebzeiten diese Familienblätter meines verborgenen Lebens also den gleichgültigen Blicken einiger Tausende von Feuilletons-Lesern vorzulegen gedenke . . . . .

„Solche Oeffentlichkeit", bemerkst Du, „beraubt die Angelegenheiten des Herzens ihres Blütenschmucks, und die Feuilletons sind die Kupfermünze der Bücher. Wie kannst Du solch einen Fehler begehen?" setzt Du mit jener etwas derben Offenherzigkeit hinzu, welche der Stoicismus der wahren Freundschaft ist. „Willst Du etwa das Publikum mit Deinen eigenen Gefühlen speisen? Sie gehören Dir in demselben Grade weniger an, in welchem sie Gemeingut Aller werden. Suchst Du dabei Ruhm zu ernten? Der findet sich in der Wiege nirgends, über dem Grabe nur bei einer sehr kleinen Anzahl

Sterblicher. Die Berühmtheit ist nur der Ruhm des Tages: sie hat kein morgen. Thust Du es, um Geld zu gewinnen? Aber dieser Preis ist zu hoch! Spreche Dich darüber aus, oder verzichte auf Dein Vorhaben, wenn es noch Zeit ist, denn ich kann mich nicht darein finden.“

Nun ja, mein Freund, ich will mich darüber erklären, aber ich muß gleich zuvörderst bekennen, daß Du in jeder Beziehung Recht hast. Nur wenn Du meine Erklärung mit etwas parteiischem Ohre angehört haben wirst, magst Du vielleicht, gleichfalls unter Seufzen, zugeben, daß ich nicht Unrecht gehabt habe. Ich gebe Dir die ganz nackte Thatsache; auch dies ist ein Geständniß, und vielleicht nicht das am wenigsten indiscrete.

Du erinnerst Dich an die Zeit unserer Jugend, an jene winterlichen Tage, welche ich mit Dir in dem einsamen Schlosse Deiner Mutter in der Dauphiné zubrachte, auf jenem Hügel Bien-Assis, welcher von der Ebene von Crémieux leicht anschwellt, wie eine fallende Welle, welche ein Schiff ans Ufer bringt. Ich glaube noch jetzt die mit Weinlaub-Arcaden bedeckte Terrasse zu sehen, die Quelle im Garten unter zwei Trauerweiden, welche Deine Mutter eben erst gepflanzt hatte, und von denen vielleicht irgend ein Schößling über ihrem Grabe sich entblättert; die großen Waldungen im Hintergrund, aus denen am Morgen das Bellen Deiner Hunde wiedertönte; den Salon, der mit einem Portrait Deines Vaters in der Uniform eines Generals mit rothem Band der früheren Regierung geschmückt war; das Thürmchen endlich, ganz mit Büchern angefüllt, zu welchem Deine Mutter den Schlüssel hatte, und das sich nur in ihrem Beisein öffnete, damit unsere Hände nicht nach dem Schierling statt des Peterlings greifen möchten inmitten dieser dichtgewachsenen und täuschenden Vegetation des menschlichen Gedankens, in welcher die Panacee so dicht neben dem Gifte wächst.

Erinnerst Du Dich auch noch an Deine Vakanzreisen nach Milly, wo Du meine Mutter kennen lerntest, die Dich fast wie einen eigenen Sohn liebte? Siehst Du noch im Spiegel Deines Gedächtnisses ihre anmuthige Gestalt, ihre Augen, aus denen ihr zärtliches Gemüth strahlte, ihr friedliches Lächeln, das immer voll Herzensgüte war, und in dem sich nie der leiseste Spott verbarg; hörst Du noch den gerührten und rührenden Ton ihrer Stimme?

„Aber“, wirst Du mir in's Wort fallen, „in welchem Zusammenhange steht dies Alles, das Schloß von Bien-Assis, das Häuschen von Milly, meine und Deine Mutter, mit der Veröffentlichung dieser Blätter Deiner Jugend?“

— Du sollst es gleich sehen.

Meine Mutter hatte sich schon früher durch die etwas römische Erziehung, welche sie in Saint-Cloud empfangen hatte, die Gewohnheit angeeignet, zwischen den Tag und den Schlaf einen Zwischenraum der Sammlung einzuschieben, wie die Weisen einen solchen zwischen dem Leben und dem Tod fordern. Wenn Alles in ihrem Hause zu Bette gegangen war, wenn ihre Kinder in ihren kleinen Betten neben dem ihrigen schliefen, wenn man im Schlafzimmer nur noch die regelmäßige Bewegung ihres Athems, die Windstöße gegen die Fensterläden, das Bellen des Hundes im Hofe hörte, öffnete sie leise die Thüre eines Kabinets, das mit Büchern über Erziehungs-Geschichte und Erbauungsschriften angefüllt war; sie setzte sich vor einen kleinen Tisch aus Rosenholz, der mit Elfenbein und Perlenmutter ausgelegt war und auf dessen Feldern Orangenblüten abgebildet waren, und zog aus einer Schublade kleine, ähnlich den Rechnungsbüchern, grau überzogene Hefte. Auf diese Blätter schrieb sie eine oder zwei Stunden, ohne die Augen aufzuschlagen, ohne daß auch nur einmal die Feder über dem Papier schwebte, um das Wort zu erwarten. Sie zeichnete darin die Geschichte des Tages auf,

die Qualen jeder Sunde, die flüchtige Erinnerung an Dinge und Eindrücke, welche im Flug festgehalten wurden, ehe sie die Nacht entführen konnte; heitere und trübe Ereignisse, die inneren Erlebnisse, die Ergüsse der Unruhe und Melancholie, die Regungen des Dankes und der Freude, die inbrünstigen Gebete, kurz alle vernehmbaren Noten eines Wesens, das lebt, liebt, sich freut, leidet, segnet, betet und anbetet — eine niedergeschriebene Seele! . . .

Diese also am Schluß des Tages auf das Papier wie Tropfen ihres Blutes hingeworfenen Bemerkungen häuften sich allmählig an, und bildeten nach ihrem Tode einen köstlichen Schatz der Erinnerung für ihre Kinder. Sie bilden zweiundzwanzig Bände. Ich habe sie allezeit bei Händen, und wenn ich den Geist meiner Mutter wiederfinden, wiedersehen und hören will, so öffne ich einen dieser Bände, und er erscheint mir.

Nun weißt Du ja, wie sehr sich Gewohnheiten vererben. Ach, warum übertragen sich die Tugenden nicht ebenso auch? . . . Diese Gewohnheit meiner Mutter ging frühzeitig auf mich über. Als ich die Gymnasiumsjahre hinter mir hatte, zeigte sie mir diese Blätter, und sagte:

„Mache es wie ich; gebe Deinem Leben einen Spiegel. Widme eine Stunde der Aufzeichnung Deiner Eindrücke, der stillen Prüfung Deines Gewissens. Es ist nützlich den Tag über vor dieser oder jener Handlung sich vorzustellen: Ich werde darüber diesen Abend, wenn ich sie aufzeichne, vor mir selbst erröthen müssen! Es ist auch ein Genuß, die Freuden, welche uns entfliehen, oder die Thränen, welche aus unsern Augen strömen, auf dem Papier zu befestigen, um sie einige Jahre später darauf wiederzufinden, und sich zu sagen: Darüber also war ich erfreut! Darüber habe ich geweint! Dieses gemahnt uns an die Unbeständigkeit der Gefühle und der Ereignisse, und lehrt uns Freuden und Leiden nicht nach dem täu-

schenden Werthe des Augenblicks, sondern nach dem Werthe der Ewigkeit allein zu bemessen, welcher uns allein nicht täuscht!“

Ich folgte dieser Ermahnung, aber nicht dem buchstäblichen Sinn derselben. Ich schrieb nicht alle Tage, wie meine Mutter, sobald das Tagewerk zu Ende war. Die Zerstreuungen des Lebens, das Feuer der Leidenschaften, die Ergriffenheit von Orten, Personen, Gedanken und Dingen, der Abscheu eines oft gequälten Gewissens, das ich nur mit Beschämung und Reue zum Gegenstand meines Nachdenkens hätte machen können, verhinderten mich, alle Schritte in meinem Leben mit der gewissenhaften Regelmäßigkeit dieser frommen Frau aufzuzeichnen. Aber von Zeit zu Zeit, in den Stunden der Ruhe, wenn sich die Seele faßt, in Zeiten der Einsamkeit, in denen das Herz seine Rührungen und erlebten Bilder vergegenwärtigt, in Augenblicken, wo man für die Gegenwart erstorben ist und nur von der Vergangenheit lebt, schrieb ich, ohne Rückhalt und ohne den Gedanken, daß je ein fremdes Auge darauf ruhen würde, zwar nicht alle, aber doch die hauptsächlichsten Ereignisse meines innern Lebens nieder. Ich blies diese erstorbenen Kohlen meines Herzens an, um ihr Licht und ihre Wärme einige Tage länger in meinem Innern zu genießen. Ich that dieses in Form von Bemerkungen in sieben oder acht Epochen meines Lebens; diese Tagbücher verschiedener Zeiten haben mit einander keine andere Verwandtschaft, als die der Seele, welche sie allzumal diktirte.

Folge mir noch einen Augenblick und verzeihe die Länge meines Briefes!

Vor fünf oder sechs Jahren hatte ich mich, während eines Sommers, um ruhig an der Geschichte der französischen Revolution zu arbeiten, auf die kleine Insel Ischia, mitten im Golf von Gaëta geflüchtet; sie ist vom Festlande durch jenes schöne Meer getrennt, ohne dessen Anblick keine Landschaft für mich vollständig ist; das Meer ist die sichtbare Unendlichkeit;

es zeigt den Augen die Grenzen der Zeit und läßt ein unendliches Leben dazwischen erkennen. Ischia war mir aus einem andern Grunde immer theuer, wie Du aus diesen Blättern ersehen wirst. Es ist der Schauplatz der zwei theuersten Erinnerungen meines Lebens: die eine derselben ist heiter und jugendlich wie die Kindheit, die andere ernst, stark und dauerhaft wie das Mannesalter. Man liebt die Orte, an denen man geliebt hat. Sie scheinen uns unser ehemaliges Herz aufzubewahren, und es uns unversehrt zurückzugeben, um nochmals zu lieben.

An einem Sommertage des Jahres 1843 hatte ich mich allein im Schatten eines Citronenbaumes, auf der Terrasse der Fischerhütte, welche ich bewohnte, niedergelegt; ich betrachtete das Meer, hörte seinen Schlägen zu, welche die sausenden Muscheln bringen und vom Ufer wieder fortschäumen; ich athmete die Bewegung, welche jeder Wellenschlag in der Luft hervorruft, gleich dem gefürchteten Fächer, welchen die armen Neger in unsern Tropenländern über der Stirne ihrer Herren bewegen. Ich hatte am Abend zuvor die Memoiren, Manuscripte und Dokumente zu Ende gelesen, welche ich für die Geschichte der Girondisten mitgebracht hatte. Es fehlten mir die Materialien.

Ich griff zu denjenigen, welche uns nie fehlen — zu meinen Erinnerungen. — Ich schrieb über meinen Knieen die Geschichte G r a z i e l l a's, dieses traurige und reizende Vorgefühl der Liebe, welches ich ehedem auf demselben Golfe gehabt hatte, und ich schrieb sie, während vor meinen Augen die Insel Procida lag, sammt den Trümmern des kleinen Weinberghäuschens und des Gartens am Ufer, auf welchen sein Schatten noch mit dem Finger zu deuten schien. Ich sah, wie sich auf dem Meer eine Barke mit vollen Segeln, in schäumenden Wogen, unter brennender Sonne näherte. Ein

junger Mann und eine junge Frau suchten unter dem Mastbaume Schatten.

Die Thüre der Terrasse öffnete sich. Ein kleiner Knabe von Ischia, welcher auf der Insel für die neuen Ankömmlinge den Fremdenführer machte, trat zu mir, und meldete mir den unerwarteten Besuch eines Fremden.

Ich sah einen jungen Mann von hoher, schlanker Gestalt auf mich zukommen, mit langsamem und gemessenem Schritte, wie Einer, welcher einen Gedanken überbringt, den er mitzutheilen fürchtet; er hatte ein blasses, gutmüthiges Gesicht, das ein schwarzer Bart einfaßte; sein Profil zeigte zwei reine griechische Linien, wie jene Physionomien der Schüler Platons, welche man im Sand des Pyräus auf Münzen oder auf rußbraunem Steine auffindet. Ich erkannte am Gang, an der glockenhellen Stimme, an dem Profile einen meiner spätern Jugendfreunde, Eugen Pelletan. Du kennst diesen Namen als den eines jener Schriftsteller, welche den meisten Morgenschimmer unsers zukünftigen Ruhmes auf ihren Blättern scheinen lassen, — lebendige Vorgefühle kommender Ideen, Vorläufer einer Zeit, welcher wir nur noch mit unsern Wünschen angehören. Ich liebe Pelletan mit jener Anziehungskraft, welche die Zukunft für uns hat. Ich nehme ihn wie eine gute Botschaft und wie einen Freund auf. Er gehört zu jenen Menschen, welche nie ungelegen kommen, aber die immer Gedanken und Gefühle in frische Thätigkeit versetzen.

Er hatte seine junge, reizende Frau in einem Hause am Ufer zurückgelassen. Nachdem wir einige Augenblicke von Frankreich und dieser Insel geredet hatten, von der er zufällig in Neapel gehört hatte, daß sie mein Asyl sei, sah er Blätter auf meinen Knieen, ein halb abgenütztes Bleistift zwischen meinen Fingern. Er fragte mich, was ich treibe. „Wollen Sie es anhören, erwiderte ich ihm, während Ihre junge Frau schläft, um sich von der Ueberfahrt zu erholen, und während

Sie selbst auf diesem Orangenstamme ausruhen? Ich will Ihnen vorlesen.“ Und ich las ihm, während die Sonne hinter dem Epomeo, dem hohen Berge der Insel, unterging, einige Blätter aus der Geschichte Graziella's vor. Der Ort, die Stunde, der Schatten, der Himmel, das Meer, der Parfüm der Bäume ergossen sich über diese farb- und geruchlosen Blätter, und machten auf den Zuhörer den täuschenden Eindruck des Unerwarteten und Entlegenen. Er schien davon gerührt zu sein. Ich machte das Buch zu. Wir stiegen zum Ufer hinab, machten einen abendlichen Spaziergang auf der Insel mit seiner Frau; ich nahm ihn als Gast für die Nacht bei mir auf, und am andern Morgen reiste er wieder ab.

Ich blieb bis zum Beginn der ersten Herbststürme in Ischia, und reiste dann selbst nach Saint-Point ab.

Dringende Angelegenheiten riefen mich dahin zurück: Res angusta domi, wie Horaz sagt; ein trauriges Wort, das die Neueren mit häuslichen Sorgen, Vermögensverlegenheiten, Schwierigkeit, standesgemäß zu leben, übersetzt haben. — „Wie solltest Du sie kennen?“ fragst Du ohne Zweifel. „Konntest Du Dich nicht ihrer entledigen, indem Du auf ehrenwerthe Weise Deinem Lande dientest, welches Dir niemals die Laufbahn seiner einträglichen Stellen verschlossen hat?“ — Wohl wahr; aber ich zog es seit dem Jahr 1830 vor, auf eigene Kosten in der Armee Gottes als ein unbesoldeter Soldat der Wahrheit zu dienen, welche auf Erden kein Budget besitzt. Wie dem auch sein mag, man forderte von mir unerwartet die Ausbezahlung einer Summe, welche ich entlehnt hatte, um meiner Familie das Landgut und Haus meiner Mutter, jenes Milly, anzukaufen, welches Du so gut kanntest, und auf welchem wir uns, als Du sechszehn und ich fünfzehn Jahre alt waren, so oft mit einander herumtrieben. Nach dem Tode meiner Mutter sollte dieses Besitzthum, mehr ein Gut des Herzens, als ein Landgut, verkauft und in fünf Theile

getrennt werden, von denen mir keiner gehörte; es sollte in fremde Hände gerathen. Meine Schwestern und Schwäger, denen dieser Verkauf gleich nahe ging, boten mir freigebig alle Mittel an, um diese gemeinschaftliche Niederlage ihrer Erinnerungen zu retten. Damals war ich reicher; ich kaufte Milly und strengte mich dabei über Vermögen an. Ich hoffte dort meine Tage zu beschließen. Der Ankauf jenes Gutes, das ich bis auf den letzten Heller hinaus mit fremdem Geld an mich gebracht hatte, brachte mich lange in Verlegenheiten. Freudig nahm ich sie über mich, um nicht ein Gefühl mit einer Scholle Landes zu verkaufen. Aber endlich stellte sich die Zeit ein, wo ich entweder unterliegen oder verkaufen mußte. Umsonst suchte ich die Entscheidung hinauszuziehen. Hat die Zeit Flügel, so haben die Zinse eines Kapitals die Schnelligkeit und das Gewicht eines Waggons.

Mein Herz blutete . . . In meiner Noth trat ich die Heimreise an. Schon wollte ich mich in das Unvermeidliche schicken, als ich meinen gefaßten Entschluß wieder zurücknahm. Mit Verzweiflung sah ich von ferne jenen grauen kleinen Thurm am Abhange des Hügels, das Dach des Hauses, die Gipfel der Linden, welche Dir bekannt sind, und die man von der Heerstraße über die Ziegel des Dorfes emporragen sieht. Ich sagte zu mir selbst: „Ich werde nicht mehr diesen Weg machen, nach dieser Seite schauen können. Dieser Thurm, dieser Hügel, dieses Dach, diese Mauern werden mich mein ganzes Leben hindurch anklagen, daß ich sie für einige Geldsäcke ausgeliefert habe! Und diese guten Einwohner! und diese braven und armen Winzer, welche meine Milchbrüder sind, mit denen ich meine Kindheit verlebte, die am selben Tische dasselbe Brod mit mir aßen! Was werden sie sagen? Was wird aus ihnen werden, wenn man ihnen die Kunde bringt, daß ich ihre Wiesen, ihre Weinberge, ihre Häuser, ihre Kühe und Ziegen verkauft habe, und daß ein neuer Besitzer, welcher sie nicht

kennt und nicht liebt, vielleicht schon morgen ihr Loos, das wie das meinige in diesem undankbaren aber heimathlichen Boden wurzelt, von Grund aus umgestalten wird?"

Doch die Zeit drängte. Ich ließ einen jener geachteten Männer des Landes kommen, welche die Besitzungen im Großen kaufen, um sie in kleineren Theilen wieder zu verkaufen, einen jener verständigen Taxatoren des Landes und sagte ihm: „Verkaufen Sie mir von Milly so viel, als nöthig ist, daß ich eine Summe von hunderttausend Franken erhalte," oder vielmehr, wie bei Shakspeare der Kaufmann von Venedig zum Juden sagt: „Verkaufen Sie mir ein Stück meines Fleisches!"

Dieser Mann, welchen Du kennst, denn er ist aus Deiner Gegend zu Hause, war mitfühlend: ich sah Thränen in seinen Augen. Er hätte auf seinen Vortheil verzichtet, um mir diesen Kummer abzunehmen; aber es war nicht mehr Zeit sich zu besinnen. Wir gingen unter einem nichtssagenden Vorwande an Ort und Stelle, um zu untersuchen, welcher Theil des Gutes sich am schicklichsten abtrennen und in einzelnen Theilen an die Käufer der Umgegend verkaufen ließe. Aber hier erst wurde die Verlegenheit immer größer, mein Kummer immer heftiger. — „Mein Herr," sagte er mir, während er den Arm ausstreckte und damit die Luft durchschnitt, wie ein Feldmesser den Boden durchschneidet, „hier ist ein Stück, das sich leicht zusammen verkaufen ließe, ohne den Ihnen übrig bleibenden Theil zu beeinträchtigen." — Ja, sagte ich, aber das ist der Weinberg, den mein Vater in meinem Geburtsjahre anpflanzte, und von dem er uns immer sagte, wir sollten ihn zum Andenken an ihn als den besten Theil des Landgutes, der mit seinem Schweiße befruchtet wäre, behalten. — Nun, erwiderte der Schätzer, hier ist ein anderes Stück Landes, was für kleinere Bauern käuflich wäre, weil es für Viehzucht ganz geeignet ist. — Ja, fiel ich ihm ins Wort, aber das ist unmöglich, das ist der Bach, die Wiese und der Obstgarten, wo

uns unsere Mutter in unserer Kindheit spielen und baden ließ, und wo sie mit so viel Sorgfalt diese Aepfelbäume, diese Aprikosen- und Kirschbäume für uns pflegte. Wir wollen einen andern Platz suchen. — Dieser Abhang hinter dem Hause? — Aber dieser grenzte den Garten ein, und zu ihm hatte man die Aussicht vom Fenster des Familienzimmers aus! Wer könnte jetzt, ohne Thränen in den Augen, ihn ansehen? — Diese einzelnstehende Häusergruppe mit den Weinbergen, die bis ins Thal hinunter reichen? — Oh! das ist das Haus des Pflegevaters meiner Schwestern und der alten Frau, welche mich selbst mit so viel Liebe auferzogen hat. Das hieße so viel, als ihnen zwei Plätze auf dem Friedhofe aussuchen, denn der Kummer, von ihrem Hause und ihren Weinbergen vertrieben zu werden, würde sie schnell dahin bringen. — Nun gut! Das Haupthaus mit den Nebengebäuden, Gärten und dem Platze um den Hofraum? — Aber hier will ich in dem Bett meines Vaters sterben. Das kann nicht sein, dies wäre ein Selbstmord aller Familiengefühle. — Was haben Sie gegen dieses tiefere Thal einzuwenden, welches man von Ihren Fenstern aus nicht sieht? — Nichts, als daß es der alte Friedhof ist, auf welchem vor meinen Augen, in meiner Kindheit, mein kleiner Bruder und eine Schwester, die ich so tief betrauert, begraben sind. Gehen wir nach einer andern Seite!...“

Wir gingen umsonst, wir machten nichts ausfindig, was sich hätte lostrennen lassen, ohne zugleich ein Stück meiner Seele mit wegzunehmen. Traurig kehrte ich Abends nach Haus zurück. Ich konnte nicht schlafen.

Am folgenden Morgen überbrachte mir der Landbote eine Anzahl Briefe. Einer derselben war von Paris. Die Adresse war mit einer jener zierlichen, fließenden, bestimmten Handschriften geschrieben, welche in der Fertigkeit der Hand die Festigkeit, Bestimmtheit und Entschlossenheit des Geistes verrathen. Ich öffnete ihn, er war von Herrn von G***: „Herr

Pelletan," schrieb er mir, „sprach mir mit Interesse von einigen Blättern, Kindheitserinnerungen, die er in Ischia vorlesen hörte. Wollen Sie dieselben der Presse zusenden? Sie wird Ihnen dafür jede Summe, welche Sie fordern, zustellen." Ich antwortete ohne Zaudern dankend, aber abschlagend: „Der von dem Journal angebotene Preis, erwiderte ich dem Herrn von G***, ist viel zu viel für einige werthlose Blätter; aber ich könnte mich nicht entschließen, bestaubte Reliquien meines Gedächtnisses, welche außer mir für Niemanden Interesse hätten, zu veröffentlichen."

Der Brief ging ab. Der Notar kam sechs Tage später, um den Entwurf eines Verkaufs von Milly aufzusetzen. Der Geschäftsmann hatte endlich das erste Stück, das für fünfzig tausend Franken einen Käufer gefunden hatte, abgeschnitten. Der Contrakt lag auf dem Tisch. Ein Wort und ein Theil des väterlichen Gutes war für immer meinen Augen entzogen. Meine Hand zitterte, meine Augen liefen über, meinem Herzen versagte die Kraft.

In diesem Augenblick öffnete man meine Thüre. Es war der Briefträger. Er warf einen Brief von Paris auf den Tisch. Herr von G*** wiederholte seine Bitte mit einer Verbindlichkeit, in welcher sich der Ton und das Gefühl der Freundschaft beurkundete. Er ließ mir drei Jahre Zeit, um mich an diesen Gedanken zu gewöhnen. Die Entfernung machte mich alle Schwierigkeiten vergessen; indem sie Alles verschleiert, schwächt sie Alles. Ich verhehlte mir nicht alles Schmerzliche, was im Gefolge dieses Versprechens kommen müßte. Ich wog einerseits meine Trauer ab, wenn ich sehen müßte, daß gleichgültige Augen mit unnachsichtigen Blicken die zuckenden Fibern meines Herzens durchsuchten; andererseits sah ich den Riß in dem Herzen voraus, von dem durch diese Handlung ein Stück mit meiner eigenen Hand losgerissen werden sollte. Es galt, ein Opfer entweder der Eigenliebe oder des Gefühls zu bringen.

Das Verkaufsanerbieten fiel zerrissen aus meinen Händen und ich antworte dem Herrn von G***: „Ich nehme an.“ Milly war gerettet und ich war gebunden. Denke an Bien-Assis und verdamme mich, wenn Du es wagst. Hättest Du an meiner Stelle anders gehandelt?

Doch beruhige Dich. Indem ich diese einfachen Blätter ausliefere, liefere ich nur mich selbst aus. Es ist kein Name, kein Gedächtniß darin, welchem durch meine Indiscretion auch nur von Ferne zu nahe getreten würde. Ich bin auf meinem Lebenswege wenig schlechten Menschen begegnet, ich lebte in einer Atmosphäre von Güte, Geisteskraft, Edelmuth, Liebe und Tugend, und erinnere mich nur der Guten, die Andern vergesse ich ohne Mühe. Meine Seele gleicht jenen Sieben, in welchen die mexikanischen Goldwäscher die Körnchen reinen Goldes in den Strömen der Cordilleren sammeln. Der Sand fällt durch sie ab, das Gold aber bleibt. Wozu sollte man auch sein Gedächtniß mit Dingen belasten, welche das Herz nicht zu nähren, zu entzücken oder zu trösten vermögen? ...

Wenn mir jetzt der Schmerz dieser Veröffentlichung zu nahe geht, wenn ich mir das Mitleiden der Einen, das Lächeln der Andern, die Gleichgültigkeit Aller vergegenwärtige, welche diese dem Dunkel gewidmeten Blätter durchlesen und darin einen Raub finden, der an der Scham des Lebens oder an der Vertraulichkeit des Familienlebens begangen würde, — so lasse ich mein Pferd satteln und reite langsamen Schrittes den steinigen Fußweg von Milly hinan; ich blicke rechts und links, auf den Wiesen und in den Weinbergen die Landleute an, welche mich von ferne mit herzlichem Kopfnicken grüßen, mir freundlich zuwinken und als alte Bekannte zulächeln; ich setze mich bei herbstlicher Sonne in den entlegensten Winkel des Gartens, von dem aus man am besten das väterliche Haus, die Weinberge und Baumgärten übersieht; mit feuchtem Auge betrachte ich dieses kleine viereckige Haus, dessen Winkel

ein von meiner Mutter gepflanzter großer Epheu, wie natürliche, aus der Erde hervorragende Bogenpfeiler, die verhüten, daß die alten Mauern nicht vor mir zusammenstürzen, abrundet und grün überzieht; ich höre dem Geräusch der Hacken zu, mit welchen die Winzer den Boden des Hügels, welchen ich ihnen erhalten habe, bebauen; ich sehe aus ihren Hütten von Topfstein den Rauch des Rebholzes aufsteigen, welches die Weiber auf ihren alten Heerden anzünden, und der sie vom Felde nach Haus zurückruft; ich betrachte den Schatten der Linden, der vom Abend lang gestreckt sich bis zu mir vorzubeugen scheint, wie Phantome, die kommen, um mir die Füße zu lecken und mich zu segnen ... Ich sage mir: „Die Welt tadelt mich; meine Freunde verstehen mich nicht; das ist billig! Ich habe kein Recht, mich darüber zu beschweren ... Aber dieser Garten, dieses leere Haus, diese Weinberge, diese Bäume, diese Greise, diese Weiber, diese Kinder danken mir für ein wenig Schande, die ich über mich nahm, um sie unversehrt und glücklich um mich zu erhalten, bis zum Morgen, der auf meinen letzten Abend folgt! So wollen wir denn für sie diese Schmach tragen. Ich will es einmal meinem Vater, meiner Mutter, dem Schatten meiner Schwestern erzählen, wenn ich sie im Hause des ewigen Familienvaters wiederfinden werde; und sie — sie werden mich nicht anklagen; sie werden mich bedauern, ja vielleicht segnen für das, was ich gethan habe!...“

So thue auch Du, wie sie, mein alter Freund! Sei nachsichtig! Und kannst Du mich nicht billigen, so entschuldige mich wenigstens, indem Du an die Mauern und Bäume denkst, unter denen Du alterst in der Atmosphäre Deiner Kindheitsjahre, rings umgeben von den Erinnerungen an Deine Väter! ...

Saint-Point, 25. Dezember 1847.

Die Enthüllungen.

Erstes Buch.

1.

An Herrn ***.

Sie wünschen die erste Hälfte meines Lebens kennen zu lernen, denn Sie lieben mich; aber Sie lieben mich nur in der Gegenwart und in der Zukunft; meine Vergangenheit entgeht Ihnen; sie ist ein Theil meines Selbst, der Ihnen genommen ist; ich muß ihn Ihnen zurückstellen. Und auch mir wird es oft süß, noch öfter schmerzlich sein, mit Ihnen und für Sie allein zu jenen lebendigen und verschleierten Quellen meines Lebens, meiner Gefühle, meiner Gedanken zurückzugehen. Wenn der Fluß getrübt ist und nur noch stürmische und schon bittere Wellen zwischen dem trockenen Sande hinwälzt, ehe er sie in dem gemeinschaftlichen Ocean verliert, wer ginge nicht Welle nach Welle, Thal nach Thal, die langen Krümmungen seines Laufes zurück, um seine ersten, unter Blättern verborgenen Wellen mit dem Auge zu bewundern und mit der flachen Hand aufzufangen, — jene Wellen, die so weiß sind, wie der Schnee, aus dem sie quellen, und so blau und tief wie der Berghimmel, der sich in ihnen abspiegelt? Ja, der Wunsch, den Sie hegen, wird eine süße Erholung für meine Seele sein und zugleich Ihre zärtliche Neugierde befriedigen. Ich berühre jenen unentschiedenen Zeitpunkt des menschlichen Lebens, wo

man, nach Zurücklegung der Jahre, welche Gott gewöhnlich den begünstigsten Sterblichen zumißt, einen Augenblick zwischen den beiden Hälften seines Lebens in der Schwebe ist, ohne zu wissen, ob man noch hinaufsteigt oder bereits herabzusteigen beginnt. Da gilt es einen Augenblick stille zu stehen, wenn man sich für sich selbst noch ein wenig interessirt, oder ein Anderer Antheil an Einem nimmt, einige Blicke rückwärts zu werfen, und mitten unter den Schatten, welche sich schon um Einen zu lagern und das Gedächtniß zu umhüllen anfangen, die Gegenden, Lagen, Stunden, Personen, die süßen Erinnerungen fest zu fassen, welche der Abend verwischt, und welche man im Herzen eines Andern wieder lebendig machen möchte, wie sie im eigenen Herzen auf immer leben. Aber im Augenblick, wo ich mich anschicke, diese so geheimen und so sorgfältig verschlossenen Falten meiner Erinnerungen vor Ihnen zu entfalten, fühle ich in meiner warmen Brust Gefühle von Rührung, Melancholie und Wehmuth sich rühren, die mir fast die Stimme mit allen Seufzern meines vergangenen Lebens verschließen; sie waren gleichsam eingeschläfert, aber nicht erstorben; vielleicht habe ich Unrecht, sie wieder aufzuwecken, vielleicht werde ich nicht fortfahren können. Das Stillschweigen ist das Leichentuch der Vergangenheit; oft ist es ruchlos, noch öfter gefährlich, es wegzuziehen; aber selbst wenn man es in guter Absicht und mit Liebe wegzieht, ist der erste Augenblick furchtbar. Haben Sie jemals eine jener grausamsten Lebenserfahrungen bestanden? Ich habe zweimal diese Prüfungen überstanden und kann nie ohne Schaudern daran zurückdenken.

Der Tod hat Ihnen überraschend schnell und während Ihrer Abwesenheit eines jener Wesen geraubt, in welchen Sie selbst ihr bestes Leben eingeschlossen hatten, — eine Mutter, ein Kind, eine geliebte Frau. Auf die erschreckende Trauerkunde hin eilen Sie zurück, ehe die Erde das heilige Pfand dieses für immer eingeschlummerten Körpers aufnehme. Sie

betreten das Haus, eilen die Treppe hinauf, treten in das Zimmer: man läßt Sie allein mit Gott und dem Tod. Sie sinken neben dem Bett auf die Kniee, sie bleiben ganze Stunden mit ausgebreiteten Armen, das Gesicht an die Vorhänge des Todenbettes geheftet, liegen. Endlich stehen Sie auf; Sie machen unstäte Schritte im Zimmer auf und ab. Sie nähern sich und entfernen sich abwechslungsweise wieder von diesem Bett, auf welchem ein weißes, auf einen unbeweglichen Körper gelegtes Tuch die Gestalt des Wesens abzeichnet, das Sie nie wieder sehen werden. Ein furchtbarer Zweifel ergreift Sie: ich kann das Leichentuch zurückziehen, ich kann noch einmal das geliebte Antlitz sehen. Soll ich es so wiedersehen, wie es der Tod entstellt hat? Soll ich die geliebte Stirne über dem Tuche küssen, und dieses entschwundene Bild niemals anders wiedersehen, als in der Erinnerung und in den Farben, Blicken und Zügen, die es im Leben hatte? Was ist besser für den Trost des Ueberlebenden, für die Verehrung des Gestorbenen? Schmerzliche Wahl! Ich begreife nur zu gut, daß man sich diese Fragen stellt und verschieden beantwortet. Auch ich habe sie mir vorgelegt, aber der natürliche Zug des Herzens hatte bei mir immer über die Gründe des Verstandes die Oberhand. Ich wollte wiedersehen, ich habe wiedergesehen! Und die zarte Frömmigkeit der Erinnerung, welche ich mir einprägen wollte, hat darunter nicht Noth gelitten. Die Erinnerung an das belebte und lebende Antlitz, welches sich in meinem Gedächtniß mit der Erinnerung an das unbewegliche und wie in Marmor vom Tode gehauene Antlitz vermengte, hat in mir diesem meiner Liebe unvergeßlichen Antlitze eine Bewegung, wie die des Lebens, eine Unbeweglichkeit, wie die der Unsterblichkeit, aufgedrückt.

Ein ähnliches Gefühl des Zauderns empfinde ich, indem ich für Sie dieses in meinem Gedächtniß versiegelte Buch eröffne. Unter diesem Schleier der Vergessenheit ruht eine Leiche

— meine Jugend! Wie viele reizende Bilder, aber auch wie viel blutende Schmerzen werden mit ihr wieder lebendig werden! Immerhin; Sie wollen es; ich folge Ihnen. In welch sanftere, frömmere Hand könnte ich die noch warme Asche dessen, was mein Herz war, niederlegen, um sie noch einige Tage wach zu erhalten?

2.

Mein Gott! ich habe oft gewünscht, nie geboren zu sein! Oft verlangte es mich, zum Nichts zurückzukehren, statt mitten durch so viele Täuschungen, Leiden und auf einander folgende Verluste vorwärts zu gehen, zu jenem Verluste unserer selbst, welchen wir Tod nennen! Doch selbst in diesen Augenblicken, in welchen die Verzweiflung stärker ist, als die Vernunft, und in denen man vergißt, daß das Leben eine uns auferlegte Arbeit ist, um uns selbst zu vervollkommnen, habe ich mir immer gesagt: Es gibt Etwas, was ich bedauern würde, nicht gekostet zu haben, — die Milch einer Mutter, die Liebe eines Vaters, jene Verwandtschaft der Seelen und Geister mit Brüdern; die Rührungen, die Freunden und selbst die Leiden des Familienlebens! Die Familie ist offenbar unser zweites Ich, größer als wir selbst, älter als wir, uns überlebend mit dem, was das Beste an uns ist; sie ist das Bild des heiligen und liebenden Bundes der Wesen, geoffenbart durch die kleine Gruppe von Wesen, welche zusammenhalten, und sichtbar gemacht durch das Gefühl! Ich konnte oft begreifen, daß man die Familie ausdehnen wollte; aber sie zerstören! ... Das ist eine Lästerung gegen die Natur und eine Gottlosigkeit gegen das menschliche Herz! Wohin sollte sich alle jene liebende Zuneigung wenden, welche hier geboren ist, und im Vaterhause ihren Sitz haben! Das Leben hätte ohne die Familie keine Quelle; es wüßte nicht, woher es kommt und wohin es geht. Alle diese zarten Gefühle des Herzens würden abstrakte Begriffe

des Verstandes werden. Ja, das Meisterwerk Gottes besteht in seiner Anordnung, daß die conservativsten Gesetze der Menschheit zugleich die entzückendsten Gefühle des einzelnen Menschen sind! So lange man nicht liebt, begreift man auch nicht!

Glücklich Derjenige, den Gott im Schooße einer guten, frommen Familie das Tageslicht erblicken ließ! Das ist das größte der Glücksgüter, und unter einer guten Familie verstehe ich hier nicht eine adelige Familie, jenen Adel, welchen die Menschen ehren und auf Pergament aufzeichnen. Es gibt einen Adel unter allen Ständen. Ich habe Familien unter der arbeitenden Klasse gekannt, bei denen jene Reinheit des Gemüthes, jene ritterliche Rechtschaffenheit, jene Blume zarter Rücksicht, jene Legitimität der Tradition, welche man Adel benennt, sich in den Handlungen, in den Zügen, in der Sprache, in den Manieren eben so gut zeigten, als jemals in den höchsten monarchischen Geschlechtern. Es gibt einen Adel der Natur, wie einen der Gesellschaft, und jener ist der beste. Daran liegt nichts, in welchem Stockwerke des Hauses oder mitten in welcher Größe der Felder der heimathliche Heerd sich erbaut hat, wenn er nur die Stätte der Frömmigkeit, Redlichkeit, zarter Liebe der Familie ist, welche auf ihr sich fortpflanzt! Die Vorherbestimmung des Kindes ist das Haus, in welchem es geboren wird; seine Seele besteht zumeist aus den Eindrücken, welche sie hier empfangen hat. Der Blick der Augen unserer Mutter ist ein Theil unserer Seele, welche durch unsere eigenen Augen in uns eindringt. Wer sollte nicht, wenn er diesen Blick auch nur im Traume oder in Gedanken wieder sieht, sich in seine Seele Etwas niedersenken fühlen, was die Aufregung besänftigt und die Heiterkeit erhellt?

Gott erzeigte mir die Gnade, daß er mich in einer jener auserkorenen Familien das Licht der Welt erblicken ließ, welche gleichsam ein Heiligthum der Frömmigkeit sind, in welchen man nur den guten Geruch athmete, welchen hier einige Gene-

rationen, die der Reihe nach das Leben durchschritten, zurückgelassen haben; eine Familie ohne großen Glanz, aber auch ohne Makel, welcher von der Vorsehung eine jener mittleren Stellungen der Gesellschaft angewiesen war, in denen man durch den Namen zum Adel, durch die Beschränktheit des Vermögens zum Volke, durch die Einfachheit der Sitten und den Wohnsitz zum Landvolke gehört, mitten unter Landleuten, mit denselben Gewohnheiten und so ziemlich mit denselben Arbeiten. Sollte ich auf dieser Erde wieder geboren werden: ich wünschte wieder hier geboren zu werden. Das ist die rechte Lage, um die verschiedenen Stände der Menschheit zu betrachten und zu begreifen . . . in der Mitte. Nicht hoch genug, um beneidet, nicht tief genug, um verachtet zu werden; der richtige und genaue Mittelpunkt, in dem sich in den menschlichen Ständen eine erhabene Weltanschauung und die Frische natürlicher Gefühle, welche der Umgang mit der Natur erhält, begegnen.

3.

An den Ufern der Saône, einige Meilen von Lyon stromaufwärts, erhebt sich mitten unter Dörfern und Wiesen am Abhange eines kleinen kaum über die Ebene aufschwellenden Hügels die kleine aber reizende Stadt Mâcon. Zwei gothische Kirchthürme, von der Revolution enthauptet und von der Zeit unterhöhlt, ziehen das Auge und das Nachdenken des Reisenden auf sich, welcher südwärts in die Provence oder nach Italien auf den Dampfschiffen fährt, von denen der Strom den ganzen Tag über durchfurcht wird. Unter diesen Ruinen der alten Kathedrale breiten sich in der Länge einer halben Stunde lange Reihen weißer Häuser und Quais aus, wo man die Waaren des südlichen Frankreichs und den Wein von Mâcon aus- und einladet. Die obere Stadt, welche man vom Strom aus nicht sehen kann, ist der Stille und Ruhe überlassen. Man möchte sie fast eine spanische Stadt nennen. Das Gras wachst hier

den Sommer über in den Straßen. Die hohen Mauern der alten Klöster machen die engen Straßen derselben finster. Ein Gymnasium, ein Spital, Kirchen, von denen die einen restaurirt, die andern verfallen sind und als Magazine von den Böttchern gebraucht werden; ein großer, an beiden Enden mit Linden beflanzter Platz, auf dem die Kinder spielen und die Greise sich niedersetzen, um an warmen Tagen sich von der Sonne erwärmen zu lassen; lange Vorstädte mit niedrigen Häusern, welche sich bis zum Gipfel des Hügels hinaufschlingen, an die Mündung der Hauptstraßen; einige hübsche Häuser, deren eine Seite der Stadt zugekehrt ist, während die andere bereits ins Freie, auf die Felder geht; und in der Umgebung des Marktplatzes einige große Häuser, die fast immer geschlossen sind und im Winter die alten Familien der Provinz beherbergen: — das ist ein Ueberblick der obern Stadt. Sie ist das Quartier der Klasse der Gesellschaft, welche man ehemals den Adel und die Geistlichkeit nannte; sie ist noch immer der Wohnsitz der Beamten und der Besitzenden. Dieselbe Beobachtung läßt sich überall machen: die Bevölkerung steigt von den Höhen herab zur Arbeit, und steigt zu ihnen zurück zur Ruhe. Sie ziehen sich vom Geräusch zurück, sobald sie ein behagliches Wohlleben führen können.

An einer Ecke dieses Platzes, welcher vor der Revolution ein Wall war und diesen Namen noch beibehalten hat, sieht man ein großes, hohes Haus mit wenig Fenstern, dessen hohe, massive, aber durch den Regen geschwärzte und von der Sonne aufgelockerte Mauern seit mehr als einem Jahrhundert mit dicken eisernen Reifen zusammengehalten werden. Eine hohe, breite Thüre, zu welcher man durch eine Treppe mit zwei Stufen gelangt, führt zu einer langen Hausflur, an deren Ende eine schwere steinerne Treppe von Stockwerk zu Stockwerk führt, um zahlreiche und tiefe Zimmer zu bedienen. In diesem Hause wurde ich geboren.

4.

Mein Großvater war noch am Leben. Er war ein alter Edelmann, welcher lange in den Armeen Ludwigs XIV. und XV. gedient, und das Kreuz von Saint-Louis in der Schlacht bei Fontenoy erhalten hatte. Als er mit dem Grad eines Rittmeisters in seine Provinz zurückkehrte, brachte er dahin die Gewohnheiten der Eleganz, des Glanzes und des Vergnügens mit, wie er sie am Hofe oder in den Garnisonen angenommen hatte. Er selbst besaß ein schönes Vermögen in seinem Lande, und hatte eine reiche Erbin von Franche-Comté geheirathet, welche ihm als Heirathsgut schöne Landgüter und große Waldungen in der Nähe von Saint-Claude und in den Schluchten des Jura, nicht weit von Genf, mitbrachte. Er hatte sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Nach der damaligen Sitte der Zeit war das ganze Familienvermögen dem Aeltesten der Söhne bestimmt. Der zweite hatte sich gegen seinen Willen zum Geistlichen machen lassen, ob er gleich gar keine Neigung für diesen Stand hatte. Von den drei Töchtern waren zwei in Klöstern untergebracht worden, die dritte war Stiftsdame und hatte ihr Gelübde abgelegt. Mein Vater war der Jüngste dieser zahlreichen Familie. Seit seinem sechszehnten Jahre hatte man ihn zum Militär geschickt, wo er bei demselben Regimente eintreten sollte, in welchem vor ihm sein Vater gedient hatte. Er sollte nie heirathen, so wollte es der Geist jener Zeit. Er sollte in dem bescheidenen Grade eines Rittmeisters, zu dem er frühzeitig gelangt war, altern; von Zeit zu Zeit in das väterliche Haus im Urlaub kommen; langsam das Kreuz von Saint-Louis verdienen, welches das höchste Ziel des Ehrgeizes des Landadels war; dann, in vorgerückterem Alter, mit einem mäßigen Ruhegehalt des Königs und einem noch geringeren Erbtheil in einem oberen Zimmer irgend eines alten Schlosses seines ältesten Bruders sich das Leben fristen, den Garten

überwachen, mit dem Geistlichen auf die Jagd gehen, die Pferde dressiren, mit den Kindern spielen, eine Partie Schach oder Brettspiel mit den Nachbarn spielen, — geboren zum gehorsamen Diener aller Welt, zum Sklaven des Hauses, der noch froh sein sollte, daß er es sei, — geliebt, aber hintangesetzt von Jedermann, und so sein Leben im Dunkel, ohne Besitz, ohne Frau, ohne Nachkommenschaft hinschleppend, bis Schwäche und Alter ihn vom Salon auf sein leeres Schlafzimmer verbannen würden, in dem sein Helm und sein alter Degen an der Wand aufgehängt waren, und bis man eines Tages im Schlosse sagen würde: „Der Ritter ist gestorben."

Mein Vater war der Ritter von Lamartine, und dieses Leben war ihm bestimmt. Bescheiden und gehorsam, wie er war, hätte er sich, zwar mit Seufzen, aber ohne Widerrede darein gefügt. Ein unerwartetes Ereigniß änderte plötzlich alle diese Vorherbestimmungen des Schicksals. Sein ältester Bruder wurde kränklich und die Aerzte riethen ihm das Heirathen ab. Er sagte zu seinem Vater: „Man muß den Ritter verheirathen." Alle Familiengefühle und alle Vorurtheile der Gewohnheit sträubten sich bei dem alten Edelmann gegen einen solchen Vorschlag. Die Ritter sind nicht zum Heirathen auf der Welt. Man ließ meinen Vater bei seinem Regiment. Man vertagte von Jahr zu Jahr diese Schwierigkeit, welche besonders meiner Großmutter ein Aergerniß war. — Den Ritter verheirathen! Das war entsetzlich. — Auf der andern Seite war es ein Verbrechen gegen das Blut, das bescheidene Geschlecht und den dunkeln Namen aussterben zu lassen. Man mußte sich entscheiden. Gleichwohl entschied man sich nicht, und die Revolution nahte heran.

5.

Es gab damals in Frankreich, wie noch jetzt in Deutschland, einen zugleich religiösen und weltlichen Orden, von dem

es uns heutzutage schwer fallen dürfte, uns ohne Lächeln eine Vorstellung zu machen, so nahe berührten sich in ihm die Welt und Religion und vermengten sich mit einander in einem reizenden und zugleich strengen Contraste. Man nannte diesen Orden das Kapitel der adeligen Stiftsdamen. Diese Kapitel waren auf folgende Weise bestellt.

In eine in der Regel gut ausgewählte Provinz und Landschaft, in nicht großer Entfernung von irgend einer großen Stadt, deren Nähe diese Art von Klöstern ohne Klosterzwang belebte, schickten die reichen und adeligen Familien des Königreichs nach den Schuljahren diejenige ihrer Töchter, welche keinen Geschmack an dem strengen Klosterleben fanden, und denen gleichwohl die Familien keine hinreichende Mitgift geben konnten, um sie zu verheirathen.

Man gab jeder derselben eine kleine Aussteuer mit, erbaute ihnen ein hübsches Haus, das von einem kleinen Garten umgeben war, nach einem einförmigen Grundriß in der Nähe der Kapelle des Kapitels. Es war dieses eine Art freier Klöster, die neben einander standen, aber deren Eingang der Welt halb offen stand; eine unvollkommene Säkularisirung der früheren religiösen Orden; ein eleganter und sanfter Uebergang zwischen der Kirche und der Welt. Diese jungen Fräulein traten hier mit dem Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren ein. Sie lebten zuerst unter der sehr wenig beengenden Aufsicht der ältesten Stiftsdamen, welche ihr Gelübde abgelegt hatten, und denen ihre Familien sie anvertraut hatten; sobald sie das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatten, besorgten sie selbstständig ihre Haushaltung, vereinigten sich mit einer oder zwei ihrer Freundinnen, und lebten in Gruppen von zwei oder drei zusammen.

Sie lebten im Kapitel fast nur die Sommermonate. Den Winter über wurden sie in die benachbarten Städte, in den Schooß ihrer Familien zurückberufen, um hier ein vergnügtes

halbes Jahr zuzubringen und den Salon ihrer Mutter zu schmücken. Während ihres Aufenthalts im Kapitel war ihnen kein anderer Zwang auferlegt, als der, zweimal täglich die Messe in der Kirche zu singen, und auch hier genügte der kleinste Vorwand einer Entschuldigung. Am Abend kamen sie bald bei der Aebtissin, bald bei einer ihrer Freundinnen zusammen, um zu spielen, zu plaudern, vorzulesen, ohne andere Ueberwachung als die einer alten Aebtissin, welche für diese heitere Gesellschaft eine sehr nachsichtige Aufseherin war. Man mußte bloß zu bestimmten Stunden nach Hause gehen. Männer waren von diesen Gesellschaften ausgeschlossen, aber eine Ausnahme war gestattet, mit welcher sich Alles vertrug. Jede der jungen Stiftsdamen durfte ihre Brüder für eine bestimmte Anzahl von Tagen zum Besuche aufnehmen und dieselben in den Gesellschaften des Kapitels ihren Freundinnen vorstellen. Hier bildeten sich natürlich die zärtlichsten Herzensverbindungen zwischen den jungen Offizieren, welche einige Tage im halben Jahre bei ihrer Schwester verweilten, und den jungen Freundinnen dieser Schwester. Daran knüpften sich freilich auch von Zeit zu Zeit ein paar Entführungen oder einiges Geflüster im Kapitel; aber in der Regel war eine fromme Zurückhaltung, ein untadelhafter Anstand in diesem Verhältniß so schüchterner Vertraulichkeit zu finden, und die gegenseitig eingeflößten Gefühle, die durch jährliche Besuche im Kapitel wach erhalten wurden, gaben später Veranlassung zu Neigungsheirathen, die heutigen Tages in Frankreich zu den großen Seltenheiten gehören.

6.

Eine der Schwestern meines Vaters war Stiftsdame in einem jener adeligen Klöster in Beaujolais, an den Ufern der Saône, zwischen Lyon und Mâcon; sie hatte im Alter von vierundzwanzig Jahren ihr Gelübde abgelegt. Sie hatte

hier ein Haus, welches mein Großvater für sie erbaut hatte. Bei ihr wohnte eine reizende Freundin, sechszehn Jahre alt, welche eben erst in's Kapitel eingetreten war. Als mein Vater seine Schwester in Salles (so heißt das Dorf) besuchte, zogen die himmlischen Reize, der Geist und die Tugenden dieses jungen Mädchens seine Aufmerksamkeit auf sich. Die junge Nonne und der schöne Offizier liebten sich. Die Schwester meines Vaters war die natürliche Vertraute ihrer gegenseitigen Neigung. Sie begünstigte sie; nach Besiegung vieler Hindernisse, nach vielen Jahren beständiger Treue, nach Ueberwindung vielen Widerspruchs der Familie erfüllte sich das Geschick, dessen mächtigster Verbündeter immer die Liebe ist, und mein Vater heirathetete die Freundin seiner Schwester.

7.

Alix des Roys, dieses ist der Name unserer Mutter, war die Tochter des Herrn des Roys, des Generalintendanten der Finanzen des Herzogs von Orléans. Frau von Roys, seine Frau, war Untergouvernantin der Kinder dieses Fürsten, die Favoritin jener schönen und tugendhaften Herzogin von Orléans, welche die Revolution achtete, ob sie sie gleich aus ihrem Palaste verstieß, ihre Söhne verbannte, und ihren Mann auf das Schaffot führte. Herr und Frau des Roys hatten den Winter im Palais-Royal, den Sommer in Saint-Cloud eine Wohnung. Meine Mutter wurde hier geboren, sie wurde hier mit dem König Louis Philipp in jener Vertraulichkeit erzogen, welche sich immer zwischen Kindern, die von demselben Alter sind und sich in den gleichen Unterricht und die gleichen Spiele theilen, bildet.

Wie oft hat uns nicht unsere Mutter von der Erziehung dieses Fürsten erzählt, welchen eine Revolution vom Vaterlande verbannen, eine andere Revolution auf einen Thron erheben sollte? Es gibt keinen Springbrunnen, keinen Laub-

gang, keine Wiese in den Gärten von Saint-Cloud, von der wir nicht aus ihren Kindheitserinnerungen gehört hätten, noch ehe wir sie selbst gesehen hatten. Saint-Cloud war für sie ihr Milly, ihre Wiege, der Ort, wo alle ihre ersten Gedanken gekeimt, geblüht und großgewachsen waren, sammt den Pflanzen dieses schönen Parkes. Alle bekannte Namen des achtzehnten Jahrhunderts waren die ersten Namen, die sich in ihr Gedächtniß gegraben hatten.

Frau des Roys, ihre Mutter, war eine Frau von Verdienst. Ihre Dienstleistungen im Hause des ersten Prinzen vom Geblüte brachten in ihre Nähe viele der berühmten Männer jener Zeit. Voltaire machte auf seiner kurzen und letzten Reise nach Paris, die ein Triumphzug war, einen Besuch den jungen Prinzen. Meine Mutter, welche damals nur sieben oder acht Jahre alt war, war bei dem Besuche zugegen, und so jung sie auch war, so begriff sie doch an dem Eindruck, welcher sich rings um sie offenbarte, daß sie hier etwas mehr als einen König sehe. Die Haltung Voltaire's, seine Kleidung, sein Stock, seine Bewegungen, seine Worte waren in dem Gedächtniß dieses Kindes tief eingegraben geblieben, wie der Eindruck eines vorsündflutlichen Geschöpfes im Gestein unserer Gebirge.

D'Alembert, Laclos, Frau von Genlis, Buffon, Florian, der englische Geschichtschreiber Gibbon, Grimm, Morellet, Necker, die Staatsmänner, die Literaten, die Philosophen jener Zeit lebten in Gesellschaft von Frau des Roys. Sie hatte überdies Berührungen gehabt mit dem Unsterblichsten unter ihnen, mit Jean Jacques Rousseau. Obgleich meine Mutter sehr fromm und sehr streng dem katholischen Dogma zugethan war, hatte sie doch eine zärtliche Bewunderung diesem großen Manne bewahrt, ohne Zweifel, weil er mehr als Geist, weil er ein Herz hatte. Sie war nicht der Religion seines Geistes, aber der Religion seines Herzens zugethan.

8.

Der Herzog von Orléans, auch Graf von Beaujolais, hatte eine gewisse Anzahl von Damen in das Kapitel von Salles, welches zu seinem Herzogthum gehörte, zu ernennen. Auf diese Weise und durch seine Vermittlung wurde meine Mutter zur dortigen Stiftsdame im Alter von fünfzehn oder sechszehn Jahren ernannt. Ich besitze noch ein Bild von ihr aus jenem Alter, außer dem Bilde, welches alle ihre Schwestern und mein Vater uns so oft von ihr aus dem Gedächtniß entwarfen. Sie ist in ihrem Stiftsdamen-Costüme abgebildet. Man sieht ein großes, hoch aufgeschossenes, schlankes Mädchen, mit schönen weißen Armen, welche vom Ellenbogen an aus den engen Aermeln eines schwarzen Kleides hervorgehen. Auf der Brust ist das kleine goldene Kreuz des Kapitels angeheftet. Ueber ihre schwarzen Haare fällt, auf beiden Seiten des Kopfes, ein Schleier von weniger schwarzen Spitzen als ihre Haare. Nur ihr ganz junges und naives Gefühl glänzt mitten unter diesen dunkeln Farben.

Die Zeit hat das Frische des Colorits von fünfzehn Jahren etwas gebleicht. Aber die Züge sind noch so rein, als ob der Pinsel des Malers auf dem Farbenbrett noch nicht getrocknet wäre. Man findet auf dem Bilde jenes innere Lächeln des Lebens, jene unversiegbare Zärtlichkeit der Seele und des Blickes, vor Allem aber jenen so heitern Lichtstrahl der Vernunft, voll Empfindsamkeit, welcher wie eine ewige Liebkosung aus ihrem etwas tief gelegenen und von den Wimpern verschleierten Auge floß, als ob sie hätte nicht alle Klarheit und alle Liebe, welche sie in ihren schönen Augen hatte, ausströmen wollen. Wenn man nur dieses Portrait ansieht, begreift man die ganze leidenschaftliche Liebe, welche sie meinem Vater, die ganze kindliche Liebe, welche sie ihren Kindern einflößen mußte.

Mein Vater selbst war in jener Zeit durch sein Aeußeres

wie durch seinen Charakter werth, das Herz einer zartfühlenden und muthigen Frau zu gewinnen. Er war nicht mehr sehr jung; er war achtunddreißig Jahre alt. Aber für einen Mann aus starkem Geschlecht, welcher im Alter von neunzig Jahren noch mit jugendlichem Körper und Geist sterben mußte mit allen seinen Zähnen, Haaren und der ganzen ernsten und imponirenden Schönheit, welche das Greisenalter zuläßt, war dies die Blüte des Lebens. Er hatte einen hohen Wuchs, eine militärische Haltung, männliche Züge mit dem ganzen Charakter der Ordnung und des Befehles. Milder Stolz und Offenheit waren die beiden Züge, welche die Augen in seiner Physiognomie lasen. Er affektirte weder Leichtsinn noch Grazie; ob er deren gleich viel in seinem Geiste besaß. Mit einem seltenen Kochen des Bluts im Innersten des Herzens erschien er äußerlich kalt und unempfindlich, weil er sich vor sich selbst fürchtete und seiner Weichheit beinahe schämte.

Nie gab es einen Mann, welcher in seine Tugend weniger Zweifel setzte, und der mehr als er die strengen Tugenden einer heroischen Natur mit aller Scham eines Weibes verbarg. Ich wurde selbst dadurch lange Jahre getäuscht. Ich hielt ihn für hart und rauh, während er nur gerecht und streng war. Seine Neigungen waren wie seine Seele der alten Zeit gemäß. Patriarch und Militär — das war der ganze Mann. Die Jagd und die Wälder, wenn er auf Urlaub in der Provinz war. Im übrigen Jahre sein Regiment, sein Pferd, seine Waffen, strenge Einhaltung der Disciplin, welche durch die Begeisterung für das Soldatenleben veredelt wurde: — das war seine ganze Beschäftigung. Er kannte nichts Höheres als seinen Rittmeisterrang und die Achtung seiner Kameraden. Sein Regiment lag ihm mehr am Herzen als seine Familie. Die Ehre seines Regiments war ihm so heilig als die eigene. Er wußte auswendig die Namen aller Offiziere und Gemeinen. Er wurde von ihnen angebetet. Sein Stand war sein Leben.

Ohne irgend welches Streben nach höherem Rang und größerem Vermögen war ihm sein Ideal, das zu sein, was er war, — ein guter Offizier; die Ehre für die Seele, den Dienst des Königs für die Religion zu haben, sechs Monate des Jahres in einer Garnisonsstadt, und die sechs übrigen Monate in einem kleinen Hause auf dem Lande, mit einer Frau und Kindern zu leben. Kurz mein Vater war ein, durch den Soldaten ein wenig umgewandelter Naturmensch.

Die Revolution, das Unglück, die Jahre und Ideen veränderten und vervollkommneten ihn in vorgerückterem Alter. Ich kann sagen, daß ich selbst seine große und gewandte Natur sich erst nach siebzig Lebensjahren entwickeln sah. Er gehörte zum Geschlechte jener Eichen, welche fortleben und neues Leben treiben bis zum Tage, wo die Axt an ihre Wurzeln gelegt wird. Noch im Alter von achtzig Jahren vervollkommnete er sich.

9.

Ich erwähnte bereits, welche Hindernisse vom Schicksal, welche Vorurtheile von der Familie seiner Heirath entgegengestellt wurden. Seine Beharrlichkeit und die meiner Mutter überwanden sie. Sie wurden in demselben Augenblick vereinigt, in welchem die Revolution alle menschlichen Gebäude und den Boden selbst, auf welchem man sie aufführte, erschütterte.

Bereits hatte die constituirende Versammlung sich ans Werk gemacht. Sie zerstörte mit einer, so zu sagen übermenschlichen Kraft des Verstandes die Privilegien und Vorurtheile, auf welchen die alte gesellschaftliche Ordnung in Frankreich sich auferbaut hatte. Bereits hatte jene große Aufregung des Volks, gleich den Wogen, welche der Wind durch einander jagt, sowohl Versailles, als die Bastille und das Stadthaus von Paris weggetragen. Aber noch bestand der Enthusiasmus des Adels selbst für die große politische und religiöse Wiedergeburt. Trotz jener ersten Erschütterungen des Bodens hoffte

man, daß dieses nur vorübergehend wäre. Man hatte in der Vergangenheit keine Skala, um zum Voraus die Höhe zu bemessen, welche diese Ueberschwemmung neuer Ideen erreichen würde. Mein Vater war mit seiner Heirath nicht aus dem Militärdienste getreten. Er sah in allem Diesem bloß die Aufforderung, seiner Fahne zu folgen, den König zu vertheidigen, den Kampf einiger Monate gegen die Unordnung, die Gelegenheit, einige Tropfen seines Blutes seiner Pflicht zu opfern. Diese ersten Blitze eines Gewitters, welches einen Thron umstürzen und Europa ein halbes Jahrhundert lang erschüttern sollte, verloren sich für meine Mutter und ihn in den ersten Freuden ihrer Liebe und in den ersten Hoffnungen ihres Glückes. Ich erinnere mich, eines Tages einen durch das Gewitter vom Stamm losgerissenen Ast einer Weide gesehen zu haben, der des Morgens über ausgetretenen Wassern der Saone hinschwamm. Das Weibchen einer Nachtigall brütete noch darauf ihr Nest aus, während dieses vom Strom abwärts getrieben wurde, und das Männlein folgte im Flug seiner auf Trümmern wogenden Liebe.

Zweites Buch.

1.

Kaum hatten sie ihr so lang ersehntes Glück zu kosten angefangen, als es unterbrochen wurde, und sie sich trennen mußten, um sich vielleicht nie wieder zu sehen. Es war dieses der Augenblick der Auswanderung. Damals war die Emigration noch nicht, was sie später wurde, eine Flucht vor Verfolgung oder vor dem Tod. Ein allgemeines Verlangen nach Auswanderung hatte den französischen Adel ergriffen. Das von den Fürsten gegebene Beispiel wirkte ansteckend. Regimenter verloren über Nacht ihre Offiziere. Es galt eine Zeit lang für Schande, da zu bleiben, wo der König und Frankreich waren. Darum bedurfte es großen Muthes und großer Charakterfestigkeit, um diesem epidemischen Wahnsinn zu trotzen, welcher den Namen der Ehre für sich beanspruchte. Mein Vater hatte diesen Muth; er weigerte sich auszuwandern. Erst als man von den Offizieren der Armee einen Eid forderte, welchen ihm sein Gewissen als einem Diener des Königs zu schwören nicht erlaubte, gab er seine Entlassung ein. Aber der zehnte August näherte sich: man fühlte sein Kommen. Man wußte zum Voraus, daß das Schloß der Tuilerien angegriffen werden würde, daß das Leben des Königs bedroht wäre, daß die Constitution von 91 (ein augenblicklicher Vergleich zur Güte zwischen dem repräsentativen Königthum und dem souveränen Volke) in Strömen Blutes umgestoßen oder triumphiren würde. Die dem kleinen Reste, welche von der Monarchie noch übrig waren, ergebenen Freunde und die an die Person des Königs durch persönliche oder sittliche Bande geknüpften Männer zählten

und vereinigten sich, um die constitutionelle Garde Ludwigs XVI. zu verstärken, und sich am Tage der Gefahr um ihn zu schaaren. Mein Vater war unter der Zahl dieser Männer von Herz.

Meine Mutter trug mich damals unter ihrem Herzen. Sie versuchte nicht ihren Gatten zurückzuhalten. Mitten unter ihren Thränen sogar konnte sie nie begreifen, was das Leben ohne Ehre sei, und nie schwankte sie eine Minute lang zwischen einem Schmerz und einer Pflicht.

Mein Vater reiste ohne Hoffnung, aber ohne Zaudern ab. Er kämpfte mit der constitutionellen Garde und mit den Schweizern, um das Schloß zu vertheidigen. Nachdem Ludwig XVI. seine Wohnung verlassen hatte, artete der Kampf in ein Gemetzel aus. Mein Vater wurde im Tuileriengarten von einem Flintenschuß verwundet. Er floh, wurde, als er bei den Invaliden über den Fluß wollte, festgenommen, nach Vaugirard geführt und einige Stunden in einem Keller eingekerkert. Seine Freilassung wurde begehrt und sein Leben gerettet von dem Gärtner eines seiner Verwandten, der Offizier der Municipalgarde war, und ihn durch einen wunderbaren Zufall erkannte. Nachdem er so dem Tode entronnen war, kehrte er zu meiner Mutter zurück und lebte in tiefer Zurückgezogenheit auf dem Lande bis zu der Zeit, wo die revolutionäre Verfolgung Denen, welche an der alten Ordnung der Dinge festhielten, keine andere Zufluchtsstätte offen ließ, als Gefängniß oder Schaffot.

2.

Die Familie meines Großvaters bot wenig Anlaß zur Verfolgung. Keines ihrer Mitglieder war ausgewandert. Mein Großvater selbst war ein Greis von mehr als achtzig Jahren. Sein ältester Sohn, wie auch der zweite, der Abbé von Lamartine, welche beide in den Grundsätzen des achtzehnten Jahr-

hunderts auferzogen worden waren, hatten seit ihrer frühesten Kindheit die Milch jener Philosophie getrunken, welche der Welt eine Neugestaltung verhieß. Sie gehörten zu jenem Theil des jungen Adels, welcher die Ideen einer politischen Wiedergeburt tiefer auffaßte und mit dem größten Eifer verbreitete. Man irrt sich gewaltig über den Ursprung der französischen Revolution, wenn man voraussetzt, sie sei von Unten ausgegangen. Die Ideen kommen immer von Oben herab. Nicht das Volk hat die Revolution gemacht, sondern der Adel, die Geistlichkeit und der denkende Theil des Volkes. Der Aberglaube entsteht hie und da im Volke, aber die Philosophieen entstehen nur im Kopfe der Nationen. Die französische Revolution ist aber eine Philosophie.

Mein Großvater und zumeist meine Oheime hatten den Saft der Revolution in ihrem Geiste. Sie waren leidenschaftliche Anhänger einer constitutionellen Regierung, einer nationalen Vertretung, der Aufhebung bevorzugter Stände in eine einzige, denselben Gesetzen und denselben Abgaben unterworfene Nation. Mirabeau, die Lameth, Lafayette, Monnier, Virieu, La Rochefoucauld waren die Hauptapostel ihrer politischen Religion. Frau von Monnier (die Sophie Mirabeau's) hat einige Zeit bei meinem Großvater gelebt. Lafayette war mit dem Abbé von Lamartine erzogen worden. Sie hatten sich in Paris wieder zusammen gefunden und unterhielten mit einander einen regelmäßigen Briefwechsel. Sie waren in wahrer Freundschaft verbunden, in einer Freundschaft, welche vierzig Jahre der Trennung überlebte, und von welcher der berühmte General mir noch ein Jahr vor seinem Tode sprach.

Das war die politische Farbe der Familie. Sie war nichts weniger, als der Revolution von 89 feindlich; mein Vater und mein Oheim trennten sich erst dann von der neuen Bewegung, als die Revolution, aus den Händen der Demokraten gerissen, zur Demagogie wurde und gegen Die wüthete, welchen

sie das Leben verdankte, als sie Gewaltherrschaft, Plünderung und Verbrechen wurde. Mit diesem Augenblick trat die Verfolgung auch in ihrem Hause ein, und verließ sie nicht mehr, bis nach dem Tode von Robespierre.

3.

Das Volk kam in einer Nacht und riß aus ihrer Wohnung meinen Großvater, trotz seiner vierundachzig Jahre, meine Großmutter, die fast ebenso alt und krank war, meine beiden Oheime, meine drei Tanten, die Ordensschwestern, die bereits aus ihren Klöstern verjagt waren. Man warf diese ganze Familie wild durch einander auf einen von Gendarmen begleiteten Wagen, und führte diesen, mitten unter dem Zischen und Geschrei des Volkes, bis nach Autun. Hier hatte man ein sehr großes Gefängniß eingeräumt, daß es alle verdächtigen Personen der Provinz beherberge. Mein Vater wurde durch eine Ausnahme, deren Grund er nicht kannte, von seiner übrigen Familie losgetrennt und im Gefängniß von Mâcon eingekerkert. Meine Mutter, an deren Brust ich damals trank, wurde allein in der Wohnung meines Großvaters, unter der Aufsicht einiger Soldaten der revolutionären Armee, gelassen. Kann man sich wundern, daß die Menschen, deren Leben aus jenen traurigen Tagen stammt, mit ihrer Geburt einen Hang zur Wehmuth und einen Zug zur Melancholie dem französischen Geiste aufdrückten? Waren Virgil, Cicero, Tibull, Horaz selbst, welche diesen Charakter dem römischen Volksgeiste einflößten, nicht wie wir in Zeiten großer bürgerlicher Kriege in Rom, unter dem Lärm der Proscriptionen eines Marius, Sylla, Cäsar geboren? Man denke an die Eindrücke des Schreckens und des Mitleidens, welche die Herzen jener römischen Frauen in sich aufnahmen, während sie jene Männer unter ihren Herzen trugen. Man denke an die von Thränen gesäuerte Milch, welche ich selbst von meiner Mutter erhielt, während die ganze Familie

in einer Gefangenschaft war, die sich nur mit dem Tode zu lösen schien, während der von ihr angebetete Gatte auf den Stufen des Schaffots stand, während sie selbst in ihrem verödeten Hause eine Gefangene war, während rohe Soldaten ihre Thränen belauerten, um ihr aus ihrer Liebe ein Verbrechen zu machen und ihren Schmerz zu verhöhnen!

4.

Im hintern Theile des Hauses meines Großvaters, welches sich von einer Straße zur andern ausdehnte, war ein kleines, niedriges und finsteres Häuschen, welches mit dem großen Hause durch einen finstern Verbindungsgang und durch einen kleinen, schmalen und feuchten Hofraum verbunden war. In diesem Hause wohnten alte entlassene Bediente meines Großvaters, welche durch kleine Pensionen, die sie noch immer erhielten, und durch einzelne gefällige Dienste, welche sie von Zeit zu Zeit ihrer alten Herrschaft erzeigten, zur Familie gehörten, — eine Art römischer Freigelassenen, wie jede Familie welche zu haben das Glück hat. Als das große Wohngebäude mit Beschlag belegt worden war, zog sich meine Mutter allein, mit einer oder zwei Mägden, in dieses Haus zurück. Dasselbe zog sie noch aus einem andern Grunde an.

Gerade gegenüber von ihren Fenstern, auf der andern Seite dieser dunkeln, stillen und engen Gasse, welche an die Straßen Genua's erinnern konnte, erhoben sich und erheben sich noch heute die hohen, von wenigen Fenstern durchbrochenen Mauern des Ursulinerklosters, — ein dem äußern Anblick nach finsteres, seiner Bestimmung gemäß abgelegenes Gebäude, mit dem schönen Portal einer auf der einen Seite anstoßenden Kirche, und auf der Rückseite mit tiefem Hofe und einem Garten, der von schwarzen und so hohen Mauern umgeben war, daß keine Hoffnung war, über sie zu entfliehen. Da die gewöhnlichen Gefängnisse der Stadt mit Gefangenen überfüllt

waren, ließ das revolutionäre Gericht Mâcon's dieses Kloster zu einem Ergänzungsgefängniß verwenden. Der Zufall oder die Vorsehung wollte, daß mein Vater hier eingekerkert wurde. So lag zwischen ihm und seinem Glücke nur eine Mauer und die Breite einer Straße. Ein zweiter Zufall wollte, daß ihm das Ursulinerkloster in allen seinen innern Gängen und Zimmern so bekannt war, wie sein eigenes Haus. Eine der Schwestern meines Großvaters, die Frau von Lusy hieß, war die Aebtissin der Ursulinerinnen von Mâcon. Die Kinder ihres Bruders spielten in ihren frühern Jahren viel in dem Kloster. Es gab keinen Weg im Garten, keine Zelle, keine verborgene Treppe, keine Mansarden, keine Dachkammern, noch Kellerlöcher, die sie nicht gekannt und sich nicht in ihr Kindesgedächtniß unverwüstlich eingegraben hätten.

Als mein Vater plötzlich in dieses Gefängniß geworfen wurde, befand er sich also auf bekanntem Boden. Um das Glück vollständig zu machen, war der Gefängnißwärter, ein sehr bestechlicher Republikaner, fünfzehn Jahre zuvor Kürassier in der Compagnie meines Vaters gewesen. Sein neues Amt veränderte ihm nicht das Herz. Gewohnt, wie er war, seinen Kapitän zu achten und zu lieben, war er gerührt, als er ihn wiedersah, und als die Thore des Ursulinerklosters sich hinter dem Gefangenen schlossen, weinte der Republikaner.

Mein Vater befand sich hier in guter und zahlreicher Gesellschaft. Das Gefängniß beherbergte ungefähr zweihundert schuldlose Gefangene, die Verdächtigen aus den Departementen. Sie waren in den Sälen, Eßzimmern und Gängen des alten Klosters auf einander gedrängt. Mein Vater bat den Gefängnißwärter, als einzige Gunstbezeigung, um die Erlaubniß, allein in einer Ecke der Dachbühne wohnen zu dürfen. Ein hohes Dachfenster auf der Seite der Straße würde ihm wenigstens den Trost lassen, von Zeit zu Zeit durch die Gitter das Dach seines eigenen Hauses zu erblicken. Diese Erlaubniß wurde

ihm ertheilt. Er richtete sich unter dem Dache mit einigen Brettern und einem elenden Lager ein. Am Tage ging er zu seinen Unglücksgefährten hinab, um sein Essen zu nehmen, zu spielen und von den Zeitereignissen zu reden, von denen die Gefangenen sich nur Conjekturen machen konnten, denn man gestattete ihnen keinerlei geschriebene Verbindung nach Außen. Doch diese Trennung währte nicht lange für meinen Vater.

Dasselbe Gefühl, welches ihn bei seiner Bitte an den Kerkermeister geleitet hatte, daß ihm eine Zelle, die auf die Straße gehe und die ihn ganze Stunden die Blicke auf das Dach seines vor ihm liegenden Hauses richten ließe, vergönnt würde, hatte auch meiner Mutter den Gedanken eingeflößt, oft auf den Dachboden ihres Hauses zu steigen und sich in der Nähe vom Laden etwas rückwärts niederzusetzen, um zu sehen, ohne gesehen zu werden. Sie betrachtete von hier aus mitten unter ihren Thränen das Dach des Gefängnisses, wo ihrer Liebe und ihren Blicken Der, den sie liebte, entzogen war. Zwei Blicke, zwei Gedanken, welche sich durch das ganze Weltall suchen, finden sich immer am Ende. Zwischen zwei Mauern und einer engen Straße konnte es nicht anders sein, als daß sie sich begegnen mußten. Ihre Seelen waren gerührt, ihre Gedanken verstanden sich, ihre Zeichen ersetzten ihre Worte, damit ihre Stimme die Wachposten in der Straße auf ihre Mittheilungen nicht aufmerksam mache. Sie brachten so regelmäßig ein paar Stunden des Tages damit zu, einander Auge in Auge zu sehen; ihre ganze Seele hatte sich in den Augen ausgedrückt. Meine Mutter kam auf den Gedanken, in großen Buchstaben enge Linien zu schreiben, die in wenig Worten das enthielten, was sie dem Gefangenen mittheilen wollte. Dieser antwortete darauf mit einem Zeichen. Hiemit war der Anfang zu einer Verbindung gemacht, die schnell sich vollständiger ausbilden sollte. Mein Vater hatte als Ritter von der Büchse einen Bogen und Pfeile im Hause, mit denen ich in meiner

Kindheit sehr oft gespielt habe. Meine Mutter beschloß sich ihrer zu bedienen, um besser mit dem Gefangenen communiciren zu können. Sie übte sich ein paar Tage auf ihrem Zimmer im Bogenschießen, und als sie Uebung genug hatte, um gewiß zu sein, daß sie ihr Ziel nicht verfehle auf einige Fuß Entfernung, befestigte sie einen Faden an den Pfeil und sendete Pfeil und Faden in das Fenster des Gefängnisses. Mein Vater verbarg den Pfeil, und zog den Faden nach sich, der ihm einen Brief brachte. Durch dieses Mittel verschaffte man ihm unter dem Schutz der Nacht Papier, Federn und selbst Tinte. Er antwortete in aller Muße. Meine Mutter konnte ihrerseits vor Tagesanbruch lange Briefe herüberziehen, in welchen der Gefangene seine Liebe und seine Trauer ausgoß, seine Frau fragte, berieth, tröstete und von seinem Kinde sprach. Meine arme Mutter trug mich alle Tage in ihren Armen auf die Bühne, zeigte mich meinem Vater, reichte mir vor ihm die Brust, ließ sich meine kleinen Hände zu den Gittern des Gefängnisses ausstrecken; dann drückte sie meine Stirne an ihre Brust; gab mir Küsse um Küsse, indem sie so dem Gefangenen alle Liebkosungen zusandte, die sie mir an seiner Stelle gab.

5.

So vergingen Monate um Monate, gestört durch den Schrecken, bewegt durch die Hoffnung, erhellt und trostvoll mitunter durch jenes Licht, welches sich zwei liebende Blicke immer, selbst mitten in der Nacht der Trauer und des Unglücks zusenden. Die Liebe flößte meinem Vater ein noch größeres Wagniß ein, dessen Gelingen ihm das Gefängniß sogar angenehm machte und ihn das Schaffot vergessen ließ.

Ich habe bereits bemerkt, daß die Straße, welche das Kloster der Ursulinerinnen vom väterlichen Hause trennte, sehr schmal war. Mein Vater, nicht zufrieden, meine Mutter zu sehen, ihr zu schreiben und mit ihr zu reden, faßte den Ent-

schluß, sich mit ihr zusammenzufinden, indem er den Zwischenraum, welcher zwischen ihnen läge, beseitigte. Sie zitterte, er bestand darauf. Einige glückliche Stunden, welche den Verfolgungen und dem Tode vielleicht entzogen wurden, wogen eine Minute der Gefahr reiflich auf. Wer weiß, ob sich diese Gelegenheit je wiederfinden würde? ob man nicht schon morgen den Befehl erlasse, den Gefangenen nach Lyon, nach Paris, auf's Schaffot zu bringen? Meine Mutter gab nach. Vermittelst des Pfeils und des Fadens verschaffte sie ihrem Mann eine Feile. Eine der eisernen Stangen des kleinen Gefängnißfensters wurde still abgefeilt und an ihren Platz wieder gestellt. An einem mondlosen Abend wurde sodann ein starkes an dem Faden befestigtes Seil vom Dache meiner Mutter in die Hand des Gefangenen hinübergegeben. Es war auf der einen Seite an einen Balken auf der Bühne unseres Hauses festgemacht, mein Vater befestigte es auf der andern Seite an eine Stange seines Fensters. Er hing sich mit Händen und Füßen daran, zog sich von Knoten zu Knoten über dem Haupte der Schildwachen hin, kam glücklich über die Straße weg, und fand sich in den Armen seiner Frau und bei der Wiege seines Kindes.

Nachdem er so dem Gefängniß entkommen war, stand es ihm frei, nicht mehr dahin zurückzukehren; da er aber damals wegen Ungehorsams oder als Emigrirter verurtheilt worden wäre, hätte er seine Frau und seine Familie ins Verderben gestürzt, und so dachte er nicht daran. Er behielt sich als letztes Rettungsmittel die Möglichkeit dieses Entkommens für den Vorabend des Tages vor, wo er vor das revolutionäre Gericht oder zum Tode geführt wurde. Er hatte die Gewißheit, von dem Kerkermeister davon benachrichtigt zu werden. Dies war der einzige Dienst, den er von ihm gefordert hatte.

6.

Wie köstlich waren doch diese verstohlenen Nächte, in denen die Stunden im Schooße alles dessen, was man liebt, zu schnell verflossen! Einige Schritte entfernt Schildwachen, Gitter, Gefängnisse und der Tod! Sie zählten nicht, wie Romeo und Julie, die Schritte der Sterne in der Nacht an dem Gesang der Nachtigall und Lerche, sondern am Geräusch der Rundwachen, die unter ihren Fenstern hinzogen, und an der Zahl der abgelösten Wachtposten. Ehe das Firmament erbleichte, mußte mein Vater über die Straße in seine vergitterte Zelle zurückkehren. Das Seil wurde losgemacht, von meiner Mutter sachte zurückgezogen und für andere ähnliche Nächte unter Matratzen in einer Ecke der Bühnenkammer versteckt. Die beiden Liebenden hatten von Zeit zu Zeit ähnliche Zusammenkünfte, aber man mußte sie vorsichtig sparen und sorgsam die Vorkehrungen dazu treffen; denn, abgesehen von der Gefahr in die Straße zu fallen oder von den Wächtern entdeckt zu werden, war meine Mutter der Zuverlässigkeit einer ihrer Dienerinnen nicht versichert, und ein Wort der letzteren hätte meinen Vater dem Tod überantwortet.

Es war die Zeit, in welcher die Proconsuln des Convents unter sich die Provinzen Frankreichs vertheilten, und im Namen der öffentlichen Wohlfahrt eine unbeschränkte und oft blutige Herrschaft ausübten. Das Vermögen, das Leben oder der Tod der Familie hingen von einem Wort dieser Repräsentanten, von einer Rührung ihrer Seele, von einem Federstrich ihrer Hand ab. Meine Mutter, welche das Schwert des Henkers über dem Haupte ihres geliebten Mannes schweben fühlte, hatte sich schon mehrmals vorgenommen, sich zu den Füßen dieser Abgeordneten des Convents niederzuwerfen, und von ihnen die Freilassung meines Vaters zu erbitten. Ihre Jugend, Schönheit, Verlassenheit, das Kind, das sie säugte, selbst

der Rath meines Vaters hatten sie bisher von diesem Schritte zurückgehalten. Aber die dringenden Bitten der übrigen Familie, welche in den Gefängnissen von Autun schmachteten, geboten ihr jetzt gebieterisch, als Bittflehende aufzutreten, ein Schritt, der ihrem Stolz nicht weniger als ihren Ansichten sehr schwer wurde. Sie erhielt von den revolutionären Behörden Mâcon's einen Paß nach Lyon und Dijon. Wie oftmals erzählte sie mir nicht von ihrem Widerstreben, ihrer Entmuthigung, ihrem Schrecken, als sie nach unzähligen Versuchen und roh abgewiesenen Bitten ganz zitternd endlich vor einem Repräsentanten des Volkes zu erscheinen hatte! Mehrmals war es ein grober und brutaler Mann, welcher sogar diese weinende Frau nicht anhören wollte und sie mit Drohungen entließ, als wäre sie schuldig, die Gerechtigkeit der Nation mit ihren Thränen rühren zu wollen. Ein anderes Mal traf sie einen zugänglichen Mann, welchen der Anblick einer so tief gefühlten Zärtlichkeit und einer so rührenden Verzweiflung gegen seinen Willen zum Mitleid stimmte, aber den die Anwesenheit seiner Kollegen anscheinend verhärtete, und der mit den Lippen versagte, was er mit dem Herzen gewährte. Der Repräsentant Javogues war von allen diesen Proconsuln Derjenige, welcher auf meine Mutter den besten Eindruck machte. Als sie in Dijon bei ihm vorgeführt wurde, sprach er mit Güte und Achtung mit ihr. Sie hatte mich in ihren Armen bis in das Empfangzimmer des Repräsentanten getragen, damit vier Augen, die beiden einer jungen Mutter und die eines unschuldigen Kindes, Mitleid erregen würden. Javogues bat sie, Platz zu nehmen, bedauerte seine strenge Sendung, welche die Pflicht und das Wohl der Republik ihm auferlegten. Er nahm mich auf seine Kniee, und als meine Mutter eine ängstliche Bewegung machte, aus Furcht, er möchte mich fallen lassen, sagte er zu ihr: „Habe keine Angst, Bürgerin, die Republikaner haben auch Söhne!“ Und als ich lächelnd mit den Franzen

seiner dreifarbigen Bänder spielte, setzte er hinzu: „Dein Kind ist sehr schön für das Kind eines Aristokraten; erziehe es für das Vaterland und bilde aus ihm einen Bürger.“ Er erklärte, daß er sich für meinen Vater interessire, und weckte in meiner Mutter einige Hoffnung auf seine demnächst bevorstehende Befreiung. Vielleicht verdankte er es ihm, daß er im Gefängniß vergessen wurde, denn ein Befehl des Urtheilsspruches war in jener Zeit so viel als ein Todesurtheil.

Als meine Mutter nach Mâcon und in ihr Haus zurückgekehrt war, lebte sie selbst in ihrer engen Wohnung gegenüber dem Ursulinerkloster verschlossen. Von Zeit zu Zeit, wenn die Nacht sehr finster, der Mond abwesend und die Lampen vom winterlichen Wind ausgelöscht waren, wurde das Seil von einem Fenster zum andern gespannt, und mein Vater brachte ängstliche und köstliche Stunden bei der Geliebten zu.

Achtzehn lange Monate vergingen so. Der neunte Thermidor öffnete die Gefängnisse; mein Vater war frei. Meine Mutter holte in Autun die alterschwachen, kranken Eltern ab und führte sie in ihr lang verschlossenes Haus zurück. Kurze Zeit nach dieser Rückkehr starben meine Großeltern hochbetagt im Frieden in ihrem Bette. Sie hatten den großen Sturm durchgemacht, und waren von ihm erschüttert, aber nicht weggenommen worden. Sie hatten in ihm keines ihrer Kinder verloren, und als sie die Augen schlossen, durften sie hoffen, daß der Himmel auf lange Zeit seine Stürme entladen habe, und daß das Leben für Diejenigen friedlicher würde, welche sie bei ihrem Scheiden auf der Erde zurückließen.

Drittes Buch.

1.

Das ganze Vermögen meines Großvaters sollte nach dem Geiste und der Sitte der Zeit seinem ältesten Sohne zufallen. Da aber die neuen Gesetze die nachgesetzte Erbfolge und das Recht der Erstgeburt aufgehoben hatten, und ebenso das Gelübde der Armuth, das meine Tanten, die Schwestern meines Vaters, abgelegt hatten, vor dem Gesetz als ungültig galt, mußte die Familie zur Theilung des Vermögens schreiten. Die hinterlassenen Güter waren beträchtlich, sowohl in Franche-Comté als in Bourgogne. Indem mein Vater wie seine Brüder und Schwestern seinen Antheil forderte, konnte er mit einem Worte seine Lage ändern, und eine jener schönen Ländereien erhalten, welche die Familie unter sich zu vertheilen hatte. Seine gewissenhafte Rücksicht auf die Ansichten seines Vaters hinderten ihn, auch nach seinem Tode, an eine Verletzung derselben nur zu denken. Die revolutionären Gesetze, welche das Recht der Erstgeburt aufhoben, waren noch ganz neu; sie hatten in seinen Augen, so gerecht er sie auch fand, einen Schein von Zwang und Gewaltthätigkeit gegen das väterliche Ansehen. Ihre Anwendung zu seinen Gunsten gegen seinen ältesten Bruder zu fordern, schien ihm ein Mißbrauch seiner Lage zu sein. Er entschloß sich, ohne sich darauf etwas zu Gute zu thun, auf das Erbe seiner Eltern Verzicht zu leisten, und begnügte sich mit dem sehr mäßigen gesetzlichen Antheil, welchen sein Ehecontrakt ihm zugesichert hatte. Er machte sich arm, während es ihm nur ein Wort kostete, sich reich zu

machen. Die Güter der Familie wurden vertheilt. Jedes seiner Geschwister erhielt einen reichen Theil. Er wollte nichts davon; er begnügte sich, statt aller Ländereien, mit dem kleinen Landgute von Milly, das man ihm bei seiner Heirath angewiesen hatte, und das damals nur zwei bis dreitausend Franken Renten abwarf. Die Mitgift meiner Mutter war nicht bedeutend. Die Besoldungen, welche ihr Vater und ihre Brüder in dem Hause Orléans erhielten, hatten mit der Revolution aufgehört. Die Prinzessinnen dieser Familie waren verbannt; sie schrieben von Zeit zu Zeit an meine Mutter; sie erinnerten sich ihrer Freundschaft mit den Töchtern ihrer Sousgouvernantin aus ihren Kinderjahren. Sie hörten nicht auf, sie in der Verbannung mit ihrem Andenken, im Glück mit ihren Wohlthaten zu ehren.

2.

Mein Vater hielt sich durch die Revolution der Treue seines Fahneneides nicht entbunden. Dieses Gefühl verschloß ihm jede Laufbahn, um sich Vermögen zu erwerben. Dreitausend Franken Einkünfte und ein kleines baufälliges und entblößtes Haus auf dem Lande für ihn, seine Frau und die zahlreichen Kinder, welche sich an den Familientisch zu setzen anfingen, war eine peinliche Lage zwischen frugaler Wohlhabenheit und drückender Armuth. Aber er hatte den Ersatz eines guten Gewissens, Liebe zu seiner Frau, die ländliche Einfachheit seines Charakters, seine genaue, aber dabei freigebige Sparsamkeit, die vollkommene Uebereinstimmung seiner Wünsche mit seiner Lage, endlich sein kindliches Vertrauen auf Gott. Mit diesem trotzte er muthig den engen Verhältnissen, in denen er sich bewegte. Meine Mutter, jung, schön, in aller Eleganz eines üppigen Hofes aufgewachsen, ging mit derselben Ruhe und demselben inneren Glücke aus den Gemächern und Gärten eines fürstlichen Hauses in das kleine

schlecht möblirte Zimmer eines seit einem Jahrhundert leer stehenden Hauses und in den einen Viertelmorgen großen Garten, der von trockenen Steinen umgeben war, in welchem sich alle große Träume ihrer Jugend begrenzen sollten. Ich habe sie unterdessen oft zu einander sagen gehört, daß trotz ihres kärglichen Auskommens diese ersten Jahre der Ruhe nach dem Sturm der Revolutionen, diese Jahre, in welchen sie auf ihre Liebe und den Genuß ihrer selbst in dieser Einsamkeit beschränkt waren, gleichwohl die glücklichsten Jahre ihres Lebens gewesen seien. Meine Mutter, so viel sie auch unter der Armuth gelitten hatte, verachtete immer den Reichthum. Wie oft und viel sagte sie mir nicht später, indem sie mit dem Finger auf die engen Grenzen des Gartens und unserer Felder von Milly wies: „Das ist wohl klein, aber groß genug, wenn wir uns darauf verstehen, unsere Wünsche und Lebensart damit in Einklang zu bringen. Das Glück liegt in uns; wir hätten dessen nicht mehr, wenn wir die Grenzen unserer Wiesen oder unserer Weinberge ausdehnen würden. Das Glück mißt sich nicht wie das Feld dem Morgen nach, es mißt sich nach der Unterwürfigkeit des Herzens; denn Gott wollte, daß der Arme so glücklich sei als der Reiche, damit Beide das Glück von Niemanden anders als von sich selbst erwarten sollten!“

3.

Ich will mir in meinen Bekenntnissen nicht Jean Jacques Rousseau zum Vorbilde nehmen. Ich werde nicht die Knabenstreiche meiner ersten Kindheit erzählen. Der Mensch fängt erst an, wenn seine Gefühle und Gedanken erwachen. Bis dahin ist der Mensch ein Wesen, er ist nicht einmal ein Kind. Der Baum beginnt freilich mit den Wurzeln, aber diese Wurzeln, wie unsere Instinkte, sind niemals dazu bestimmt, sich am Lichte zu zeigen. Die Natur verbirgt sie absichtlich, denn

das ist ihr Geheimniß. Der Baum beginnt für uns erst im Augenblick, wo er aus der Erde hervorsticht, und sich mit seinem Stamme, seiner Rinde, seinen Aesten und Blättern für das Holz, den Schatten oder die Frucht zeichnet, welche er eines Tages tragen soll. Ebenso ist es mit dem Menschen. Lassen wir darum die Wiege unsern Ammen und unser erstes Lächeln, unsere ersten Thränen und unser erstes Stammeln dem Entzücken unserer Mutter. Ich nehme mich für Sie nicht eher, als bei meinen ersten Verstandeserinnerungen auf. Die beiden ersten Scenen des Lebens, welche sich mir oft in der Erinnerung vergegenwärtigen, so oft ich auf meine Vergangenheit zurückblicke, um mich selbst wieder zu finden, sind folgende:

4.

Es ist Nacht. Die Thore des kleinen Häuschens von Milly sind verschlossen. Ein befreundeter Hund bellt von Zeit zu Zeit im Hofe. Der herbstliche Regen schlägt gegen die beiden untern Fensterscheiben, und der stoßweis blasende Wind erzeugt, indem er sich an den Aesten von zwei oder drei Platanen bricht und in die Ladenöffnungen eindringt, jenes abwechselnde und melancholische Zischen, welches man nur am Fuße großer Tannen hört, wenn man sich dazu eigens niedersetzt. Das Schlafzimmer, in welchem ich mich jetzt wiedersehe, ist groß, aber fast ganz leer. Im Hintergrund ist ein tiefer Alkove mit einem Bette. Die Bettvorhänge sind von weißer Sarsche mit blauen Streifen. Das ist das Lager meiner Mutter; zwei Wiegen stehen auf hölzernen Stühlen am Fuße des Bettes; die eine groß, die andere klein. Das sind die Wiegen meiner jüngsten Schwestern, welche schon seit langer Zeit schlafen. Ein großes Feuer von Rebhölzern brennt in der Tiefe eines Kamins von weißen Steinen, an dem der Hammer der Revolution an mehren Stellen die Platte verstümmelt hat, indem er die Verzierungen mit Wappen und Lilien be-

schädigte. Auch die Gußplatte am Feuer ist umgekehrt, wahrscheinlich weil sie auf ihrer andern Seite die königlichen Wappen vorstellte; große vom Rauch geschwärzte Balken und ebenso schwarze Bretter bilden den Plafond. Unter den Füßen ist weder ein getäfelter Boden noch ein Teppich, sondern einfache, nicht überfirnißte Ziegelplatten, von Erdfarbe, und in tausend Stücke zerbrochen durch die stark beschlagenen Stiefel und Holzschuhe der Bauern, welche aus diesem Zimmer während des Gefängnisses meines Vaters ihren Tanzsaal gemacht hatten. An den Wänden des Zimmers befinden sich keine Tapeten, kein bemaltes Papier; nur der an mehren Stellen abgefallene Gips, welcher den nackten Mauerstein sehen ließ, wie man die Glieder und Knochen durch ein zerrissenes Kleid hindurch sieht. In einem Winkel steht ein kleines geöffnetes Klavier, mit Notenheften des ländlichen Sehers von Jean Jacques Rousseau, die auf dem Instrumente herumliegen; mitten im Zimmer, in der Nähe des Feuers steht ein Spieltisch mit einem grünen Teppich, der von Tintenflecken und Löchern ganz getigert ist; auf dem Tisch zwei Unschlittlichter, welche in zwei Leuchtern aus versilbertem Kupfer brennen, und die ein wenig Helle und große bewegte Schatten auf den weißen Wänden des Zimmers verbreiten.

Gegenüber dem Kamine, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, hält ein sitzender Mann ein Buch in der Hand. Er ist von schlanker Gestalt und starkem Knochenbau. Er zeigt noch die ganze Kraft der Jugend. Seine Stirne ist offen, seine Augen blau; sein bestimmtes, graziöses Lächeln läßt blendend weiße Zähne sehen. Einige Ueberbleibsel seiner Kleidung, zumeist seine Frisur und eine gewisse militärische Steifheit der Haltung verrathen den alten Offizier. Wollte man noch daran zweifeln, so dürfte man nur seinen Säbel, seine Ordonanzpistolen, seinen Helm und die vergoldeten Zügel seines Pferdes ansehen, welche an einem Nagel der Wand am

Ende eines anstoßenden offenen Zimmerchens hängen. Dieser Mann ist unser Vater.

Auf einem geflochtenen Strohkanapee sitzt in dem Winkel, welcher das Kamin und die Mauer des Alkovs bilden, eine Frau, welche noch ein sehr jugendliches Aussehen hat, obschon sie bereits 35 Jahre alt ist. Ihre gleichfalls hohe Gestalt hat alles Schlanke und Elegante, was man bei einem jungen Mädchen sucht. Ihre Züge sind so fein, ihre schwarzen Augen haben einen so unschuldigen und durchdringenden Blick; ihre blendend weiße Haut läßt unter ihrem etwas blassen Gewebe das Blau der Adern und die bewegliche Röthe ihrer kleinsten Bewegungen hindurchscheinen; ihre sehr schwarzen, aber sehr feinen Haare fallen mit so vielen Wellenbewegungen und so seidenreichen Locken über ihre Wangen bis auf die Schultern, daß es unmöglich, ist zu errathen, ob sie 18 oder 30 Jahre alt ist. Niemand möchte von ihrem Alter eines ihrer Jahre auslöschen, welche nur dazu dienen, ihre Physiognomie zu reifen und ihre Schönheit zu vollenden.

Diese Schönheit, obgleich sie in jedem Zug rein ist, wenn man sie einzeln betrachtet, zeigt sich zunächst im Ganzen durch die Harmonie, durch die Grazie und vor Allem durch diesen Strahlenschimmer innerer Herzlichkeit, — wahre Schönheit der Seele, welche von innen heraus den Körper erleuchtet, ein Licht, von dem das schönste Antlitz nur die Offenbarung nach Außen ist. Diese junge Frau, halb auf Kissen liegend, hält ein kleines eingeschläfertes Mädchen, den Kopf auf einer ihrer Schultern. Das Kind hält noch in seinen Fingern eine der langen schwarzen Locken ihrer Mutter, mit denen es so eben noch spielte, ehe es einschlief. Ein anderes kleines, älteres Mädchen sitzt auf einem Schemmel zu den Füßen des Kanapee's, es ruht mit seinem blonden Lockenkopf auf den Knieen seiner Mutter aus. Diese junge Frau ist meine Mutter; diese

beiden Kinder sind meine ältesten Schwestern. Die beiden jüngeren ruhen in den zwei Wiegen.

Mein Vater, wie gesagt, hält ein Buch in der Hand. Er liest laut vor. Ich glaube noch jetzt den männlichen, vollen, nervigen und doch beweglichen Ton dieser Stimme zu hören, welche in vollen und wohltönenden Perioden dahinfließt, die nur zuweilen von den an die Fenster schlagenden Windstößen unterbrochen werden. Meine Mutter hört mit etwas gesenktem Haupte träumerisch zu. Ich, das Gesicht gegen meinen Vater gerichtet und den Arm auf eines seiner Kniee gestützt, trinke jedes Wort, eile jeder Erzählung voran, ich verschlinge das Buch, dessen Seiten sich zu langsam für meine ungeduldige Phantasie umwenden. Und was ist dies für ein Buch, das erste Buch, dessen Lectüre, also beim Eintritt in das Leben vernommen, mich wirklich belehrte, was ein Buch ist, und mir, so zu sagen, die Welt der Rührung, der Liebe, der Phantasie öffnet?

Dieses Buch war das befreite Jerusalem, übersetzt von Lebrun mit der ganzen harmonischen Majestät der italienischen Strophen, aber durch den ausgesuchten Geschmack des Uebersetzers gereinigt von allen jenen auffallenden Flecken der Affectation und glänzenden Trugs, welche zuweilen die männliche Einfachheit der Erzählung Tasso's entstellen, wie ein Goldstaub, welcher einen Diamanten trübt, aber den der Franzose weggeblasen hat. So ist Tasso, vorgelesen von meinem Vater, angehört von meiner Mutter unter Thränen in ihren Augen, der erste Dichter, welcher die Fibern meiner Einbildungskraft und meines Herzens rührte. So nimmt er für mich Theil an jener allgemeinen und unsterblichen Familie, welche sich Jeder von uns in allen Ländern und aus allen Jahrhunderten auserwählt, um sie zu geistigen Verwandten und zu trauten Genossen seines Geistes zu machen.

Ich habe die beiden Bände sorgfältig aufbewahrt; ich

habe sie gerettet aus allen Wechselfällen, welche die Wohnungsveränderungen, die Todesfälle, Erbschaften und Theilungen in die Familienbibliotheken bringen. Wenn ich von Zeit zu Zeit allein nach Milly komme, setze ich mich in das nämliche Zimmer und öffne sie mit frommer Scheu; ich lese einige derselben Strophen halblaut vor mich hin, indem ich versuche, mir selbst die Stimme meines Vaters nachzubilden, und indem ich mir einbilde, meine Mutter sei noch da mit meinen Schwestern, die mit verschlossenen Augen zuhören. Ich finde dieselbe Rührung in den Strophen Tasso's wieder, dasselbe Windesbrausen in den Bäumen, dasselbe Knistern der Reben im Kamine; aber die Stimme meines Vaters fehlt, aber meine Mutter hat das Kanapee leer gelassen, aber die beiden Wiegen haben sich in zwei Grabhügel verwandelt, die auf fremden Hügeln grünen! Und dieses Alles endigt für mich immer mit einigen Thränen, mit denen ich das Buch beim Schließen benetze.

Viertes Buch.

1.

Ich sprach von einer andern Kindheitsscene, welche sich unverwischlich in mein Gedächtniß eingegraben habe aus der ersten Zeit meiner aufkeimenden Gefühle. Da sie zugleich die Art und Weise der ersten Erziehung schildert, welche ich von meiner Mutter empfangen habe, will ich sie beschreiben:

Es ist ein Herbsttag, am Ende Septembers oder Anfang Oktobers. Die durch die noch laue Sonne gemilderten Nebel schweben über den Spitzen der Berge. Bald ergießen sie sich als bequeme Faulenzer in das Bett der Thäler, welche sie wie ein in der Nacht ausgetretener Strom erfüllen; bald entrollen sie sich über den Wiesen, einige Fuß über der Erde, weiß und unbeweglich wie die Leinwand, welche die Frauen auf dem Lande über dem Gras ausbreiten, um sie im Thau zu bleichen; bald durchreißen sie leise Windstöße, jagen sie von beiden Seiten nach einer Gebirgskette, und lassen in einzelnen Augenblicken, mitten durch sie hindurch, große phantastische Perspektive erblicken, die durch horizontale Lichtstreifen erhellt werden, welche bei Sonnenaufgang vom Himmel herabtriefen. Noch ist es im Dorfe nicht ganz Tag. Ich stehe auf. Meine Kleidung ist so grob als die der kleinen benachbarten Bauernkinder; weder Strümpfe, noch Schuhe, noch Hut; Beinkleider von grober, ungebleichter Leinwand; eine Jacke von blauem Tuch mit langen Haaren; eine braune, wollene Mütze, ähnlich der, welche die Kinder im Gebirge der Auvergne noch

jetzt tragen: das war mein ganzer Anzug. Ich werfe darüber einen Zwillichsack, welcher sich über der Brust öffnet, wie ein Bettelsack mit breiter Tasche. Diese Tasche enthält, wie die meiner Kameraden, ein großes Stück schwarzen Roggenbrods, einen Ziegenkäse, grob und hart wie ein Kieselstein, und ein kleines Messer um einen Sou, dessen hölzernes, schlecht polirtes Heft noch überdies eine eiserne Gabel mit zwei langen Zacken beherbergt. Diese Gabel dient den Bauern meiner Gegend dazu, um das Brod, den Speck oder den Kohl aus dem Napfe zu holen, in welchem sie die Suppe essen. In diesem Anzuge gehe ich aus und komme über den Marktplatz des Dorfes, nahe an dem Portal der Kirche, unter zwei große Nußbäume. Hier versammeln sich alle Morgen um ihre Schafe, Ziegen und mageren Kühe herum die acht oder zehn kleinen Hirtenknaben von Milly, alle ungefähr in demselben Alter wie ich, ehe sie auf die Berge ziehen.

2.

Wir ziehen aus, treiben die gemeinsame Heerde vor uns her, deren lange Reihe in ungleichem Schritte die geschlängelten, sandigen Fußwege der ersten Hügel hinanzieht. Jeder von uns bringt abwechslungsweise die Ziegen wieder zusammen, wenn sie sich verirren und über die Hecke springen. Nachdem wir auf den ersten nackten Anhöhen, welche das Dorf umgeben und die man nicht in weniger Zeit als einer Stunde im Schritt der Heerden erreicht, angelangt sind, gehen wir in einen hohen, sehr geräumigen Engpaß, in welchem man weder Häuser, noch Rauch, noch Landbau mehr erblickt.

Die beiden Seitenwände dieser einsamen Schlucht sind ganz bedeckt mit violettem Heidekraut, mit langem, gelbem G ist er, aus dem man Besen macht; hie und da breiten einige gigantische Kastanienbäume ihre langen halbnackten Arme aus. Die von den ersten Reifen gebräunten Blätter regnen rings

um die Bäume beim leichtesten Luftzug. Einige schwarze Krähen nisten auf den trockensten und abgestorbensten Aesten dieser alten Bäume, sie fliegen mit Gekrächz bei unserm Herannahen davon. Große Adler oder Sperber, hoch im Firmament schwebend, drehen sich Stunden lang über unsern Häuptern herum und belauern die Lerchen in dem Ginster oder die kleinen Ziegenböcklein, die sich an ihre Mütter drängen. Große Massen grauen Gesteins, vom Moos ein wenig gefleckt und vergelbt, steigen aus der Erde gruppenweise auf den beiden steilen Abhängen der Schlucht hervor.

Unsere frei gewordenen Heerden verbreiten sich nach Gutdünken in dem Ginster. Wir selbst wählen einen jener starken Felsen, dessen ein wenig sich vorbeugender Gipfel eine Halbnische bildet und einige Fuß breit tiefen Sands zu seinen Füßen gegen den Regen schützt. Hier lagern wir uns. Wir suchen einen Arm voll trockenes Heidekraut und die abgefallenen morschen Aeste, welche während des Sommers von den Kastanienbäumen abfielen. Wir schlagen Feuer und machen eines jener Hirtenfeuer an, die von der Ferne aus so malerisch aussehen, wenn man sie vom Fuße eines Hügels aus oder auf dem Verdecke eines Schiffes gewahrt.

Eine kleine, helle, wellenförmige Flamme scheint mitten durch die schwarzen, grauen und blauen Fluten des Rauches von grünem Holze, welchen der Wind wie die Mähne eines flüchtigen Pferdes schüttelt. Wir öffnen unsere Säcke, ziehen daraus das Brod, den Käse, hie und da harte Eier, die mit großen Körnern braunen Salzes gewürzt werden. Wir essen langsam, wie die Heerde wiederkäut. Hie und da entdeckt Einer von uns am äußersten Ende eines Kastanienbaums ein paar bei der Ernte hängen gebliebene Kastanienhülsen. Wir bewaffnen uns insgesammt mit unsern Schleudern, werfen geschickt einen Haufen Steine ab, welche die Frucht von der geöffneten Schale lostrennen und sie zu unsern Füßen nieder-

fallen machen. Wir lassen sie auf der Asche unseres Heerdes braten, und wenn Einer von uns noch überdies einige Kartoffeln, die in der umgekehrten Scholle eines Landes vergessen wurden, auffindet, bringt er sie uns, wir bedecken sie mit Asche und Kohlen, und verzehren sie ganz rauchend, gewürzt mit dem Stolze der Entdeckung und dem Reize des Raubes.

Um Mittag versammelt man aufs Neue die Ziegen und die Kühe, welche sich schon lange in der Sonne auf das fette Lager trockener Blätter und Ginsters niedergelegt hatten. Je mehr die Sonne in ihrem Gange den Nebel auf den obern, besonnten Bergspitzen zertheilt hat, desto mehr häuft er sich in den Thälern und in der Ebene an. Wir sehen nur, wie über den Spitzen der Hügel die Kirchthürme einiger hochgelegenen Dörfer hervorragen, und am äußersten Horizonte den bethauten und beschatteten Schnee des Mont Blanc, dessen gigantischen Knochen, lebendige Gräte und hervorstehende oder zurückstehende Kanten das Auge unterscheiden kann, als wäre man ganz nahe bei ihnen.

Sind die Heerden zusammengebracht, so macht man sich nach dem eigentlichen Gebirge auf. Wir lassen diesen ersten Alpenpaß, wo wir den Morgen zugebracht hatten, weit hinter uns. Die Kastanienbäume verschwinden; kleines Gestrüpp tritt an ihre Stelle; die Abhänge werden steiler; hohes Farnkraut faßt es ein; hie und da zieren sie volle blaue Glockenblumen und die purpurrothen Blüten des Fingerhuts. Bald verschwindet auch dieses noch: man sieht nur noch Moos und rollendes Gestein an den Abhängen der Berge.

Hier machen die Heerden mit einem oder zwei Hirten Halt. Die Uebrigen, und ich mit ihnen, haben seit mehren Tagen auf dem höchsten Gipfel der höchsten Bergkette, neben einer Schneeplatte, welche nördlich einen weißen Fleck bildet, und die nur in den wärmsten Sommertagen schmilzt, eine Oeffnung in dem Felsen erblickt, welche in irgend eine Höhle führen

muß. Oft sahen wir, daß die Adler zu diesem Felsen ihren Flug richteten; die Kecksten unter uns beschlossen, ihnen ihre Jungen auszunehmen. Bewaffnet mit unsern Stöcken und Schleudern stiegen wir heute hinan. Wir hatten an Alles zum Voraus gedacht, selbst an die Finsterniß in der Höhle. In den benachbarten Waldungen hatten wir Stämme von acht- bis zehnjährigen Tannen abgeschnitten. Wir hatten sie der Länge nach in zwanzig oder dreißig kleine Latten, die eine oder zwei Linien dick waren, gespalten. Nur das untere Ende des so gespaltenen Baumes hatten wir unversehrt gelassen, damit die Latten nicht auseinander fielen und wir einen starken Griff in der Hand hätten, um sie zu tragen. Außerdem hatten wir sie an einigen Stellen mit Draht umwickelt, der den ganzen Bündel fest zusammenhielt. Während mehrer Wochen ließen wir sie trocknen, indem wir sie in den Gemeindebackofen legten, nachdem das Brod daraus weggenommen war. Diese kleinen, so behandelten, durch den Ofen ausgeglühten, mit dem der Tanne inwohnenden Harz getränkten Bäume sind Fackeln, die langsam brennen, die nichts auslöschen kann, und die beim mindesten Wind, der sie anfacht, hellrothe Flammen verbreiten. Jeder von uns trägt eine dieser Tannen auf den Schultern. Als wir am Felsen angelangt sind, ziehen wir uns an seinem Fuße hin, um den Zugang zu finden zu der schlangenartigen Mündung der Höhle, welche sich über unsern Häuptern öffnet. Wir gelangen dahin, indem wir uns von Felsen zu Felsen schwingen und unsere Hände und Kniee beschädigen. Die Mündung, bedeckt mit einer natürlichen Wölbung unermeßlicher Felsen, die auf einander gehäuft waren, ist groß genug, um uns Alle zu fassen. Bald verengert sie sich aber durch Steinlagen, über die man wegsetzen muß, dann macht sie plötzlich eine Wendung, steigt mit der Schnelligkeit einer Treppe ohne Stufen hinab und verbirgt sich im Berge und in der Nacht.

Hier verläßt uns ein wenig der Muth. Wir werfen Steine hinab, deren langsamer Fall als dumpfes unterirdisches Echo zu unsern Ohren dringt. Die bei diesem Geräusch in ihrer Höhle aufgeschreckten Fledermäuse kommen hervor und schlagen uns mit ihrer klebrigen Haut ins Gesicht. Wir zünden zwei oder drei unserer Fackeln an. Der Größte und Kühnste unter uns geht voran, wir folgen ihm alle. Wir klettern einen Augenblick wie der Fuchs in seiner Höhle. Der Rauch der Fackeln erstickt uns, aber nichts macht uns irre, und als die Höhle sich plötzlich erweiterte und erhöhte, befinden wir uns in einem jener geräumigen, unterirdischen Gewölbe, auf welche die Berghöhlen fast immer schließen lassen, und die so zu sagen die Werkzeuge sind, mit denen sie die äußere Luft athmen. Ein kleiner Fleck klaren Wassers glänzt im Hintergrund beim Scheine unserer Fackeln. Wie Diamant funkelnde Tropfen sickern an den Wänden des Gewölbes, fallen in regelmäßigen Zwischenräumen in das Wasserbecken und erzeugen jenes hellklingende, harmonische, melancholische Geplätscher, welches für kleine Quellen wie für große Meere immer die Stimme des Wassers ist. Das Wasser ist das traurige Element. Super flumina Babylonis sedimus et flevimus. Warum? Weil das Wasser mit der ganzen Welt weint. So sehr wir Kinder sind, können wir dieser Rührung nicht widerstehen.

Am Ufer des murmelnden Wassers sitzend, triumphiren wir lange über unsere Entdeckung, ob wir gleich weder Löwen noch Adler gefunden haben, und obgleich die von vielen Feuern geschwärzten Wände uns überzeugen mußten, daß wir nicht die ersten Eingeweihten in dieses Geheimniß des Gebirges seien. Wir baden uns in diesem Wasserbecken; wir tauchen unser Brod in seine Wellen; wir vergessen uns lange beim Suchen irgend eines andern Seitengangs der Höhle, so daß, als wir herauskommen, die Sonne untergegangen ist und die Nacht ihre ersten Sterne zeigt.

Wir warten bis die Finsterniß noch ein wenig allgemeiner sei. Dann zünden wir Alle mit einander das äußerste Ende unserer Fackeln an. Schnell steigen wir von Hügel zu Hügel hinab wie Sternschnuppen. Auf den hervorragenden Gipfeln, von denen aus die entfernten Dörfer der Ebene uns sehen können, schwingen wir unsere Lichter. Wir stürzen zu unseren Heerden hinunter wie ein Feuerstrom. Wir jagen sie unter Geschrei und Gesang vor uns her. Als wir endlich auf dem letzten Hügelchen angelangt waren, welcher das Dorf Milly beherrscht, halten wir auf einer abschüssigen Wiese an, wo wir gewiß sein konnten, gesehen zu werden; wir bilden Kreise, führen Tänze auf, wir kreuzen unsere Schritte, indem wir unsere brennenden Bäume über unseren Häuptern schwingen, dann werfen wir sie halb abgebrannt auf das Gras. Wir machen daraus ein einziges Freudenfeuer, das wir langsam abbrennen sahen, während wir zum Hause unserer Mütter hinabstiegen.

So gingen, mit einigen Abwechslungen nach den Jahreszeiten, meine Hirtentage dahin. Bald war es der Berg mit seinen Höhlen, bald die Wiesen mit ihren Wassern unter den Trauerweiden; die Mühlschleusen, in denen wir uns im Schwimmen übten; die jungen Füllen, die schon in frühen Jahren geritten und im Laufe gebändigt wurden; bald die Herbstfeste mit den von Trauben gefüllten Karren, deren Stiere ich mit dem Stachel des Treibers leitete, und die schäumenden Bütten, in welchen ich mit meinen Kameraden ganz nackt die Beeren zerdrückte; bald die Tenne, auf der ich das Getreide taktmäßig mit dem für meine Kindesarme berechneten Flegel drosch. Niemals wurde ein Mensch in näherem Verkehr mit der Natur auferzogen, nie saugte Einer früher die Liebe zum Landleben ein, die Sitten und Gebräuche dieses glücklichen Landvolkes und den Geschmack an diesen einfachen aber abwechselnden Beschäftigungen, die mit dem Boden, der Lage und

den Jahreszeiten wechseln, und die aus dem Menschen nicht eine Maschine mit 10 Fingern ohne Seele machen, wie die eintönigen Arbeiten der übrigen Gewerbe, sondern ein fühlendes, denkendes und liebendes Wesen, in beständigem Verkehr mit der Natur, die er durch alle Poren einathmet, und mit Gott, den er an allen seinen Wohlthaten erkennt.

3.

Einfach, streng und milde waren die ersten Eindrücke meines Lebens. Die ersten Landschaften, welche meine Augen betrachteten, waren nicht der Art, um die Flügel meiner jugendlichen Phantasie viel zu vergrößern und mit buntem Farbenspiel zu nähren. Nur später und allmählig zogen meine Augen die großartigen Scenen der Schöpfung, das Meeer, die hohen Berge, die strahlenden Alpenseen und die Monumente der Menschen in den großen Städten an. Am Anfang sah ich nur, was die Kinder des ärmsten Dorfes in einer Landschaft ohne großartige Physionomie sehen. Vielleicht ist es die beste Vorbedingung, um an der Natur und den Werken der Menschen sich recht zu erfreuen, wenn man mit dem Einfachsten und Gewöhnlichsten beginnt, um sich so langsam und in gleichen Schritten mit der Entwicklung der Seele in die Schauspiele dieser Welt einzuweihen. Selbst der Adler, der bestimmt ist, so hoch zu steigen und so weithin zu sehen, beginnt sein Leben in den Spalten seines Felsens und sieht in seiner ersten Zeit nur die kahlen und oft übel riechenden Grenzen seines Nestes.

Das verborgene Dorf, in welchem Gott mir das Leben schenkte, und auf das die Revolution und die Armuth meine Eltern eingeschränkt hatte, bot nichts, was auf die Wiege eines Malers oder eines Betrachters der Werke Gottes hätte besonders schließen lassen.

4.

Wenn man das mitten unter grünen Wiesen und den fruchtbaren Hügeln Mâcons sich hinschlängelnde Bett der Saône verläßt und die Richtung zu der kleinen Stadt und zu den Ruinen der alten Abtei von Cluny nimmt, wo Abailard starb, so verfolgt man eine Bergstraße, welche sich wie die ersten Wogen eines tobenden Meeres vor den Blicken aufwirft. Rechts und links sehen mitten durch die Weinberge kleine Dörfer hervor. Ueber diesen Dörfern breiten nackte und unbebaute Berge mit steilen und felsigen Abhängen grauliche Rasenplätze aus, wo man wie weiße Punkte wenige Heerden gelagert erblickt. Alle diese Berge sind mit einigen Felsenmassen gekrönt, die aus der Erde hervorstechen, und deren von der Zeit und den Stürmen abgenützte Zähne dem Auge die Gestalten und Ruinen der alten geschleiften Schlösser vorführen. Verfolgt man den Weg, welcher am Fuße dieser Hügelchen sich hinzieht, weiter, so findet man, etwa zwei Stunden Weges von der Stadt, links einen kleinen, engen, von Weiden beschatteten Fußweg, welcher die Wiesen hinab zu einem Bache führt, wo man immer ein Mühlrad gehen hört.

Dieser Weg schlängelt sich einen Augenblick unter den Erlen hin, neben dem Bach, der sich seiner auch als eines Bettes bedient, wenn seine Wasser durch Regengüsse austreten; dann geht man über eine kleine Brücke über den Bach und steigt auf einem Kreuzwege zu Gebäuden hinauf, die mit rothen Ziegeln bedeckt sind. Dieses ist unser Dorf. Ein Kirchthurm aus grauen Steinen, pyramidenartig erbaut, überragt sieben oder acht Bauernhäuser. Der steinige Weg führt von Thüre zu Thüre unter diesen Hütten. Am Ende dieses Weges gelangt man zu einer etwas höheren und breiteren Thüre als die übrigen. Sie führt zu dem Hofe, an dessen Ende sich das Haus meines Vaters verbirgt.

Das Haus verbirgt sich hier wirklich, denn man sieht

es von keiner Seite, weder vom Dorfe noch von der Heerstraße aus. In der breiten Wölbung des Thales erbaut, von allen Seiten durch den Kirchthurm, die Bauernwohnungen oder die Bäume beherrscht, an einen ziemlich hohen Berg angelehnt, sieht man nur, wenn man diesen Berg ersteigt und sich umwendet, dieses niedrige aber massive Haus unter sich liegen, welches sich wie ein großer schwärzlicher Grenzstein am Ende eines schmalen Gartens erhebt. Es ist viereckig, hat nur ein Stockwerk und drei breite Fenster auf jeder Seite. Seine Mauern sind nicht beworfen; der Regen und das Moos haben den Steinen den finstern und alterthümlichen Anstrich der alten Abteiklöster gegeben. Von der Seite des Hofes kommt man in das Haus durch ein hohes, in Holz ausgeschnittenes Thor. Dieses Thor ruht auf einem breiten Vorsprung, zu dem fünf in Stein gehauene Stufen hinaufführen. Aber wenn auch die Steine von kolossalem Umfange sind, so wurden sie doch durch die Zeit und durch die Lasten, die man darauf legte, so sehr abgekantet, abgenützt und abgestoßen, daß sie ganz auseinandergingen, mit dumpfen Geräusch unter den Schritten erzittern, daß die Brennesseln, die feuchten Graskräuter hie und da in den Ritzen wachsen, und daß die kleinen Sommerfrösche mit ihrer so süßen und melancholischen Stimme hier des Abends wie in einem Sumpfe quacken.

Zuerst kommt man in einen breiten und gut erhellten Gang, dessen Breite übrigens durch die breiten Kästen, die aus Nußbaumholz geschnitten sind und in welchen die Bauern das Weißzeug der Haushaltung aufbewahren, und durch Getreide- oder Mehlsäcke beengt wurde, welche hier für den täglichen Gebrauch der Familie aufgestellt waren. Links ist die Küche, deren immer geöffnete Thüre einen langen eichenen Tisch sehen läßt, der mit Bänken umgeben ist. Es ist selten, daß man nicht an ihm zu allen Tageszeiten Bauern sitzen sieht, denn das Tischtuch ist hier immer aufgelegt, sei es für die Arbeiter oder

für jene unzähligen Reisenden, welchen man gewöhnlich Wein, Brod und Käse auf den von der Stadt entfernten Dörfern, die weder ein Weinhaus noch ein Wirthshaus besitzen, anbietet. Links kommt man in das Eßzimmer. Nichts schmückt es als ein tannener Tisch, einige Stühle und einer jener alten Speiseschränke, die ein geerbtes Möbel in allen alten Wohnungen sind, und die der Geschmack unserer Zeit wieder in Aufnahme gebracht hat. Von dem Eßzimmer kommt man in einen Salon mit zwei Fenstern, von denen das eine auf den Hof, das andere nördlich in den Garten geht. Eine Treppe, ehemals aus Holz, welche mein Vater in rauh behauenen Steinen aufführen ließ, führt in den ersten und einzigen niederen Stock, wo etwa zehn fast unmöblirte Zimmer an einem dunkeln Gang hinlaufen. Sie dienten damals der Familie, den Gästen und der Dienerschaft. Das ist das ganze Innere dieses Hauses, welches uns so lange in seinen düstern und warmen Mauern ausgebrütet hat; das ist das Haus, welches meine Mutter mit so vieler Liebe ihr Jerusalem, ihr Haus des Friedens nannte! Das ist das Nest, welches uns so viele Jahre hindurch gegen Regen und Kälte, Hunger und Ansteckung der Welt schützte, das Nest, aus dem der Tod der Reihe nach Vater und Mutter nahm, und dessen Kinder gleichfalls, die Einen dahin, die Andern dorthin, Einige für die Ewigkeit ausflogen! . . . Ich erhalte sorgfältig seine Ueberreste, das Stroh, das Moos, den Flaum; und ob es gleich jetzt leer, verlassen und aller jener köstlichen Zärtlichkeiten beraubt ist, welche es einst belebten, sehe ich es gerne wieder, freue mich, von Zeit zu Zeit darin zu schlafen, als ob ich bei meinem Erwachen die Stimme meiner Mutter, die Tritte meines Vaters, die heiteren Töne meiner Schwestern, und alles dieses Geräusch von Jugend, Leben und Liebe wiederfinden würde, welches nur für mich unter dem alten Gebälke wiedertönt, und das nur mich hat, der es hört und noch wenige Zeit fortdauern läßt.

5.

Das Aeußere dieser Wohnung entspricht ihrem Inneren. Von der Seite des Hofes aus sieht man nur die Weinpressen, die Holzkammern und Ställe, welche es umgeben. Das Thor dieses Hofes, immer nach der Straße zum Dorfe geöffnet, läßt den ganzen Tag Bauern erblicken, welche auf ihre Felder gehen oder von ihnen heimkehren; sie haben ihre Geräthschaften auf der einen Schulter und öfters auf der andern eine lange Wiege, in welcher ihr Kind schläft. Ihre Frau folgt ihnen in die Weinberge und trägt das Neugeborne an der Brust. Eine Ziege mit ihren Zicklein kommt nach, steht einen Augenblick still, um mit den Hunden an der Thüre zu spielen, und springt dann davon, um sie wieder einzufangen.

Auf der andern Seite der Straße ist ein Gemeindebackofen, welcher immer raucht, und an welchem sich nach alter Sitte Greise, arme Frauen, die spinnen, und Kinder einfinden, welche sich an seiner nie ganz erlöschenden Asche erwärmen. Das ist Alles, was man von dem einen der Salonsfenster aus sieht.

Das andere nördlich gelegene Fenster läßt die Augen über die Mauern des Gartens und die Ziegel einiger niedrigen Häuser auf einen Horizont düsterer und fast immer in Nebel gehüllter Berge hinaussehen, aus dem ein altes baufälliges, mit seinen Thürmen und Zinnen umgebenes Schloß bald in goldenen Sonnenstrahlen, bald mitten aus dem Nebel herausschaut. Dieses ist der charakteristische Zug dieser Landschaft. Würde man diese Ruine wegnehmen, so würden mit ihr der glänzende Wiederschein des Abends auf ihren Mauern, die phantastischen Wirbelsäulen des Nebels um seine Thürme für immer damit verschwinden. Es bliebe nur ein schwarzer Berg und eine gelbliche Schlucht. Ein Schleier auf dem Meer, eine Ruine auf einem Hügel sind eine ganze Landschaft. Die Erde

ist nur die Scene; der Gedanke, das Drama und das Leben für das Auge sind in den Spuren des Menschen. Wo Leben ist, findet sich auch Interesse.

Die Rückseite des Hauses geht nach dem Garten, der von braunen Steinen umgeben und einen Viertelmorgen groß ist. Am Ende des Gartens erhebt sich der Berg ganz unbemerkt; er ist zuerst bebaut und mit grünen Weinstöcken bepflanzt, dann kahl, grau und nackt wie jenes Moos ohne vegetabilische Erde, welches auf dem Steine wächst und sich davon fast nicht unterscheiden läßt. Zwei oder drei erdfarbene Felsen bilden eine leichte Auszackung seiner Spitze. Kein Baum, nicht einmal Gesträuch überragt die Höhe des Heidekrautes, welches seinen Teppich bildet. Keine Hütte, kein Rauch belebt ihn. Das bildet vielleicht den geheimen Zauber dieses Gartens. Er ist wie die Wiege eines Kindes, welche die Frau des Landmanns in einer Furche des Feldes, so lange sie arbeitet, verborgen hat. Die beiden Seitenwände der Furche verbergen die Ufer des Baches, und wenn der Vorhang gelüftet ist, so kann das Kind nur einen Streifen Himmel zwischen zwei Schwingungen des Bodens erblicken.

Was den Garten selbst betrifft, so hat er nur den Namen eines Gartens. Er hätte nur in den alten Tagen, in denen Homer die bescheidene Umzäunung und die sieben Wiesen des greisen Laertes beschreibt, zu den Gärten gezählt werden können. Acht in rechten Winkeln abgeschnittene Felder mit Gemüse, umgeben von Fruchtbäumen und getrennt durch Länder mit Futterkraut und Gängen mit gelbem Sande; am Ende dieser Gänge, gegen Norden, acht gekrümmte Stämme alter Weißbuchen, welche einen finstern Ruheplatz auf einer hölzernen Bank bilden, eine andere kleinere Laube am Ende des Gartens, aus schlängelnden Weinreben unter zwei Kirschbäumen gebildet; das ist Alles. Ich vergaß nicht die murmelnde Quelle, nicht einmal den Brunnen mit seinen grünlichen und feuchten Steinen; auf diesem

ganzen Stück Landes ist kein Tropfen Wassers; doch vergaß ich ein kleines Wasserbehälter, was von meinem Vater in den Felsen ausgehauen wurde, um den Regen zu fassen; und um dieses grüne stagnirende Wasser zwölf Platanenahorne und einige Platanen, welche mit ein wenig Schatten einen Winkel des Gartens hinter den Mauern bedecken, und welche ihre großen gelben Blätter im Sommer in das obige Wasserbehälter säen.

Ja, dieses ist Alles, und dieses genügte doch so viele Jahre lang dem Genuß, der Freude, der Phantasie, der süßen Muße und Arbeit eines Vaters, einer Mutter und acht Kindern! Dieses genügt noch heute der Nahrung der Erinnerungen an sie. Dies ist das Eden ihrer Kindheit, wohin sich ihre heitersten Gedanken flüchten, wenn sie etwas von jenem Morgenthau des Lebens finden wollen, und ein wenig jenes rosenfarbigen Lichtes der ersten Stunde, das nur rein und glänzend für den Menschen über der ersten Gegend seiner Wiege erscheint. Es gibt keinen Baum, keine Nelke, kein Moos dieses Gartens, das nicht in unsere Seele eingewachsen wäre, als ob es einen Theil unseres Ich ausmachte. Dieser Winkel der Erde erscheint uns unermeßlich groß, so viel Dinge und Erinnerungen schließt er auf seinem engen Raume für uns ein. Die arme hölzerne, immer zerbrochene Gitterthüre, die zu ihm führt, und durch die wir mit Freudengeschrei hineinspringen; die Beete mit Lattich, welche man für uns in ebenso viele kleine von uns selbst bebaute Gärtlein eingetheilt hatte; die Bank, auf der sich unser Vater niedersetzte mit seinen Hunden zu seinen Füßen bei der Rückkehr von der Jagd; die Allee, in welcher unsere Mutter beim Sonnenuntergang spazieren ging, während sie ganz leise den eintönigen Rosenkranz bewegte, welcher ihre Gedanken auf Gott heftete, während ihr Herz und ihre Augen uns in ihrer Nähe bewachten; das Stück Grases im Schatten und nördlich gelegen, wo wir uns mit den Büchern in der

Hand aufstellten wie Spaliere im Herbste; die drei Syringen, die zwei Haselstauden, die unter den Blättern aufgefundenen Erdbeere, die Pflaumen, die Birnen, die Pfirsiche am Morgen ganz klebrig von ihrem goldenen Gummi und ganz genäßt vom Thau; dann später die Laube von Weißbuchen, welche Jeder von uns und ich zumeist um Mittag aufsuchte, um in Ruhe die Lieblingsschriftsteller zu lesen; und die Erinnerungen an die sich kreuzenden Eindrücke, welche diese Schriften in uns wecken, und später noch das Gedächtniß der vertraulichen Unterredungen, welche hier und dort, in diesem oder jenem Gange des Gartens, gepflogen wurden; und die Stelle, wo man sich auf lange Trennung verabschiedet, der Platz, wo man sich bei der Heimkehr zum ersten Mal wiedersieht, die Stellen, wo sich einige jener intimen pathetischen Scenen des verborgenen Familiendrama's aufführen, wo man sah, wie sich das Gesicht unseres Vaters verfinsterte, wo unsere Mutter, indem sie uns verzieh, weinte, wo man zu ihren Knieen niedersank und das Gesicht in ihr Kleid versteckte; der Ort, wo man ihr den Tod einer geliebten Tochter ankündigte, der Ort, wo sie ihre ergebungsvollen Augen und Hände zum Himmel richtete! Alle diese Bilder, alle diese Eindrücke, alle diese Gruppen, alle diese Figuren, alle diese Seligkeiten, alle diese Zärtlichkeiten bewohnen noch für uns diese kleine Umzäunung, wie sie sie so viele Tage, die glücklichsten Tage, bevölkerten, belebten und bezauberten, und machen, daß wir uns, beim Rückblick auf unser seither verpflanztes Leben, in diesen Alleen so zu sagen mit diesem Boden, diesen mit uns gebornen Bäumen und Pflanzen umgeben, und wünschen, daß das Universum für uns anfänge und endigte mit den Mauern dieser armen Umfriedung.

Dieser väterliche Garten bietet noch heutigen Tages denselben Anblick. Die ein wenig gealterten Bäume fangen an, ihre Stämme mit Moos zu bedecken; die Einfassungen der Rosen und Veilchen haben sich in den Sand herausgemacht

und die Wege verengert. Diese Einfassungen ziehen ihre Fäden, wo die Füße sich verwickeln. Zwei Nachtigallen singen noch in den Sommernächten in den beiden verödeten Lauben. Die drei von meiner Mutter gepflanzten Tannen haben noch in ihren Aesten dieselben melodischen Töne. Die Sonne hat denselben Glanz über den Wolken bei ihrem Untergang. Man genießt dieselbe Stille, die nur von Zeit zu Zeit durch das Glockengeläute des Angelus oder durch das eintönige und einschläfernde Fallen der Dreschflegel unterbrochen wird, die in den Scheuern das Getreide aushülsen. Aber das Unkraut, die Parasitpflanzen, die großen blauen Malven erheben sich in dichten Büschen zwischen den Rosenstöcken. Der Epheu rankt mächtig an den Mauern hinauf. Er erobert sich jedes Jahr mehr Raum an den immer geschlossenen Fenstern des Schlafzimmers unserer Mutter; und wenn ich zufällig hier spazieren gehe und mich einen Augenblick vergesse, werde ich aus meinen Träumereien nur aufgeweckt durch die Tritte des alten Winzers, welcher unser Gärtner einst war, und der von Zeit zu Zeit seine Pflanzen wieder besucht wie ich meine Erinnerungen, meine Visionen und meine Reue!

6.

Ihr kennet jetzt diese Wohnung so gut als ich selbst. Aber warum darf ich nicht für Euch auch nur auf einen Augenblick diesen Aufenthalt mit dem Leben, der Bewegung, dem Geräusche, der Zärtlichkeit beleben, welche ihn für uns erfüllten! Ich war schon zehn Jahre alt, als ich noch nicht wußte, was Seelenschmerz, geistige Niedergeschlagenheit, der Ernst des menschlichen Gesichtes wäre. Alles war frei in mir, lächelnd um mich. Gleichwohl war ich durch die Nachsicht derer, denen ich zu gehorchen hatte, nicht verwöhnt, und ebenso wenig hatten die launenhafte Wünsche meiner Phantasie oder meines kindi-

schen Willens freien Spielraum. Ich lebte nur in einer gesunden, frischen Lebensluft, zwischen meinem Vater und meiner Mutter, und athmete rings um sie nur Zärtlichkeit, Frömmigkeit und Zufriedenheit. Lieben und geliebt werden, darin bestand bis dahin meine ganze physische Erziehung; sie ging von selbst vor sich unter freiem Himmel und bei den fast wilden Uebungen, welche ich bereits beschrieben habe. Ich war eine freie Pflanze der Luft und des Gebirges, und man hütete sich wohl, mich unter Dach und Fach zu bringen. Man ließ mich wachsen und mich kräftigen, indem ich im Winter und Sommer mit den Elementen kämpfte. Diese Lebensweise kam mir trefflich zu Statten, und ich war damals eines der schönsten Kinder, welche jemals mit ihren nackten Füßen unter den Felsen des Gebirges umherflatterten, in welchem doch der Menschenschlag ein so gesunder und schöner ist. Dunkelblaue Augen wie die meiner Mutter; markirte, aber durch einen schwärmerischen, sinnenden Ausdruck gemilderte Gesichtszüge wie die ihrigen; ein blendender Strahl innerer Freude, welcher dieses ganze Gesicht erhellte; sehr feine und geschmeidige Haare von vergoldetem Braun wie die reife Rinde des Kastanienbaumes, sie fielen mehr in Wellen als in Locken über meinen von der Sonnenglut gebräunten Hals; die Gestalt schon groß für mein Alter; die Bewegungen leicht und gewandt; nur eine überaus große Feinheit der Haut, welche ich auch von meiner Mutter erbte, und eine Leichtigkeit zu erröthen und zu erblassen, welche die Feinheit der Haut, die Schnelligkeit und Gewalt der inneren Rührungen auf dem Gesichte verrieth; in Allem das Bild meiner Mutter mit Zugabe eines männlichen Ausdrucks; — solch ein Kind war ich dazumal. Glücklich im Aeußern, glücklich in den Anlagen des Herzens und des Charakters; das Leben hatte Glück, Stärke und Gesundheit über mein ganzes Wesen geschrieben. Die Zeit, die Erziehung, die Fehler, die Menschen, die Sorgen haben diese

Worte ausgelöscht; aber ich klage nur sie und zumeist mich selbst darüber an.

7.

Meine ganze Erziehung bestand in den mehr oder weniger heitern Augen und dem mehr oder weniger offenen Lächeln meiner Mutter. Die Zügel meines Herzen lagen in dem ihrigen. Sie forderte von mir nur, daß ich wahr und gut sei. Es wurde mir nicht im Mindesten schwer, es zu sein. Mein Vater gab mir das Beispiel der skrupulösesten Aufrichtigkeit, meine Mutter das einer Güte, die sich bis zu der heroischsten Aufopferung erstreckte. Meine Seele, die nur Güte athmete, konnte nichts Anderes hervorbringen. Ich hatte niemals weder mit mir noch mit sonst Jemand zu kämpfen. Alles zog mich an, Nichts stieß mich ab. Das Wenige, was man mich lehrte, wurde mir als Belohnung eingegeben. Meine Lehrer waren nur meine Eltern. Ich sah sie lesen, und ich wollte lesen; ich sah sie schreiben und ich bat sie mir zu zeigen, wie man die Buchstaben mache. Alles dieses geschah spielend, in müßigen Augenblicken, auf den Knieen, im Garten, am Kaminfeuer des Salons, mit Lachen, Schwatzen und Liebkosen. Die Sache gefiel mir und ich bat selbst um die kurzen und unterhaltenden Stunden. Ich habe so Alles gelernt, zwar ein wenig später, aber ohne mich zu erinnern, wie ich gelernt hätte, und ohne daß ein Augbraun sich verzogen hätte, um mich zum Lernen zu bringen. Ich kam vorwärts, ohne daß ich bemerkte, daß ich gehe. Mein Geist, immer in Wechselwirkung mit dem meiner Mutter, entwickelte sich, so zu sagen, in dem ihrigen. Die übrigen Mütter tragen ihre Kinder nur neun Monate unter ihrem Herzen; ich kann sagen, daß mich die meinige zwölf Jahre unter dem ihrigen getragen hat, und daß ich von ihrem geistigen Leben zehrte, wie früher von ihrem leiblichen,

bis zum Augenblick, wo ich von ihm losgerissen wurde, um das faulige oder wenigstens eiskalte Gymnasialleben anzutreten.

Ich hatte also weder einen Lehrer im Schreiben, noch im Lesen, noch in den Sprachen. Ein Nachbar meines Vaters, Herr Bruys de Vaudran, ein talentvoller Mann, der sich von der Welt, in der er lange gelebt hatte, zurückgezogen hatte, besuchte uns einmal in der Woche. Er gab mir mit seiner sehr schönen Handschrift Schreibvorlagen, die ich allein abbildete und die ich ihm zur Durchsicht vorlegte, wenn er wiederkam. Schon frühe hatte ich am Lesen Freude bekommen. Es war schwer, mir genug Bücher aufzutreiben, die sich für mein Alter eigneten, um meine Neugierde zu befriedigen. Die Kinderschriften genügten mir bereits nicht mehr. Ich betrachtete mit Lust die Bände, welche in einem kleinen Seitenkabinet des Salons aufgestellt waren. Aber meine Mutter mäßigte meine Wißbegierde. Sie gab mir nur allmählig die Bücher und mit Auswahl in die Hand. Ein kurzer Abriß der biblischen Geschichte, die Fabeln von Lafontaine, die mir kindisch, falsch und grausam zugleich erschienen, und die ich nie auswendig lernen konnte; die Werke von Frau von Genlis, von Berquin, Stücke von Fénélon und Bernhard de Saint-Pierre, die mich seit jener Zeit entzückten; das befreite Jerusalem, Robinson, einige Tragödien von Voltaire, besonders Merope, welche mein Vater bis spät in die Nacht hinein vorlas, — das sind die Schriften, aus denen ich, wie die Pflanze aus dem Boden, die ersten Nahrstoffe eines jungen Geistes sog. Vor Allem aber sog ich am Herzen meiner Mutter, ich las in ihren Augen, ich fühlte in ihren Eindrücken, ich liebte an ihrer Liebe. Sie übersetzte mir Alles, Natur, Gefühl, Empfindungen, Gedanken. Ohne sie hätte ich nie die Buchstaben der Natur, welche ich vor Augen hatte, verstehen gelernt, aber sie legte mir den Finger auf Alles. Ihre Seele war so klar, so reich und warm, daß sie über Nichts Dunkelheit oder Kälte schwe-

ben ließ. Indem sie mich allmählig Alles begreifen lehrte, lehrte sie mich zugleich Alles lieben. Kurz, der unbemerkliche Unterricht, den ich von ihr erhielt, war keine Lektion; vor ihren Augen, mit ihr, wie sie und durch sie lebte, dachte und fühlte ich. So bildete sich in mir mein inneres Leben nach einem Muster, das ich nicht einmal anzusehen nöthig hatte, so sehr war es mit meinem eigenen Herzen verschmolzen.

8.

Meine Mutter kümmerte sich sehr wenig um das, was man Unterricht zu nennen pflegt; sie wollte nicht aus mir ein Kind machen, das seinem Alter voraneilte. Sie forderte mich nicht zu jenem Ehrgeiz heraus, welche nur eine Eifersucht des Stolzes bei Kindern ist. Sie ließ mich mit Niemand vergleichen; sie überspannte und demüthigte mich niemals mit diesen gefährlichen Vergleichungen. Sie dachte mit Recht, daß ich, wenn einmal meine geistigen Kräfte durch die Jahre und durch geistige und körperliche Gesundheit entwickelt wären, ebenso leicht als ein Anderer das Wenige vom Griechischen, Lateinischen und der Mathematik, aus dem die wissenschaftliche Zwanggerechtigkeit, welche man Erziehung nennt, besteht, erlernen würde. Sie wollte aus mir nur ein glückliches Kind, einen gesunden Verstand und eine liebende Seele bilden, ein Geschöpf Gottes und nicht eine Puppe der Menschen. Ihre Gedanken über Erziehung hatte sie zuerst in ihrem eigenen Geiste geschöpft, dann bei Jean Jacques Rousseau und Bernhard de Saint-Pierre, diesen beiden Frauen-Philosophen, weil sie Philosophen des Gefühls sind. Sie hatte sie beide gekannt oder öfter gesehen in ihrer Kindheit bei ihrer Mutter; seither hatte sie sie gelesen und großen Gefallen an ihnen gefunden; sie hatte als ganz junges Mädchen tausendmal ihr System bekämpfen gehört von Frau von Genlis und von den gewandten Personen, welche mit der Erziehung der Kinder des Her-

zogs von Orléans beauftragt waren. Bekannlich war dieser Prinz der Erste, welcher es wagte, die Theorien dieser Naturphilosophie bei der Erziehung seiner Söhne anzuwenden. Meine Mutter, die mit diesen und fast wie sie erzogen worden war, sollte diese Ueberlieferungen ihrer Kindheit auf ihre Kinder übertragen. Sie that es mit Auswahl und Ueberlegung. Sie verwechselte nicht das, was Prinzen, die auf dem Gipfel des gesellschaftlichen Rangs stehen, zu lernen haben, mit dem, was Kinder armer und verborgener Familien lernen sollen, welche in der bescheidenen Stellung der Arbeit und Einfachheit ganz nahe der Natur stehen. Aber sie dachte, das, worauf es in allen Lagen des Lebens am meisten ankomme, sei das, daß man zuerst einen Menschen bilde, und daß, wenn er dieses sei, d. h. ein verständiges, fühlendes Wesen im gehörigen Verkehr mit sich, mit den andern Menschen und mit Gott, möge er nun Prinz oder Arbeiter sein, er das sei, was er sein soll; was er dann ist, es ist gut, und das Werk seiner Mutter ist vollbracht.

Nach diesen Grundsätzen erzog sie mich. Meine Erziehung war eine philosophische Erziehung aus zweiter Hand, eine philosophische Erziehung verbessert und gemildert von einer Mutter.

Die körperliche Erziehung war zum großen Theil von Pythagoras und Emil entlehnt; so war ihre Grundlage die größte Einfachheit in der Kleidung und die strengste Mäßigkeit in der Nahrung. Meine Mutter war überzeugt und ich theile mit ihr diese Ansicht, daß die Thiere zu tödten, um sich von ihrem Fleisch und ihrem Blut zu nähren, eine Schwäche der menschlichen Natur ist, daß dies ein Fluch ist, welcher auf dem Menschen durch seinen Fall oder durch die Verstockung in seiner eigenen Bosheit ruht. Sie glaubte, und ich glaube wie sie, daß diese zur Gewohnheit gewordene Rohheit des Herzens gegen die zahmsten Thiere, unsere Begleiter, unsere Helfer, unsere Brüder in der Arbeit und selbst in der Zuneigung, daß

diese Schlachtungen, dieser Blutdurst, dieser Anblick des zuckenden Fleisches die Triebe des Herzens roh und gefühllos mache. Sie glaubte, und ich glaube es auch, daß diese Nahrung, wenn gleich dem Anschein nach saftiger und kräftigender, doch in sich reizende und faulende Stoffe enthalte, welche das Blut erhitzen und das Leben der Menschen verkürzen. Zum Beweis für diese Grundsätze der Enthaltung führte sie die unzähligen sanften, frommen Volksstämme der Indier an, welche sich Alles versagen, was Leben gehabt hat, und die gesunden und kräftigen Stämme der Hirtenvölker und selbst der ackerbauenden Klassen unseres Landvolkes, welche am Unschuldigsten und Längsten leben, und die nicht zehnmal in ihrem Leben Fleisch essen. Sie ließ mich kein Fleisch essen, bevor ich in das ungeordnete Gymnasiumsleben geworfen wurde. Um mir die Lust dazu zu benehmen, wenn ich sie je gehabt hätte, ließ sie sich nicht auf Beweise ein; aber sie bediente sich des Instinktes, welcher besser in uns urtheilt als die Logik.

Ich besaß ein Lamm, welches ein Bauer von Milly mir geschenkt hatte, und das ich daran gewöhnt hatte, mir überall hin auf dem Fuße zu folgen wie der zärtlichste und treueste Hund. Wir liebten uns mit jener ersten Zuneigung, welche die Kinder und jungen Thiere von Natur zu einander haben. Eines Tages sagte die Köchin zu meiner Mutter in meiner Gegenwart: „Frau, das Lamm ist fett; der Metzger will es holen; soll ich es ihm geben?“ Ich wehrte mich dagegen, stürzte auf das Lamm zu, fragte, was der Metzger damit anfangen wolle, und was man unter einem Metzger verstehe. Die Köchin antwortete mir, es sei dies ein Mann, welcher um Geld die Lämmer, die Böcke, die kleinen Kälber und die schönen Kühe tödte. Ich konnte es nicht glauben. Ich bat meine Mutter. Es wurde mir nicht schwer, für meinen Freund Gnade zu erlangen. Als einige Tage nachher meine Mutter in die Stadt ging, nahm sie mich mit und führte mich wie

zufällig in den Hof eines Schlachthauses. Ich sah Männer mit bloßen, bluttriefenden Armen einen Stier tödten; Andere würgten Kälber und Böcke ab und zerlegten ihre noch zuckenden Glieder. Ströme von Blut rauchten da und dort auf dem Pflaster. Ein tiefes Mitleid, verbunden mit Abscheu, ergriff mich. Ich bat, schnell weiterzugehen. Der Gedanke an diese scheußliche und ekelhafte Scenen, welche einer Fleischplatte, die ich auf den Tisch gestellt sah, nothwendig vorangehen mußte, machte, daß mich die animalische Nahrung anekelte, und daß ich die Metzger verabscheute. Obgleich die Nothwendigkeit, sich den Gewohnheiten der Gesellschaft, in welcher man lebt, anzupassen, mich unterdessen Alles essen lehrte, was die Welt ißt, habe ich doch noch immer einen Widerwillen gegen gekochtes Fleisch, und es war mir immer schwer, im Handwerk des Metzgers nicht etwas vom Handwerk des Henkers zu erblicken. Ich nährte mich also bis zum zwölften Jahr nur von Brod, Milchspeisen, Gemüsen und Früchten. Meine Gesundheit war darum nicht minder kräftig, meine Entwicklung nicht minder schnell, und vielleicht verdankte ich dieser Lebensweise jene Reinheit der Züge, jene ausgesuchte Empfänglichkeit für alle Eindrücke und jene heitere Sanftmuth der Stimmung und des Charakters, welche ich bis zu jenem Alter erhielt.

9.

In den Gefühlen und Gedanken folgte meine Mutter bei mir der natürlichen Entwicklung, indem sie dieselbe leitete, ohne daß ich es bemerkte und vielleicht ihr selbst unbewußt. Ihr System war nicht Kunst, sondern Liebe, und deßwegen war es so unfehlbar. Was sie am allermeisten beschäftigte, war, meine Gedanken ohne Unterbrechung auf Gott zu lenken, und diese Gedanken durch die Gegenwart und das beständige Gefühl Gottes so sehr in meiner Seele zu beleben, daß meine

Religion nur im Hause und mein Glaube eine Unterhaltung mit dem Unendlichen wurde. Es wäre schwer gewesen, daß ihr dieser Wunsch mißglückt wäre, denn ihre Frömmigkeit hatte, wie ihre übrigen Tugenden, den Charakter der Zärtlichkeit.

Meine Mutter war nicht eigentlich das, was man in unserer Zeit, wo sich die Frauen zu einer so großen Höhe in Gedanken, Styl und mannigfaltigsten Talente aufgeschwungen haben, eine Frau von Genie heißt. Sie machte nie auf solchen Titel Anspruch. Sie übte ihren Verstand nicht in diesen weiten Gegenständen. Sie spannte nicht mit Gewalt durch das Nachdenken die leichten und elastischen Springfedern ihrer geschmeidigen Phantasie. Sie besaß in sich weder das Handwerk noch die Kunst der gelehrten Frauen unserer Zeit.

Sie schrieb nie, um zu schreiben, noch weniger um bewundert zu werden, ob sie gleich viel für sich selbst schrieb, um in einem Register ihres Gewissens und der Ereignisse ihres inneren Lebens einen Sittenspiegel ihrer selbst wiederzufinden, in welchem sie sich oft betrachtete, um Vergleichungen anzustellen und sich zu bessern. Diese Gewohnheit, ihr Leben aufzuzeichnen, welche sie bis zu ihrem Ende beibehielt, brachte fünfzehn bis zwanzig Bände vertraulicher Unterredungen mit Gott hervor, die ich so glücklich bin erhalten zu haben, und in denen ich sie ganz wiederfinde, wie sie lebte und webte, sobald ich das Bedürfniß fühle, in ihren Schooß mich zu flüchten.

Sie hatte wenig gelesen, um ihren so lebendigen und so unterwürfigen Glauben nicht zu beeinträchtigen. Sie schrieb nicht mit jener Kraft der Auffassung und mit jenem Glanz von Bildern, welche die Gabe des Ausdrucks charakterisiren. Sie sprach und schrieb mit jener klaren und durchsichtigen Einfachheit einer Frau, welche sich selbst nirgends sucht, und die an die Worte nur die Forderung stellt, genau ihren Gedanken wiederzugeben, wie sie von ihrer Kleidung nur forderte, daß

sie sie kleide, und nicht daß sie sie verschönere. Ihre Ueberlegenheit lag nicht in ihrem Kopf, sondern in ihrem Herzen. In das Herz hat Gott den Genius der Frauen verlegt, weil die Werke dieses Genius allzumal Werke der Liebe sind. Zärtlichkeit, Frömmigkeit, Muth, Heroismus, Standhaftigkeit, Ergebenheit, Verläugnung seiner selbst, empfindsame Heiterkeit, die mit dem Glauben und der Willenskraft die Schmerzen überwand: — das waren die Züge dieses edeln Geistes, welche alle die, welche sich dieser Frau näherten, in ihrem Leben und nicht in ihren niedergeschriebenen Werken wieder erkannten. Nur durch die Anziehungskraft, welche sie ausübte, fühlte man sich bei ihr beherrscht. Sie besaß eine Ueberlegenheit, die man nur mit Liebe und Verehrung anerkannte.

10.

Das Wesen dieser Seele war ein unermeßliches, herzliches und tröstliches Gefühl des Unendlichen. Sie war zu gefühlsam und zu edel für die elenden kleinen Gegenstände des Ehrgeizes dieser Welt. Sie ging durch diese Welt hindurch, ohne sie zu bewohnen. Dieses Gefühl des Unendlichen in Allem und zumeist in der Liebe mußte sich für sie in ein beständiges Suchen und Anrufen dessen verwandeln, der eine Quelle ist, d. h. Gottes. Man kann von ihr sagen, daß sie so ganz in Gott lebte, als es einem geschaffenen Geiste möglich ist, in ihm zu leben. Es gab keine Seite ihres Innern, welche nicht stets umgewendet, durchsichtig und helle und warm gemacht worden wäre durch diesen Strahlenglanz von Oben, welcher unmittelbar von Gott aus sich über unsere Gedanken ergießt. Daraus entsprang für sie eine Frömmigkeit, die nie finster aussah. Sie war nicht eine Frömmlerin; sie besaß keinen jener Schrecken, nicht jene kindische Verknechtung der Seele, jene Abstumpfung des Geistes, welche die Frömmigkeit bei einigen Frauen bildet, und welche bei ihnen nur eine aufs ganze Leben

ausgedehnte Kindheit oder ein mürrischesu nd eifersüchtiges Alter ist, das sich durch eine heilige Leidenschaft für die sinnlichen Leidenschaften rächt, die es nicht mehr haben kann.

Ihre Religion war, wie ihr ganzer Geist, ausschließlich in der Seele ruhend. Sie glaubte einfältig; sie liebte inbrünstig, sie hoffte zuversichtlich. Ihr Glaube war eine That der Tugend, nicht ein Urtheilsspruch. Sie betrachtete ihn als ein Geschenk Gottes, das sie aus den Händen ihrer Mutter erhalten habe, und hätte sich für schuldvoll gehalten, wenn sie ihn geprüft oder von jedem Wind der Lehre hätte forttragen lassen. Später hatten sich alle Seligkeiten des Gebetes, alle Thränen der Bewunderung, alle Ergüsse ihres Herzens, alle Sorgen des Lebens und alle Hoffnungen eines ewigen Lebens so sehr mit ihrem Glauben eins gemacht, daß sie so zu sagen einen Theil ihres Geistes ausmachten, und daß sie mit Verlust oder Schwächung ihres Glaubens zugleich ihre Unschuld, Tugend, Liebe, ihr irdisches Glück, das Unterpfand höherer Seligkeit, kurz Himmel und Erde zu verlieren geglaubt hätte. Darum hielt sie auch an ihren Glauben wie an ihren Himmel und an ihre Erde. Und dann war sie fromm geboren, wie man zum Dichter geboren wird; die Frömmigkeit war ihre Natur; die Liebe Gottes war ihre Leidenschaft. Aber diese Leidenschaft war durch die Unermeßlichkeit ihres Gegenstandes und durch die Sicherheit ihres Genusses heiter, glücklich und zartfühlend, wie alle ihre übrigen Leidenschaften.

Diese Frömmigkeit war der Theil ihrer selbst, den sie am inbrünstigsten uns mitzutheilen wünschte. Ihr mütterlichster Gedanke war der, aus uns Geschöpfe Gottes in der That und Wahrheit zu machen. Auch dieses erreichte sie ohne System und Mühe und mit jener wunderbaren Geschicklichkeit der Natur, welcher keine Kunstfertigkeit es jemals gleich thun kann. Ihre Frömmigkeit, welche sich in jeder ihrer Eingebungen, in jeder ihrer Handlungen, in jeder ihrer Bewegungen offenbarte, um-

gab uns, so zu sagen, mitten auf der Erde mit einer himmlischen Atmosphäre. Wir glaubten, Gott stehe hinter ihr, wir hören und sehen ihn, wie sie selbst ihn zu hören und zu sehen und mit ihm sich zu unterreden schien bei jedem Eindrucke des Tages. Gott war für uns wie Einer aus unserer Mitte. Er ward geboren in uns in unsern frühesten, und am wenigsten in Worte faßbaren Eindrücken. Wir erinnerten uns keiner Zeit, wo wir ihn nicht gekannt hätten; es gab keinen ersten Tag, wo man uns zum ersten Mal von ihm gesprochen hätte. Wir hatten ihn immer gesehen als Dritten zwischen uns und unserer Mutter. Sein Name kam auf unsere Lippen mit der Milch der Mutter, wir lernten reden, indem wir diesen Namen stammelten. Je größer wir wurden, desto mehr vermehrten sich jeden Tag vor unseren Augen die Handlungen, welche ihn gegenwärtig und der Seele fühlbar machen. Am Morgen, am Abend, vor und nach der Mahlzeit ließ man uns kurze Gebete sprechen. Die Kniee unserer Mutter waren für uns lange unser Hausaltar gewesen. Ihr strahlendes Antlitz war in diesem Augenblick einer ehrfurchtvollen und feierlichen Sammlung, welche uns selbst die Feierlichkeit dieser Handlung klar machte, immer verschleiert. Wenn sie mit uns und über uns gebetet hatte, wurde ihr schönes Antlitz weicher und noch gerührter. Wir fühlten, daß sie mit ihrer Kraft und ihrer Freude communicirt hatte, um uns noch mehr damit zu übergießen.

Fünftes Buch.

1.

Der ganze Unterricht, welchen sie uns in der Religion ertheilte, beschränkte sich darauf, vor uns und mit uns fromm zu sein. Der fortwährende Erguß von Liebe, Anbetung und Dank, welcher aus ihrer Seele sich ergoß, war ihre einzige und natürliche Predigt. Das Gebet, aber das schnelle, lyrische, beflügelte Gebet verband sich mit den unbedeutendsten Handlungen unseres Tagwerks. Es vermengte sich damit so geschickt, daß es immer ein Genuß und eine Erholung war, anstatt eine Schuldigkeit und Anstrengung zu sein. Unser Leben war in den Händen dieser Frau ein fortwährendes Sursum corda. Sie erhob sich so natürlich und von selbst zum Gedanken Gottes als die Pflanze sich zur Luft und zum Licht erhebt. Unsere Mutter that zu diesem Zwecke das Gegentheil dessen, was man gewöhnlich thut. Statt uns eine mürrische Frömmigkeit aufzuerlegen, welche die Kinder ihrem Spiel oder ihrem Schlaf entreißt, um sie zum Gebet, oft mit ihrem Widerwillen und unter ihren Thränen, zu zwingen, machte sie für uns ein Fest der Liebe aus diesen kurzen Anrufungen Gottes, zu denen sie uns lächelnd einlud. Sie vermengte nicht das Gebet mit unseren Thränen, sondern mit allen kleinen glücklichen Ereignissen, die uns im Laufe des Tages zustießen. Wenn wir z. B. in unseren kleinen Betten aufwachten, wenn die heitere Morgensonne an unsern Fenstern glänzte, wenn die Vögel auf unsern Rosenstöcken oder in ihren Käfigen sangen, wenn

die Tritte der Dienerschaft schon lange im Hause wiederhallten, und wir unsere Mutter ungeduldig erwarteten, um aufzustehen, trat sie ein, das Gesicht immer strahlend von Güte, Zärtlichkeit und milder Freude; sie umarmte uns in unserem Bette, half uns beim Anziehen; sie hörte dem fröhlichen kleinen Geplauder von Kindern zu, deren frische Einbildungskraft beim Erwachen, wie ein Nest von Schwalben auf dem Dache, zwitschert, wenn die Mutter kommt; dann sagte sie uns: „Wem verdanken wir dieses Glück, das wir mit einander genießen dürfen? Gott, unserem himmlischen Vater. Ohne ihn wäre diese schöne Sonne nicht aufgegangen; diese Bäume hätten ihre Blätter verloren; die fröhlichen Vögel wären vor Hunger und Kälte auf der nackten Erde gestorben, und Ihr, meine lieben Kinder, hättet weder Bett, noch Haus, noch Garten, noch Vater und Mutter, um Euch zu schützen und zu ernähren und Euch zu erfreuen! Es ist nicht mehr als billig, daß wir ihm danken für Alles, was er uns mit diesem Tag schenkte, und ihn zu bitten, uns viele ähnliche Freuden zu gewähren.“ Dann warf sie sich auf ihre Kniee vor unserem Bett, faltete unsere kleinen Hände zusammen, und oft, während sie unsere Hände in den ihrigen küßte, sprach sie langsam mit gedämpfter Stimme das kurze Morgengebet, das wir mit ihrer Betonung und mit ihren Worten nachsprachen.

Am Abend wartete sie nicht, bis unsere schlaftrunkenen Augen halbgeschlossen waren, um uns, wie im Traume, die Worte stammeln zu lassen, welche für uns angenehm die Stunde der Ruhe hinausschöben; sogleich nach dem Abendessen versammelte sie im Salon die Dienerschaft und selbst die Bauern der benachbarten Ortschaften, die unserem Hause am meisten ergeben waren, um sich. Sie nahm ein Buch frommer christlicher Belehrung für das Volk; sie las ihren ungebildeten Zuhörern einige kurze Stellen daraus vor. Auf dieses Vorlesen folgte ein Gebet, das sie selbst laut vorlas, oder welches

meine jungen Schwestern, als sie älter waren, an ihrer Stelle sprachen. Ich höre noch jetzt den Refrain dieser eintönigen Litaneien, welcher dumpf durch das Zimmer hinrollte, und der der regelmäßigen Flut und Ebbe des Herzens entsprach, das die Grenzen des Lebens und die Ohren Gottes erreicht hatte.

Einer von uns mußte immer der Reihe nach ein kleines Gebet für die Reisenden, die Armen, die Kranken, für irgend eine dringende Noth im Dorfe oder im Hause sprechen. Indem sie uns so eine kleine Rolle in dem ernsten Akte des Gebetes gab, interessirte sie uns durch unsere Theilnahme dafür, und sorgte dafür, daß es uns nicht eine kalte Gewohnheit, eine eitle Ceremonie oder selbst ein Gegenstand der Langweile würde. Außer diesen beiden fast öffentlichen Gebeten brachte uns der übrige Tag noch viele und an keine bestimmte Zeit gebundenen Erhebungen unserer kindlichen Seelen zu Gott. Aber diese Gebete, entstanden aus den Umständen im Herzen und auf den Lippen unserer Mutter, waren nur Eingebungen des Augenblicks; sie hatten nichts Regelmäßiges und Ermüdendes für uns; im Gegentheil, sie vervollständigten und weihten für uns, so zu sagen, jeden unserer Eindrücke und Genüsse.

Wenn ein einfaches, aber uns köstlich dünkendes Essen auf den Tisch getragen wurde, machte uns unsere Mutter, ehe sie sich zu Tisch setzte und das Brod brach, ein kleines Zeichen, das wir verstanden. Wir verschoben nun eine halbe Minute die Ungeduld unseres Hungers, um Gott zu bitten, daß er die Speise segne, die er uns gebe. Nach dem Essen, ehe wir zum Spiel gingen, dankten wir ihm mit einigen Worten. Machten wir uns an einem schönen Sommermorgen auf einen längeren, längst ersehnten Spaziergang auf, so ließ uns unsere Mutter vor dem Abgang ganz leise und unbemerkt im Herzen Gott anrufen, daß er diese große Freude segne und uns vor allem Unfall bewahre. Führte uns unser Weg zu irgend einem erhabenen oder schönen Anblick der Natur, der

für uns neu war, in irgend einen großen und düsteren Tannenwald, wo das feierliche Halbdunkel, die Lichtblitze mitten durch die Zweige, unsere junge Einbildungskraft erschütterten; vor einem schönen Wasserfall, der uns mit seinem Schaum, seiner Bewegung und seinem Rauschen entzückte; wenn ein schöner Sonnenuntergang auf dem Berge die Wolken in ungewohnten, glänzenden Formen zusammenschaarte; wenn die Sonne beim Hervortreten unter dem Horizonte glänzenden Abschied nahm von diesem kleinen Winkel der Erde, welchen sie erleuchtete; so unterließ es unsere Mutter selten, die Größe und Neuheit unserer Eindrücke zu benützen, um unsere Seele zum Schöpfer aller dieser Wunder zu erheben, und uns mit ihm durch einige lyrische Ergüsse ihrer fortwährenden Anbetung in Verbindung zu setzen.

Wie oft, wenn sie an Sommerabenden mit uns auf dem Felde spazieren ging, wo wir Blumen, Insekten, glänzende Kieselsteine in dem Bette des Baches von Milly sammelten, ließ sie uns nicht neben sich am Fuße einer Weide sitzen, und redete uns mit ihrem von frommer Begeisterung überwallenden Herzen über den verborgenen religiösen Sinn dieser schönen Schöpfung, welche unsere Augen und Herzen entzückte! Ich weiß nicht, ob ihre Erklärungen der Natur, der Elemente, der Eigenschaften der Pflanzen, der Bestimmung der Insekten den Resultaten der Naturwissenschaften entsprachen. Sie entnahm sie Pluche, Buffon, Bernhard de Saint-Pierre; aber ging daraus auch nicht ein untadelhaftes Natursystem hervor, so folgte ihnen doch ein großartiges Gefühl der Vorsehung und eine religiöse Einsegnung unseres Geistes in diesem unendlichen Ocean von Weisheit und Erbarmung Gottes.

Wenn wir durch ihre erhabene Erklärungen sehr gerührt waren, und unsere Augen vor Bewunderung übergingen, ließ sie diese süßen Thränen sich nicht in leichten Zerstreuungen und beweglichen Gedanken trocknen, sondern beeilte sich, diese

ganze Begeisterung der Betrachtung in Zärtlichkeit zu verwandeln. Einige Psalmverse, die sie auswendig wußte und die sich den Eindrücken der Scene anpaßten, fielen mit Rührung von ihren Lippen. Sie gaben der ganzen Erde einen religiösen Sinn und allen unsern Gefühlen ein göttliches Wort.

2.

Bei der Heimkehr ließ sie uns fast immer in den armen Hütten der Kranken oder Dürftigen des Ortes vorgehen. Sie näherte sich ihren Lagerstätten, gab ihnen guten Rath und Heilmittel. Sie entlehnte ihre Vorschriften aus Tissot oder Buchon, diesen beiden populären Aerzten. Sie machte sich aus der Heilkunde einen beständigen Gegenstand des Nachdenkens, um ihre Kenntnisse den Bedürftigen zu gut kommen zu lassen. Sie hatte den instinktartigen Takt, das sichere Auge und die glückliche Hand wahrer Aerzte. Wir halfen ihr bei ihren täglichen Krankenbesuchen. Der Eine von uns trug die Charpie und das aromatische Oel für die Verwundeten, der Andere die leinenen Verbände für die Compressen. So entwöhnten wir uns allen Ekels, welcher später den Menschen vor der Krankheit schwach, für die Leidenden unnütz und vor dem Tode scheu macht. Sie verbarg uns nicht den herzzerreißenden Anblick des Elendes, des Schmerzes und selbst des Todeskampfes. Ich sah sie oft stehend, sitzend oder knieend an diesen Lagerstätten der Armen oder in den Ställen, wo sich die Armen ihr Lager suchen, wenn sie alt und gebrochen sind, wie sie mit ihren Händen den kalten Schweiß der sterbenden Armen abwischte, sie in ihren Decken umwendete, ihnen Sterbegebete vorlas, und ganze Stunden geduldig wartete, bis ihre Seele unter dem Ton ihrer milden Stimme zu Gott ging.

So machte sie aus uns die Diener ihrer Almosen. Wir

waren immer, zumal ich als der Aelteste, beschäftigt, weithin, in die einzeln stehenden Häuser im Gebirge, bald ein wenig weißes Brod für die Frauen in den Wochen, bald eine Flasche alten Weins und Stücke Zuckers, bald ein wenig stärkende Fleischbrühe für die aus Mangel an Nahrung erschöpften Greise auszutragen. Diese kleinen Sendungen brachten uns Vergnügen und Belehrung zugleich. Die Bauern kannten uns auf zwei und drei Meilen im Umkreis. Sie sahen uns nie vorübergehen, ohne uns bei unseren ihnen wohlbekannten Vornamen zu rufen, ohne uns zu bitten, bei ihnen einzutreten, und ein Stück Brod, Speck oder Käse von ihnen anzunehmen. Wir waren im ganzen Bezirke die Söhne der Dame, die Boten guter Botschaft, die helfenden Engel für alle verlassenen Leiden der Landleute. Wo wir in ein Haus eintraten, trat die Vorsehung, eine Hoffnung, ein Trost, ein Strahl der Freude und der Mildthätigkeit ein. Diese süße Gewohnheit der Vertraulichkeit mit allen Unglücklichen und der Familienbesuche in allen Wohnungen der Landbewohner hatte uns diese ganze Bevölkerung zu einer wahren Familie gemacht. Von den Greisen bis herunter zu den kleinen Kindern kannten wir diese ganze kleine Welt bei ihrem Namen. Am Morgen waren die steinernen Treppen vor der Hausthüre in Milly und die Gänge des Hauses immer von Kranken oder Verwandten der Kranken belagert, welche zu meiner Mutter zu Consultationen kamen. Nach uns widmete sie ihren Morgen diesem Geschäfte. Sie war immer beschäftigt, einige Arzneimittel für die Kranken zu bereiten, Kräuter zu zerstoßen, Tränke zu machen, Arzneimittel auf einer kleinen Wage zu wägen, oft auch die Wunden und die ekeligsten Geschwüre zu verbinden. Sie ließ uns mithelfen, und wir strengten alle unsere Kräfte zu diesem Behufe an. Andere suchen Gold in diesen Destillirkolben, unsere Mutter suchte darin nur die Erleichterung der Leiden der Armen, und legte so um Vieles höher und sicherer in den

Himmel den einzigen Schatz, den sie jemals hienieden begehrte, den Segen der Armen und den Willen Gottes, an.

3.

Wenn endlich alle diese Plagen des Tages zu Ende waren, wenn wir das Essen eingenommen, und sich die Nachbarn, welche sich von Zeit zu Zeit zum Besuche eingestellt hatten, entfernt hatten, und der Schatten des Berges, welcher sich über den kleinen Garten hinsenkte, schon die Abenddämmerung des sinkenden Tages darüber ergoß, trennte sich meine Mutter auf einen Augenblick von uns. Sie ließ uns entweder im kleinen Salon oder an der Ecke des Gartens in einiger Entfernung von sich zurück. Sie nahm nun endlich ihre Stunde der Ruhe und des Nachdenkens mit sich allein. In diesen Augenblicken sammelte sich ihr Gemüth mit allen ihren Gedanken und allen Gefühlen, welche den Tag über aus ihrer Seele strömten, in dem Schooße Gottes, in welchen sie so gerne sich versenkte. So jung wir auch waren, kannten wir doch diese besondere Stunde, welche ihr unter allen Stunden vorbehalten war. Unwillkürlich entfernten wir uns von der Allee des Gartens, in welcher sie auf und abging, als hätten wir gefürchtet, die geheimnißvolle Vertraulichkeit ihrer mit Gott und Gottes mit ihr zu stören oder zu hören! Es war eine kleine Allee von gelb-röthlichem Sand, eingefaßt von Erdbeeren, zwischen Fruchtbäumen, welche ihren Kopf nicht überragten. Eine dichte Hecke von Haselstauden war auf der einen Seite am Ende der Allee, auf der andern eine Mauer. Sie war die abgelegenste und einsamste Lage des Gartens; deßwegen gab sie ihr auch den Vorzug, denn was sie in dieser Allee sah, war in ihr und nicht am Horizonte der Erde. Sie ging darin mit schnellem aber regelmäßigem Schritte, wie Jemand, der alles Ernstes nachdenkt, auf ein bestimmtes Ziel losgeht, und den der Enthusiasmus beim Gehen beflügelt. Gewöhnlich war

ihr Kopf unbedeckt; — ihre schönen schwarzen, halb im Winde spielenden Haare, ihr ein wenig ernsteres Gesicht, als es sonst den Tag über war, das sich bald zur Erde senkte, bald zum Himmel erhob, wo ihre Blicke die ersten Sterne suchten, die sich vom Blau der Nacht am Firmamente loszutrennen begannen. Ihre Arme waren vom Ellbogen an bloß; ihre Hände waren bald gefaltet, wie die einer Betenden, bald ungebunden und pflückten in der Zerstreuung einige Rosen oder violette Malven, deren hohe Stengel an der Einfassung der Allee wuchsen. Zuweilen waren ihre Lippen halbgeöffnet und unbeweglich, zuweilen geschlossen und von kaum sichtbarer Bewegung ergriffen, wie die eines im Schlaf Redenden.

So durchlief sie während einer halben Stunde, länger oder kürzer, je nach der Schönheit des Abends, ihrer freien Zeit oder dem Ueberströmen innerer Inspiration, zwei oder dreihundert Male den Raum der Allee. Was that sie da? Ihr habt es errathen. Sie lebte einen Augenblick nur in Gott; sie entfloh der Erde; sie trennte sich freiwillig von Allem, was hienieden ihr Herz berührte, um zum Voraus im Umgang mit dem Schöpfer, im Schooße der Schöpfung selbst, diese himmlische Erquickung zu suchen, deren die leidende und liebende Seele bedarf, um neue Kräfte zu sammeln, um immer mehr zu lieben und zu leiden.

Was Gott dieser Seele sagte, Gott allein weiß es; was sie Gott sagte, wissen wir fast so gut, als sie selbst. Voll Aufrichtigkeit und Reue erzählte sie die leichten Fehler, welche sie etwa den Tag über in der Erfüllung ihrer Pflichten hatte begehen können; zarte Vorwürfe, welche sie sich selbst machte, um sich zu ermuthigen, der göttlichen Gnade in ihrer Lage besser zu entsprechen; tiefgefühlter Dank gegen die Vorsehung für jedes kleine Glück, das ihr in uns geworden war: ihr Sohn, der gute Anlagen verrathen hatte; ihre Töchter, welche unter ihren Augen schön aufwuchsen; ihr Gatte, der durch

seinen bewunderungswürdigen Verstand und seine Ordnungsliebe das kleine Vermögen und künftige Wohlergehen der Familie ein wenig gefördert hatte; dann die Felder, welche eine gute Ernte versprachen; der Weinstock, unser Hauptreichthum, dessen parfümirte Blüten die Luft mit balsamischem Duft erfüllten und reichen Herbstsegen verhießen; einige unwillkürliche, entzückende Betrachtungen über die Größe des Firmaments; das Heer von Sternen, die Schönheit der Jahreszeit, die Bildung der Blumen, der Insekten, der natürlichen Instinkte der Vögel, von denen man immer einige von uns geschonte Neste zwischen den Zweigen unserer Rosenstöcke oder unserer Bäume erblickte. Alles dieses war in ihrem Herzen als Erstlingsfrucht auf den Altar gesammelt, entzündet am Feuer ihrer jugendlichen Begeisterung, und duftete aus in Blicken, Seufzern, unbemerklichen Bewegungen und gedämpft ausgesprochenen Psalmversen! Das Alles hörten nur die Gräser, die Blätter, die Bäume und die Blumen in dieser Allee geistiger Sammlung.

4.

Diese Allee war für uns wie ein Heiligthum an einem heiligen Ort, wie die Kapelle des Gartens, wo Gott selbst unsere Mutter besuchte. Wir wagten nie in ihr zu spielen, und ließen sie ganz und ausschließlich ihrem mysteriösen Gebrauch, ohne daß man es uns verboten hätte. Noch jetzt, nach so vielen Jahren, wo nur noch ihr Schatten darin wandelt, ehre ich die Allee meiner Mutter, wenn ich in diesen Garten komme. Ich senke das Haupt, wenn ich sie durchwandle, aber ich gehe selbst nicht darin spazieren, um ihre Fußtritte nicht zu verwischen.

Wenn sie dieses Heiligthum verließ und zu uns zurückkehrte, waren ihre Augen naß, ihr Antlitz heiterer und friedlicher als gewöhnlich. Ihr beständiges Lächeln auf ihren gra-

ziösen Lippen bekam einen noch zärtlicheren und liebreicheren Ausdruck. Man hätte sagen können, sie habe eine Last von Trauer oder Anbetung niedergelegt und kehre leichter zu ihren Pflichten für den übrigen Tag zurück.

5.

Doch ich wuchs heran und zählte zehn Jahre. Ich mußte einmal anfangen etwas von dem zu lernen, was die Menschen wissen. Meine Mutter unterrichtete nur mein Herz und bildete nur meine Gefühle. Es galt das Lateinische zu erlernen. Der greise Pfarrherr eines benachbarten Dorfes (denn das Pfarrhaus von Milly war verkauft und die Kirche geschlossen) hielt eine kleine Schule für einige wohlhabende Bauernkinder. Man schickte mich dahin des Morgens. Ich trug auf meinem Rücken in einem Sack ein Stück Brod und einige Früchte, um mit meinen kleinen Kameraden zu frühstücken. Außerdem trug ich unter meinem Arm, wie die Andern, einen kleinen Bündel Holz oder Rebenäste, um das Feuer des armen Pfarrherrn damit zu unterhalten. Das Dorf Bussières, wo er einer kleinen Gemeinde vorstand, liegt eine Viertelmeile vom Dorfe Milly entfernt, im Hintergrunde eines herrlichen Thales, das auf der einen Seite von Weinbergen und Nußbäumen auf Rasengrund beherrscht wird und auf der andern sich über hübsche Wiesen hinzieht, welche ein Bach bewässert, und welche kleines Eichengerippe und eine Gruppe alter Kastanienbäume unterbrechen. Das Pfarrhaus mit seinem Garten, seinem Hof und seinem Brunnen war nördlich von den Mauern der Kirche bedeckt und im Schatten des breiten Kirchthurmes ganz begraben.

Nur auf der Südseite ging eine äußere, einige Schritte lange Galerie, deren Dach von hölzernen, noch mit der Rinde umgebenen Pfeilern getragen war, zu der Küche und zu dem Saal, aus welchem der Greis unser Arbeitszimmer gemacht

hatte. Ich glaube noch jetzt den Lärm unserer kleinen Holzschuhe zu hören, welcher auf den steinernen Stufen, die vom Hofe zu dieser Galerie führten, wiedertönten. Wir waren zu fünf oder sechs Kindern, die jeden Tag, wie auch das Wetter war, diesen Weg von Milly aus machten. Je regnerischer und kälter die Temperatur war, desto unterhaltender war für uns der Weg, und desto mehr suchten wir ihn zu verlängern. Zwischen Bussières und Milly liegt ein steiler Hügel, dessen Abhang sich auf einem steinigen Fußweg zum Thale der Kirche hinabstürzt. Dieser Fußweg war im Winter ein tiefes Schneebett oder ein Glatteis, auf welchem wir fuhren oder glitschten, wie die Alphirten zu thun pflegen. Unten waren oft die Wiesen oder der ausgetretene Bach gefrorene Seee, welche nur durch den schwarzen Stamm der Weiden unterbrochen waren. Wir hatten uns Schlittschuhe zu verschaffen gewußt, und nach vielem Hinfallen hatten wir gelernt, uns ihrer zu bedienen. Hier wurde ich ein leidenschaftlicher Liebhaber dieser Uebung des Nordens, in welcher ich später gewandter wurde. Fühlen, wie man mit der Schnelligkeit des Pfeiles und den graziösen Wellenbewegungen des Vogels in der Luft auf einer weiten, glänzenden, tönenden und treulosen Fläche hingetragen wird; sich selbst durch eine einfache Bewegung des Körpers und so zu sagen mit dem einzigen Steuerruder des Willens alle Wendungen und Beugungen der Barke auf dem Meer oder des in freier Luft schwebenden Adlers eindrücken, war für mich und wäre es noch heute, wenn ich nicht mein Alter respektirte, eine solche Berauschung der Sinne und eine so wollüstige Betäubung der Gedanken, daß ich nicht ohne Rührung daran denken kann. Selbst die Pferde, welche ich so sehr liebte, gewähren dem Reiter nicht jenes melancholische Phantasiren, welches große Seee dem Schlittschuhläufer gewähren. Wie oft habe ich nicht gewünscht, der Winter mit seiner glänzend kalten Sonne, welche über dem blauen

Eis der endlosen Wiesen der Saône erglänzt, möchte ewig sein sammt unsern Vergnügungen!

Man begreift, daß wir auf diesem Wege und durch diese Landschaft oft ein wenig spät ankamen. Der alte Pfarrherr ließ es uns aber nicht entgelten. Es war ein Mann, niedergebeugt von Alter und Krankheit, ehemals ein Lebemann, reich und elegant vor der Revolution, unterdessen aber verarmt, und hatte somit wenig Freude an der Gesellschaft von leichtsinnigen und lärmenden Knaben, deren Unterricht er übernommen hatte. Alles, was der gute Mann von uns wollte, bestand in der kleinen Belohnung, welche die Freigebigkeit unserer Eltern seiner geringen Besoldung zulegte. Uebrigens gab er unsere Erziehung an einen jungen, talentvollen Vikarius ab, welcher mit ihm in seiner Wohnung zusammenlebte, und gegen den er sich mehr als Vater denn als Vorgesetzter benahm. Dieser Vikarius hieß Abbé Dumont. Außer ihm wohnte noch in der Pfarrwohnung eine schon betagte Frau, die übrigens immer schön und anmuthig blieb. Sie war die Mutter des jungen Abbé. Sie führte mit Milde und Allgewalt die Haushaltung der beiden Priester, unterstützt von einer hübschen Nichte und einem alten Kirchenpfleger, welcher das Holz spaltete, den Garten bestellte und die Glocke läutete.

Der Abbé Dumont hatte vom Priesterthum nichts als den tiefen Abscheu vor einem Stande, in welchen er gegen seinen Willen wenige Zeit vorher eintreten mußte, ehe das Priesterthum in Frankreich zu Grabe ging. Er trug nicht einmal den Priesterrock. Sein Geschmack war ganz der eines Edelmanns; seine Gewohnheiten ganz die eines Militärs; alle seine Bewegungen die eines Mannes von Welt. Er war von schönem Gesicht, großer Statur, stolzer Haltung, würdiger und melancholischer Physiognomie; er sprach mit seiner Mutter mit Zärtlichkeit, mit dem Pfarrherrn mit Ehrerbietung, mit uns mit Verachtung und von oben herab. Immer umgeben

von drei oder vier Jagdhunden, seinen unzertrennlichen Begleitern, im Zimmer wie im Wald, beschäftigte er sich mehr mit ihnen als mit uns. Zwei oder drei Flinten, glänzend von Reinlichkeit und mit silbernem Beschläg geschmückt, schimmerten aus der Ecke des Kamins; Pulverhörner, Kugeln und grobe Jagdschrote lagen auf allen Tischen zerstreut herum. Gewöhnlich hielt er in der Hand eine große lederne Peitsche mit elfenbeinernem Griff, an welchem sich eine Pfeife befand, um seinen Hunden im Gebirge damit ein Zeichen zu geben. Man sah mehre Säbel und Hirschfänger an den Wänden aufgehängt, und große Stulpstiefel, die mit langen silbernen Sporen bewaffnet waren, zeigten sich ganz geputzt und glänzend in den Ecken des Zimmers. Man sah seinem ganzen Wesen, dem männlichen und entschiedenen Ton seiner Stimme und dieser Möblirung an, daß sich sein natürlicher Charakter durch das Aeußere für den Widerspruch zwischen seiner Natur und seinem Stande rächte.

Er war unterrichtet, und viele auf den Stühlen herumliegende Bücher bezeugten seine Vorliebe für Literatur. Aber diese Bücher waren gleich den Möblen sehr wenig kanonisch. Es waren Schriften von Raynal, J. J. Rousseau, Voltaire, Romane der damaligen Zeit oder contrerevolutionäre Brochüren und Zeitungen. Denn so wenig auch der Abbé Dumont vom Geistlichen hatte, so sehr royalistisch gesinnt war er. Sein Kamin war bedeckt mit Büsten und Kupferstichen, welche den unglücklichen Louis XVI., die Königin, den Dauphin, die erlauchten Opfer der Revolution vorstellten. Aller dieser Haß gegen die Revolution und diese ganze Philosophie, deren Consequenz die Revolution gewesen war, vertrugen sich damals bei den meisten Männern jener Zeit sehr gut neben einander. Die Revolution hatte ihrem Systeme entsprochen und ihre Stellung vernichtet. Ihre Seele war ein Chaos wie die neue Gesellschaft; sie erkannten sich in ihr nicht wieder.

Man kann sich leicht denken, nach diesem Gemälde, daß zwischen einem schwächlichen Greis, welcher sich am Feuer der Küche den ganzen Tag wärmte, und einem thatendurstigen und vergnügungssüchtigen jungen Manne, welcher alle Stunden, die er uns zu Liebe der Jagd entzog, als Strafstunden betrachtete, unser Unterricht nicht schnelle Fortschritte machen konnte. Er beschränkte sich auch während des ganzen Jahres auf das Erlernen zweier oder dreier Deklinationen von lateinischen Wörtern, von denen wir nur die Endsylben verstanden. Unsere übrige Zeit verwandten wir darauf, im Winter Schlittschuh zu laufen, im Sommer in den Schleusen der Mühlen zu schwimmen und den Hochzeiten und Festen der benachbarten Ortschaften nachzugehen, wo man uns von den bei diesen Gelegenheiten gewöhnlichen Kuchen gab, und wo wir unzählige Flintenschüsse abfeuerten, welche überall das Zeichen der Freude sind.

Ich sprach das Patois als meine Muttersprache, und Niemand konnte besser als ich jene althergebrachten so naiven Lieder auswendig, welche man bei Nacht auf unserem Lande unter dem Fenster des Schlafzimmers oder an der Thüre des Stalles singt, wo die Verlobte schläft.

6.

Doch dieses ganz bäurische Leben und diese gänzliche Unwissenheit in den Dingen, welche andere Kinder dieses Alters schon wissen, hinderten nicht, daß in Betreff des Gemüthes und Verstandes meine häusliche, von meiner Mutter überwachte Erziehung aus mir einen ganz gesunden Verstand, ein sehr liebendes Herz und ein Kind bildete, das so gelehrig war, als man es sich nur wünschen konnte. Mein Leben bestand aus Freiheit, tüchtigen Leibesübungen und einfachen Vergnügungen, aber nicht aus gefährlichen Ausschweifungen. Man wußte mir sehr gut, ohne daß ich es selbst wußte, meine Freunde

und meine Kameraden unter den Kindern der ehrbarsten und untadeligsten Familien des Dorfes auszuwählen. Einige der Aelteren trugen bis auf einen gewissen Grad die Verantwortlichkeit für mich. Ich bekam von ihnen weder schlechtes Beispiel noch schlechten Rath. Die Achtung und die Liebe, welche diese ganze Bevölkerung für meine Eltern hatte, trug sich auf mich über, so sehr war mir das Landvolk einer Familie gleich, deren gemeinschaftliches Lieblingskind ich so zu sagen war.

Ich hätte nie daran gedacht, ein anderes Leben als dieses zu wünschen. Meine Mutter, welche für mich die Gefahren einer öffentlichen Erziehung befürchtete, hätte für mich diese glückliche Kindheitszeit ewig verlängern wollen. Aber mein Vater und seine Brüder, von denen ich bald zu reden bekommen werde, sahen mit Unruhe, daß ich in wenigen Monaten das zwölfte Lebensjahr, bald die Jugendzeit berühre, und daß das Mannesalter mich, den Männern meines Alters und meiner Stellung in Unterricht und Wissenschaft zu sehr nachstehend, ereilen würde. Sie sprachen ganz laut ihre Besorgnisse aus. Ich hörte, wie meiner Mutter in dieser Hinsicht ernste Vorstellungen gemacht wurden. Sie weinte oft. Das Gewitter ging vorüber und brach sich an der Unbeweglichkeit ihrer Liebe und der Energie ihres so elastischen und doch so entschiedenen Willens. Aber das Gewitter kehrte jeden Tag wieder.

Der Aeltere meiner Oheime war ein Mann von der guten alten Zeit; er war gut, aber nichts weniger als zärtlich. Auferzogen in der harten und strengen Schule des militärischen Lebens, wie er es war, wußte er nur von der gemeinschaftlichen Erziehung. Er wollte, daß der Mensch durch die Berührung mit Menschen erzogen werde; er fürchtete, diese Zärtlichkeit der Mutter, welche sich immer zwischen das Kind und die Wirklichkeit des Lebens in die Mitte lege, möchte zu sehr die Männlichkeit des Charakters entnerven. Zudem war er sehr unterrichtet, sogar Gelehrter und Schriftsteller. Er sah

wohl, daß ich in dem Hause meines Vaters nichts Anderes lernen würde als gut und glücklich zu leben, und er forderte mehr.

Mein Vater, der von Natur nachsichtiger und von den Gedanken meiner Mutter mehr bestimmt war, hätte sich aus freien Stücken nie entschlossen, mich von Milly zu verbannen; aber die Beharrlichkeit meiner Oheime trug den Sieg davon. Sie waren die Könige der Familie und ihr Orakel, fast wie der Notar von Mirabeau in der Familie dieses großen Mannes. Die Zukunft der Familie lag in den Händen dieses Oheims, denn er beherrschte seine Brüder und Schwestern. Er war nicht verheirathet; man mußte ihn schonen. Seine ein wenig despotische Herrschaft (wie damals das Ansehen eines Familienhauptes es war) wurde mit einer durch seine Verdienste und durch die Achtung, welche er genoß, gestützte Allgewalt ausgeübt. Aus Klugheit und aus Liebe zu ihren Kindern gab meine Mutter nach. Mein Loos wurde entschieden, nicht ohne langes Zögern und viele Thränen.

Man suchte lange ein Gymnasium aus, in welchem die religiösen Grundsätze, die meiner Mutter so theuer waren, mit einem tüchtigen Unterricht und väterlicher Behandlung gepaart waren. Man glaubte alles dieses in einem Erziehungshause, das damals in Lyon berühmt war, gefunden zu haben. Meine Mutter führte mich selbst dort ein. Ich betrat das Haus, wie der zum Tod Verurtheilte sein letztes Gefängniß betritt. Das falsche Lächeln, die erheuchelte Zärtlichkeit der Lehrer dieser Anstalt, welche um Geld das Herz eines Vaters nachahmen wollten, täuschten mich nicht. Ich begriff, wie verkäuflich diese befohlene Zärtlichkeit sei. Mein Herz brach mir zum ersten Mal in meinem Leben, und als das eiserne Gitter mich von meiner Mutter trennte, fühlte ich, daß ich in eine andere Welt eintrete, und daß der Honigmonat meiner ersten Jahre unwiderbringlich dahin sei.

Sechstes Buch.

1.

Stellet Euch einen zarten, aber freien und wilden Vogel vor, der sein Nest, Wälder und freie Luft besitzt, alle Vergnügungen der Natur, des Raums und der Freiheit genießt, und plötzlich in das Netz des Vogelstellers gefangen und genöthigt wird, seine Flügel einzuziehen und seine Klauen am Gitter des engen Käfigs abzustoßen, wo er mit andern Vögeln verschiedener Gattungen, deren Gefieder und mißtönendes Geschrei ihm fremd sind, eingesperrt wird, und Ihr habt eine noch unvollständige Vorstellung von dem, was ich in den ersten Monaten meiner Gefangenschaft fühlte.

Die mütterliche Erziehung hatte in mir eine Seele voll Mittheilsamkeit, Aufrichtigkeit und Liebe gebildet. Ich kannte die Furcht nicht und konnte nur lieben. Ich kannte nur die süße und natürliche Ueberzeugung, welche für mich von den Lippen, Augen, und kleinsten Bewegungen meiner Mutter floß. Sie war nicht mein Lehrer, sie war mehr: sie war mein Wille. Diese gesunde Erziehung des väterlichen Hauses, wo das einzige Gesetz in der Liebe bestand, wo die einzige Furcht zu mißfallen herrschte, wo eine traurige Stirne die einzige Strafe war, hatte aus mir ein sehr entwickeltes Kind in Allem, was zum Gefühl gehörte, gemacht, ein Kind, das für die kleinste Härte und leichteste Verletzung des Herzens tief fühlte. Aus diesem mit Flaum ausgestopften und von der Liebe einer unvergleichlichen Familie ganz erwärmten Neste fiel ich auf die kalte und harte Erde einer lärmenden, von zweihundert frem-

den, spöttischen, bösen, lasterhaften Kindern besuchten Schule, deren Lehrer rauh, gewaltthätig und eigennützig waren, deren honigsüße aber fade Sprache mir auch nicht einen einzigen Tag ihre Gleichgültigkeit verdecken konnte.

Ich hatte einen wahren Abscheu vor ihnen: ich sah in ihnen nur Kerkermeister. Die Stunden der Erholung brachte ich damit zu, allein und traurig durch die Stäbe eines langen Gitters, welches den Hof abschloß, den Himmel und die belaubten Höhen der Berge von Beaujolais zu betrachten, und nach den Bildern von Glück und Freiheit, welche ich dort gelassen hatte, zu seufzen. Die Augen meiner Kameraden stimmten mich traurig; selbst ihre Physiognomie stieß mich ab. Alles um mich her athmete eine Luft von Bosheit, List und Verdorbenheit, die mein Herz empörten. Der Eindruck war so lebhaft und peinlich, daß mich die Gedanken an Selbstmord, von denen ich nie reden gehört hatte, mächtig beschäftigten. Ich erinnere mich, daß ich Tage und Nächte damit zubrachte, zu suchen, auf welche Weise ich mich einem Leben entziehen könnte, das mir unerträglich war. Diese Stimmung meines Gemüthes wich keinen Augenblick während der ganzen Zeit, die ich in diesem Hause zubrachte.

2.

Nach einigen Monaten dieser Qual entschloß ich mich zu fliehen. Ich überlegte lange und klug meine Mittel zur Flucht. Zu einer Stunde endlich, in welcher die Thüre des Sprechzimmers sich für die Eltern öffnete, welche ihre Kinder besuchten, hielt ich mich in diesem Sprechzimmer auf. Ich stellte mich, als ob ich den Ball, mit welchem ich spielte, auf die Straße geworfen hätte. Ich stürzte mich hinaus, als ob ich ihn wieder holen wollte. Hastig schloß ich die Thüre hinter mir und lief, so schnell ich konnte, durch die kleinen von Mauern und Gärten umgebenen Straßen, welche die Vorstadt

Croix-Rousse in Lyon durchfurchten. Es gelang mir bald, den Wächter, welcher mir nachsetzte, meine Spur verlieren zu lassen, und als ich die Wälder erreicht hatte, welche die Hügel der Saône, zwischen Neuville und Lyon bedeckten, stellte ich meinen Sturmschritt ein und setzte mich am Fuß eines Baumes nieder, um Athem zu schöpfen und nachzudenken.

Alle meine Reisemittel bestanden in drei Franken kleinen Geldes in meiner Tasche. Ich wußte wohl, daß mich mein Vater übel empfangen würde; aber ich sagte mir: „Meine Flucht wird immer dieses Gute haben, daß man mich nicht in dasselbe Gymnasium zurückschicken kann.“ Zudem hatte ich nicht im Sinn, mich meinem Vater zu stellen. Mein Plan war, nach Milly zu gehen, um bei irgend Einem jener braven Landleute um ein Unterkommen zu bitten, die mich so genau kannten und liebten, selbst wenn es nur im Stall des großen Hundes im Hofe des Hauses wäre, wo ich so manche Stunden neben ihm auf dem Stroh geschlafen hatte; von hier aus wollte ich meine Mutter von meiner Ankunft in Kenntniß setzen; sie sollte dann meinen Vater besänftigen, man würde mich dann aufnehmen und mir verzeihen, und ich bekäme wieder mein angenehmes Leben bei ihnen.

Es sollte nicht nach meinem Plane gehen. Als ich mich wieder auf den Weg gemacht hatte, und in einer kleinen Stadt sechs Meilen von Lyon entfernt angekommen war, ging ich in ein Wirthshaus und verlangte ein Essen. Aber kaum saß ich vor dem Omelette und dem Käse, welche eine gute Frau mir vorgestellt hatte, als die Thüre sich öffnete und ich den Vorstand des Erziehungshauses in Begleitung eines Gendarmen hereintreten sah. Man nahm mich fest, band mir die Hände, und führte mich ab mitten unter dem Hohngelächter der Bewohner des Städtchens, welche die Neugierde herbeigerufen hatte. Man schloß mich in eine Art von Kerker allein ein. Hier brachte ich zwei Monate ohne irgend welche Berührung

mit einer menschlichen Seele außer dem Vorsteher zu, der von mir umsonst ein Bekenntniß der Reue forderte. Man wurde endlich meiner Hartnäckigkeit müde und sandte mich meinen Eltern zurück. Ich wurde von der ganzen Familie, meine arme Mutter ausgenommen, schlimm aufgenommen. Sie wirkte es aus, daß man mich nicht mehr nach Lyon zurückschickte. Ein von den Jesuiten geleitetes Gymnasium (es war in Belley an der Grenze von Savoyen) stand damals nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien, Deutschland und der Schweiz in großem Ansehen. Meine Mutter geleitete mich dahin.

3.

Schon wenige Tage nach meinem Eintritt in diese Anstalt fühlte ich den großen Unterschied, welcher zwischen einer aus Liebe zum Geld armen Kindern von Industrierittern des Unterrichts ertheilten Erziehung und einer Erziehung besteht, welche im Namen Gottes gegeben und von einer religiösen Aufopferung eingegeben wird, für welche der Himmel die einzige Belohnung ist. Ich fand zwar hier meine Mutter nicht, aber ich fand Gott, die Reinheit, das Gebet, die Liebe, eine milde und väterliche Ueberwachung, den wohlwollenden Ton der Familie, geliebte und liebende Kinder, mit heiteren Physiognomien. Ich war erbittert und verhärtet; ich ließ mich erweichen und umstimmen. Ich beugte mich von selbst unter ein Joch, welches ausgezeichnete Lehrer sanft und leicht zu machen verstanden. Alle ihre Kunst bestand darin, uns selbst für die Fortschritte des Hauses zu interessiren, und uns durch unsern eigenen Willen und unsern eigenen Enthusiasmus zu leiten. Ein göttlicher Geist schien mit demselben Hauche Lehrer und Schüler anzuwehen. Alle unsere Seelen hatten ihre Flügel wiedergefunden und flogen mit natürlichem Schwung zum Reich des Guten und des Schönen. Selbst die Widerspänstigsten

wurden von der allgemeinen Bewegung ergriffen und fortgezogen. Hier sah ich, was man aus den Menschen nicht durch Zwang, sondern durch geistigen Einfluß machen könne. Das religiöse Gefühl, welches unsere Lehrer durchdrang, durchdrang uns Alle. Sie verstanden die Kunst, dieses Gefühl liebenswürdig und liebevoll zu bilden, und in uns die Leidenschaft des Göttlichen zu wecken. Mit diesem in unsere Herzen gesenkten Hebel erhoben sie Alles. Sie erheuchelten nicht Liebe zu uns, sondern liebten uns wirklich, wie die Heiligen ihre Pflicht, die Arbeiter ihre Arbeit, die Stolzen ihren Stolz lieben. Sie fingen damit an, mich glücklich zu machen, und es dauerte nicht lange, so machten sie mich verständig. Die Frömmigkeit nahm einen neuen Flug in meinem Herzen, sie wurde der Beweggrund meines Eifers im Lernen. Ich schloß intime Freundschaft mit gleichalterigen Kindern, die so rein und so glücklich als ich waren. Durch diese Freundschaftsbündnisse gestalteten wir, so zu sagen, wieder eine Familie um uns. Ob ich gleich zu spät in die untersten Klassen eingetreten war, denn ich war bereits zwölf Jahre vorüber, kam ich doch schnell in die obersten. In drei Jahren hatte ich Alles gelernt. Ich kam jedes Jahr mit den ersten Preisen meiner Klasse nach Hause. Es freute mich dieses für meine Mutter, ohne daß ich selbst darauf stolz gewesen wäre. Meine Kameraden und Nebenbuhler verziehen mir meine Erfolge, weil sie natürlich schienen, und ich sie selbst nicht fühlte. Zu meinem Glücke fehlte mir nur meine Mutter und die Freiheit.

4.

Jedoch, ich vermochte nie meine Seele an die Knechtschaft zu gewöhnen, wie sehr diese auch durch die Freundschaft, durch die Gunst meiner Lehrer, durch die wohlwollende Popularität versüßt war, mit welcher mich meine Mitschüler im Gymnasium umgaben. Jene Freiheit der Augen, der Schritte, der

Bewegungen, die ich lange auf dem Lande gekostet hatte, machte mir die Mauern der Schule düsterer und enger. Ich war ein glücklicherer Gefangener, als die Andern, aber ich war immer ein Gefangener. Ich unterhielt mich mit meinen Freunden in den Erholungsstunden nur vom Glück, bald aus diesem gezwungenen Verschluß erlöst zu werden, und wieder den Himmel, die Felder, die Wälder, die Wasser, die Berge unserer Heimath zu besitzen. Ich hatte fortwährend das Fieber der Freiheit, die Leidenschaft der Natur.

Das meinem Bett zunächst stehende Fenster des Schlafsaales ging auf ein grünes Thal von Bugey, bekleidet mit Wiesen, umgeben von Buchen und begrenzt von blaulichen Bergen, auf deren Abhang man den feuchten und weißen Dunst der fernen Kaskaden hinziehen sah. Oft, wenn alle meine Kameraden eingeschlafen waren, wenn die Nacht hell war und der Mond den Himmel erleuchtete, stand ich leise auf, stieg an der Rückwand eines Stuhles hinauf, den ich als Leiter benützte, und lehnte mich ganze Stunden an den Fuß dieses Fensters, um ganz verliebt diesen Horizont der Stille, der Einsamkeit und der Sammlung zu betrachten. Meine Seele fühlte sich unbeschreiblich zu diesen Wiesen, Wäldern und Wassern hingezogen; das höchste Glück schien es mir, wenn ich nach eigenem Willen meine Schritte darin verlieren könnte, wie ich darin meine Blicke und meine Gedanken verlor; wenn ich im Seufzen des Windes, im Sang der Nachtigall, im Knittern der Blätter, im fernen und zurückgeworfenen Murmeln der Wasserfälle, im Geläute der Glocken der Kühe auf den Bergen einige Noten des Landlebens, Erinnerungen an meine Kindheit in Milly erfassen könnte, und Thränen der Sehnsucht und Begeisterung fielen aus meinen Augen auf den Stein des Fensters, und ich kehrte in mein Bett zurück, um dort lange in meinen wachen Träumen die bezaubernden Bilder jener Visionen festzuhalten.

Sie vermengten sich täglich mehr in meiner Seele mit den Gedanken und Visionen des Himmels. Seitdem die Jugendzeit mit Aufregung meiner Sinne auch meine Phantasie beunruhigt, gerührt und düster gestimmt hatte, hatte eine fast wilde Melancholie gleichsam einen Schleier über meine natürliche Heiterkeit gelegt und einen ernsteren Ton meinen Gedanken wie meiner Stimme gegeben. Meine Eindrücke wurden so stark, daß ich darunter litt. Diese unbestimmte Traurigkeit, welche alle Dinge dieser Erde in mir erregten, gaben mir eine Richtung zum Unendlichen. Die im vollen Sinne des Worts religiöse Erziehung, welche wir bei den Jesuiten erhielten, die häufigen Gebete, Erbauungen, die Sakramente, die Wiederholung religiöser Ceremonien, welche durch den Schmuck der Altäre, die Pracht der Costüme, den Gesang, den Weihrauch, die Blumen, die Musik noch an Reiz gewannen, wirkten auf die Einbildungskraft von Kindern oder jungen Leuten mit verführerischer Kraft. Die Geistlichen, welche sie uns in reichem Maße gewährten, überließen sich ihnen selbst mit der Aufrichtigkeit und Inbrunst ihres Glaubens. Ich sträubte mich zuerst dagegen unter dem Einflusse der Vorurtheile und der Antipathie, welche mein erster Aufenthalt im Gymnasium von Lyon mir gegen meine Lehrer hinterlassen hatte. Aber die Milde, die Herzlichkeit und die einnehmende Ueberzeugung einer vernünftigeren Behandlung unter meinen neuen Lehrern wirkten bald mit der Allgewalt ihres Unterrichts auf eine Einbildungskraft von fünfzehn Jahren. Unbemerkt fand ich bei ihnen die natürliche Frömmigkeit wieder, welche ich von meiner Mutter mit der Milch eingesogen hatte. Mit der Rückkehr der Frömmigkeit kehrte auch die Ruhe in meinen Geist, die Ordnung und Resignation in meine Seele, die Regel in mein Leben, der Eifer zur Arbeit, das Gefühl meiner Pflichten, das Bewußtsein meiner Verbindung mit Gott, die Seligkeit der Andacht und des Gebetes,

die Liebe zur inneren Sammlung, und jene Begeisterung der Anbetung in der Gegenwart Gottes zurück, mit denen auf dieser Erde nichts verglichen werden kann, außer der Begeisterung einer ersten, reinen Liebe. Hat auch die göttliche Liebe den Sinnenrausch und das sinnliche Vergnügen nicht, so hat sie dagegen die Unendlichkeit und Ewigkeit des Wesens, welches man anbetet! Sie hat zum Ersatz seine beständige Gegenwart vor den Augen und in der Seele des Anbeters. Ich genoß diese Begeisterung in ihrer ganzen Inbrunst und ihrer ganzen Unermeßlichkeit.

Später blieb mir davon, was Einem von einer Feuersbrunst übrig bleibt, die man hinter sich hat: eine Blendung der Augen und ein Brandfleck im Herzen. Meine Physiognomie bekam dadurch einen andern Ausdruck; die ein wenig luftige Leichtigkeit der Kindheit auf ihr machte einem zarten und milden Ernst Platz, jener nachdenklichen Concentration des Blickes und der Züge, welche Einheit und sittlichen Ausdruck dem Gesichte verleiht. Ich glich einer Statue der Jugend, die einen Augenblick vom Altar weggenommen wird, um den Jünglingen als Muster vorgestellt zu werden. Diese fromme Sammlung des Gemüthes begleitete mich sogar zu den Spielen und freundschaftlichen Beziehungen zu meinen Altersgenossen. Sie näherten sich mir mit einer gewissen Ehrerbietigkeit, sie liebten mich mit Zurückhaltung.

Ich schilderte im „Jocelyn", unter dem Namen einer poetischen Person, was ich selbst während jener Jugendjahren in einem religiösen Hause erfuhr, jene Wärme einer gefaßten Seele, jenen frommen Enthusiasmus, der sich im Aufschwung des Geistes nach Oben und in Thränen der Anbetung beurkundete. Alle meine späteren Leidenschaften in dunklem Vorgefühle, alle meine Anlagen zu begreifen, zu fühlen und zu lieben, die noch im Keime waren, alle Freuden und alle Leiden meines Lebens, die noch schlummerten, hatten sich in die-

ser Leidenschaft Gottes, so zu sagen, concentrirt, zusammengefaßt und verdichtet, um dem Schöpfer meines Lebens, dem Frühling meiner Tage die Erstlinge, die Flammen und den Weihrauch eines Daseins zu opfern, das noch nichts vor ihm entwürdigt, erstickt oder verduftet hatte.

Wenn ich tausend Jahre alt würde, würde ich doch nicht gewisse Abendstunden vergessen, wo ich, während sich die Zöglinge im Hof mit Spielen unterhielten, durch eine kleine heimliche Thüre in die von der Nacht schon umdüsterte, und von der über dem Altar aufgehängten Lampe im Hintergrunde des Chors kaum erleuchtete Kirche schlich; ich verbarg mich im dichtesten Schatten eines Pfeilers; ich hüllte mich ganz in meinen Mantel, wie in ein Leichentuch, ein; ich lehnte meine Stirne an den kalten Marmor einer Balustrade, und verloren während Minuten, die ich nicht mehr zählte, in eine stumme aber unversiegbare Anbetung, fühlte ich nicht mehr die Erde unter meinen Knieen oder unter meinen Füßen, und versenkte mich in Gott, wie das in der Hitze eines Sommertages fliegende Atom sich erhebt, schwimmt und sich verliert in der Atmosphäre, so durchsichtig wie der Aether wird, und so ätherisch erscheint als die Luft selbst, so leuchtend als das Licht!

Diese warme Heiterkeit meiner Seele, welche nur aus der Frömmigkeit stammte, erlosch in mir nicht während der vier Jahre, welche ich noch zur Vollendung meiner Studien bedurfte. Gleichwohl verlangte mich sehr nach ihrem Ende, um in das väterliche Haus und zur Freiheit des ländlichen Lebens zurückzukehren. Diese fortwährende Sehnsucht nach der Familie und nach der Natur war für mich selbst im Grunde ein mächtigerer Sporn, als der Ehrgeiz. Am Schlusse jedes Schuljahres sah ich in Gedanken, wie sich mir die Thüre meines Gefängnisses öffnete. Dieses trieb mich zu rastloser Eile und zum Streben, es meinen Nebenbuhlern zuvorzuthun. Ich

verdankte die Preise, mit denen ich am Schlusse des Jahres belohnt und im eigentlichsten Sinne des Wortes überschüttet wurde, nur der Sehnsucht, schneller aus diesem Exil zu kommen, zu dem man die Kindheit verdammt. Ich sagte mir, daß man mich nach Hause zurückrufen müsse, wenn ich im Gymnasium nichts mehr zu lernen hätte.

Dieser Tag brach endlich an. Er war einer der schönsten meines Lebens. Ich nahm dankbaren Abschied von den ausgezeichneten Lehrern, welche, indem sie meinen Verstand bildeten, meiner Seele Leben gegeben hatten, und welche, so zu sagen, ihre Liebe Gottes in Liebe und Eifer für die Seele ihrer Kinder ausstrahlen ließen. Die Geistlichen Desbrossez, Varlet, Béquet, Wrintz lebten immer in meiner Erinnerung als Muster von Heiligkeit, Wachsamkeit, väterlicher Liebe, Zärtlichkeit und Anmuth für ihre Zöglinge. Ihre Namen werden für mich immer zu jener geistigen Familie gezählt werden, der man nicht Fleisch und Blut, aber Verstand, Geschmack, Sitte und Gefühl verdankt.

Ich liebe das Institut der Jesuiten nicht. In ihrem Schooße erzogen, konnte ich seit jener Zeit den Geist der Verführung, des Stolzes und der Herrschsucht erkennen, welcher sich zu gelegener Zeit in ihrer Politik verbirgt oder offenbart, und welcher sich, indem er jedes Glied dem Körper opfert und diesen Körper mit der Religion verwechselt, schlau an die Stelle Gottes selbst setzt und einer veralteten Sekte die Herrschaft über die Gewissen und die allgemeine Monarchie des menschlichen Gewissens geben möchte. Aber diese abstrakten Fehler jenes Institutes berechtigen mich nicht, die Wahrheit, die Gerechtigkeit und den Dank aus meinem Herzen zu verwischen, welche ich den Verdiensten und Tugenden schulde, die in ihrer Erziehung und in den Lehrern, welchen wir Kinder anvertraut waren, leuchteten. Der menschliche Beweggrund zeigte sich in ihren Verhältnissen zur Welt; die

göttliche Triebfeder fühlte man in ihren Beziehungen zu uns.

Ihr Eifer war so groß, daß er sich nur an einer übernatürlichen und göttlichen Quelle entzünden konnte. Ihr Glaube war aufrichtig, ihr Leben rein, enthaltsam und in jedem Augenblicke bis zu seinem Schlusse der Pflicht und Gott geopfert. Wenn ihr Glaube weniger abergläubisch und weniger kindisch, ihre Lehren weniger der Vernunft unzugänglich gewesen wären, so würde ich in den genannten Männern die würdigsten Lehrer erkennen, welche mit heiligen Händen die feine Jugendseele berühren können; so würde ich in ihrem Institut die Schule und das Vorbild des Lehrerkörpers erblicken. Voltaire, welcher gleichfalls ihr Schüler war, ließ ihnen dieselbe Gerechtigkeit widerfahren. Er ehrte die Lehrer seiner Jugend in den Feinden der menschlichen Philosophie. Ich ehre und achte sie, wie er, in ihren Tugenden. Die Wahrheit bedarf nie, die kleinste Tugend zu verleumden, um durch die Lüge zu triumphiren. Dieses wäre der Jesuitismus der Philosophie. Die Vernunft kann nur durch Wahrheit triumphiren.

Nachdem endlich das Jahr des philosophischen Curses hinter mir lag, ein Jahr, in welchem man durch einfältige und barbarische Sophismen den natürlich guten Verstand der Jugend martert, um ihn unter die herrschenden Dogmen und conventionellen Regeln zu beugen, trat ich für immer aus dem Gymnasium aus. Ich verließ es nicht ohne Dank für meine ausgezeichneten Lehrer, aber ich schied auch mit der Trunkenheit eines Gefangenen, welcher seine Gefängnißwärter liebt, ohne sich nach den Kerkermauern zurückzusehnen. Ich war im Begriff, mich in den Ocean der Freiheit unterzutauchen, nach welchem mich fortwährend verlangt hatte. Oh! wie zählte ich Stunde für Stunde diese letzten Tage der letzten Woche, in welcher die Stunde unserer Erlösung schlagen sollte! Ich wartete nicht ab, bis man mich vom elterlichen Hause

abholte; ich reiste in Begleitung dreier Zöglinge meines Alters, welche wie ich in ihre Familien zurückkehrten, und deren Eltern in der Nähe von Macon wohnten, ab. Wir trugen unser leichtes Gepäck auf unsern Schultern und kehrten von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof in den wilden Schluchten von Bugey ein. Die Gebirge, die Ströme, die Kaskaden, die Ruinen unter den Felsen, die Sennhütten unter den Tannen und unter den Buchen dieses Landes, das ganz den Alpencharakter trägt, erregten unsern ersten Ruf der Bewunderung für die Natur. Das waren unsere griechischen und lateinischen Verse, von Gott selbst in grandiose und lebende Bilder übersetzt, ein Spaziergang durch die Poesie seiner Schöpfung. Diese ganze Reise war nur ein Naturrausch.

5.

Als ich einige Tage vor dem Fallen der Blätter nach Milly zurückgekehrt war, glaubte ich die Ströme inneren Glückes nie erschöpfen zu können, welches das Gefühl meiner Freiheit am Orte meiner Kindheit, im Schooße meiner Familie, in mir weckte. Dieses war die Eroberung meines männlichen Alters. Meine Mutter hatte mir ein eigenes Zimmer in einer Ecke des Hauses einrichten lassen, dessen Fenster auf die einsame Allee der Haselstauden ging. Es war darin ein Bett ohne Vorhänge, ein Tisch, Bretter an der Wand, um darauf meine Bücher zu stellen. Mein Vater hatte mir die drei Ergänzungen zu dem Männerrock eines Jünglings, eine Uhr, eine Flinte und ein Pferd gekauft, als wollte er mir sagen, daß von nun an die Stunden, die Felder, der Raum mir angehörten. Ich bemächtigte mich meiner Unabhängigkeit mit einem Wonnegefühl, das mehre Monate andauerte. Der ganze Tag wurde dazu verwendet, mit meinem Vater zu jagen, mein Pferd im Stalle zu striegeln oder auf den Wiesen der benachbarten Thäler, die Hand in seiner Mähne, zu galoppiren;

die Abende gehörten den süßen Unterhaltungen der Familie — im Salon mit meiner Mutter, meinem Vater und einigen Hausfreunden — oder lautem Vorlesen der Geschichtschreiber und Dichter.

Außer diesen belehrenden Büchern, zu deren Lektüre mein Vater ohne Affektation meine Wißbegierde hinlenkte, hatte ich andere Schriften, die ich allein las. Ich hatte bald einige Lesekabinette in Macon ausgekundschaftet, in denen man Bücher den Bewohnern der benachbarten Landgüter auslieh. Diese Bücher, welche ich am Sonntag holte, waren für mich eine unerschöpfliche Quelle einsamer Ergötzungen geworden. Ich hatte die Namen dieser Schriften in dem Gymnasium in den Unterhaltungen der älteren und unterrichteteren Zöglinge nennen gehört. Ich machte mir aus dieser Welt von Gedanken, Gedichten und Romanen, welche uns durch die gerechte Strenge unserer Lehrer früher verboten war, ein wahres Eden der Einbildungskraft.

Als sich mir zum ersten Male dieses Eden erschloß, als ich zum ersten Male in eine Leihbibliothek trat, in welcher ich nach Belieben nach diesen reifen, grünen oder faulen Früchten des Baumes der Erkenntniß die Hand ausstrecken durfte, bekam ich den Schwindel. Ich glaubte in die Schatzkammer des menschlichen Geistes eingeführt zu werden. Ach! Ach! wie schnell ist dieser wirkliche Schatz erschöpft! und wie viele falsche Steine fielen allmählig in meine Hände mit Enttäuschung und Widerwillen, anstatt der Wunder, die ich dort zu finden hoffte.

Die Gefühle von Frömmigkeit, welche meine Erziehung in mich gelegt hatte, und die Furcht, die keuschen und religiösen Bedenken meiner Mutter zu verletzen, hinderten mich gleichwohl, meine Hände und Augen in schlechten oder verdächtigen Büchern irre gehen zu lassen, diesem Gifte der Seele, mit welchem das Ende des letzten Jahrhunderts und der schmutzige Materialismus des Kaiserreichs damals die Bibliotheken überschwemmt hatte. Ich öffnete sie nur halb

mit Erröthen und einer furchtsamen Neugierde und schloß sie mit Abscheu zu. Der Cynismus ist die Kehrseite des Ideals, die Parodie der physischen und geistigen Schönheit, das Verbrechen des Geistes, die Verthierung der Phantasie; er konnte mir nicht gefallen. Ich besaß zuviel Enthusiasmus, um mich in diese Schleußen des Geistes zu verkriechen. Meine Natur hatte Flügel. Die Gefahren, denen ich ausgesetzt war, lagen oben und nicht unten.

Aber ich verschlang alle Poesieen und alle Romane, in welchen sich die Liebe zur Höhe eines Gefühles, zum Pathetischen der Leidenschaft, zum Ideal eines ätherischen Cultus erhebt. Frau von Staël, Frau Cottin, Frau von Flahaut, Richardson, der Abbé Prévost, die deutschen Romane von August Lafontaine, diesem prosaischen Geßner des Bürgerstandes, lieferten ganze Monate hindurch ganz fertige köstliche Scenen dem inneren Drama meiner sechszehnjährigen Phantasie. Ich berauschte mich mit diesem Opium der Seele, welches mit fabelhaften Phantomen die noch leeren Räume der Einbildungskraft von Trägen, Frauen und Kindern bevölkert. Ich lebte von jenem tausendfachen Leben, welches der Reihe nach vor mir vorüberzog, erglänzte und erblaßte, indem ich die unzähligen Seiten jener Bände durchblätterte, welche noch berauschender sind, als die Mohnblätter.

Mein Leben bestand aus meinen Träumen. Meine Liebe personifizirte sich in jenen idealen Gestalten, welche der Reihe nach unter der magischen Heraufbeschwörung des Schriftstellers an mir vorüberzogen, und die bei ihrem Verschwinden in den Lüften für mich das Bild einer Frau, ein hübsches oder melancholisches Gesicht, schwarze oder blonde Haare, azurene oder schwarze Augen und vor Allem einen melodischen Namen zurückließen. Welch eine Macht ist doch diese Schöpfung durch das Wort, welche die Welt der Wesen verdoppelte und allen Träumen des Menschen das Leben gab! Welch eine Macht ist

sie zumeist in einem Alter, wo das Leben selbst nur ein Traum ist und wo der Mensch nur Einbildungskraft ist!

Vor Allem aber war ich leidenschaftlich hingerissen von den Dichtern, von jenen Dichtern, welche man uns mit Recht während unserer männlichen Studien als gefährliche Zaubermittel untersagt hatte, welche Einem die Wirklichkeit entleiden, indem sie den Kelch der Täuschungen in vollen Strömen über die Lippen der Kinder ergießen.

Diejenigen Dichter, welche ich damals mit Vorliebe las, waren nicht die alten, deren klassische Seiten wir in zu jungen Jahren mit unserem Schweiß und unseren Thränen in der Schule befeuchtet hatten. Wenn ich ihre Werke aufschlug, duftete mir aus ihnen ein unbeschreiblicher Geruch des Gefängnisses, der Langweile und des Zwanges entgegen, der mich sie wieder zumachen hieß, wie der befreite Gefangene seine Fesseln nicht mehr ansehen mag; meine Lieblingsschriftsteller waren diejenigen, deren Namen sich im Verzeichniß der Schulbücher nicht finden, die modernen italienischen, englischen, deutschen und französischen Dichter, deren Fleisch und Blut unser eigenes Fleisch und Blut ist, welche fühlen, denken, lieben, singen wie wir Kinder der neuen Welt denken, singen und lieben: Tasso, Dante, Petrarka, Shakspeare, Milton, Chateaubriand, der damals wie sie sang, Ossian vor Allem, dieser Dichter des Weiten, dieser Nebel der Phantasie, diese unartikulirte Klage der nordischen Meere, dieser Uferschaum, dieses Seufzen der Schatten, dieses Schaukeln der Wolken um die stürmischen Felsenriffe Schottlands, dieser südliche Dante, so groß, so majestätisch, so übernatürlich als der Dante von Florenz, aber gefühlvoller als dieser, und der so oft seinen Phantomen menschlichere und tiefer einschneidende Worte verleiht, als die der Heroen Homers.

6.

Es war damals die Zeit, in welcher Ossian, der Dichter

dieses Genies der Ruinen und Schlachten, über die Einbildungskraft Frankreichs herrschte. Baour-Lormian übersetzte ihn in wohltönenden Versen für das Heerlager des Kaisers. Die Frauen sangen ihn in klagenden Romanzen oder in siegesfrohen Fanfaren bei der Abreise, auf dem Grabe oder bei der Heimkehr ihrer Geliebten. Kleine Taschenausgaben von ihm fanden sich in allen Bibliotheken vor. Eine derselben fiel mir unter die Hand. Ich versenkte mich in diesen Ocean von Schatten, Blut, Thränen, Phantomen, Schauer, Schnee, Nebel und Bilder, deren Unermeßlichkeit, Halbdunkel und Traurigkeit so ganz der grandiosen Melancholie einer Seele von sechszehn Jahren, die ihre ersten Strahlen über das Unendliche aufschlägt, zusagten. Ossian, seine Gegenden und seine Bilder entsprechen auch genau der Natur des fast schottischen Gebirgslandes, der Jahreszeit und der Melancholie der Gegenden, wo ich ihn las. Es geschah dieses in der rauhen Kälte des Novembers und Dezembers. Die Erde war mit einem Schneemantel bedeckt, der hie und da durch die schwarzen Stämme einzelnstehender Tannen zerrissen oder von den nackten Eichenzweigen überragt war, auf denen die Krähen sich versammelten und krächzten. Der eisige Nebel lagerte den Reif an dem Gebüsche ab. Die Wolken zogen wellenförmig über die begrabenen Bergspitzen hin. Seltene Sonnenblicke zertheilten sie augenblicklich und entdeckten tiefe Perspektive in Thäler ohne Hintergrund, wo das Auge Meeresgolfe voraussetzen konnte. Das war die natürliche und erhabene Dekoration der Gedichte Ossians, welche ich in der Hand hielt. Ich trug sie in meiner Jagdtasche auf die Berge, und während die Hunde in den Schluchten bellten, las ich sie auf irgend einem ausgehöhlten Felsen sitzend, und verließ die Seite mit meinen Augen nur, um am Horizonte, zu meinen Füßen denselben Nebel, dieselben Wolken, dieselben Ebenen von Eis oder Schnee wiederzufinden, welche meine Phantasie in meinem Buche ge-

sehen hatte. Wie oft fühlte ich, daß meine Thränen am Ende meiner Augenwimper gefroren waren! Ich war Einer der Söhne der Barden, einer jener heroischen, verliebten, schmachtenden Schatten geworden, welche streiten, lieben, weinen, oder die auf der Harfe in den düsteren Wohnungen Fingal's spielen. Ossian ist gewiß eine der Paletten, auf welcher meine Phantasie am meisten Farben zerrieb, und die auf den schwachen Umrissen, die ich seither zu zeichnen versuchte, am meisten von ihren Farben aufgetragen hat. Er ist der Aeschylus unserer dunkeln Zeit. Gelehrte Neugierige wollten die Behauptung aufstellen, und behaupten jetzt noch, daß er nie gelebt noch geschrieben habe, daß seine Gedichte ein Betrug von Macpherson seien. Mit demselben Rechte könnte ich behaupten, Salvator Rosa habe die Natur erfunden!

7.

Jedoch es fehlte mir etwas, um Ossian vollkommen zu verstehen: das war der Schatten einer Liebe. Wie anbeten ohne Gegenstand? Wie seufzen ohne Schmerz? Wie weinen ohne Thränen? Ich bedurfte eines Vorwandes für meine träumerisch-kindliche Einbildungskraft. Der Zufall und die Nachbarschaft lieferten mir bald diesen nöthigen Typus meiner Anbetung und meiner Gesänge. Ich hätte mir einen solchen aus meinen Träumen, meinen Wolken und meinem Schnee geschaffen, wenn ich keinen in meiner nächsten Nähe gefunden hätte. Aber es gab einen solchen, und er wäre einer weniger phantastischen und kindischen Liebe, als die meinige war, werth gewesen.

Mein Vater brachte damals die ganze Winterzeit auf dem Lande zu. In der Umgegend bewohnten adelige Familien oder Geschlechter aus dem achtbaren und wohlhabenden Bürgerstande gleichfalls ihre Schlösser oder kleinen Landhäuser das ganze Jahr hindurch. Man versammelte sich zu ländlichen

Mahlen oder zu einfachen Abendgesellschaften. Die nüchternste Einfachheit und herzlichste Gleichheit herrschten in diesen Versammlungen von Nachbarn und Freunden. Diese Versammlungen, welche die Rückkehr des Winters häufiger gemacht hatte, bestanden aus alten Adeligen, die durch die Revolution verarmt waren, aus noch jungen und gesprächigen Emigrirten, die von der Verbannung heimgekehrt waren; aus Geistlichen, Notaren und Aerzten der benachbarten Dörfer, aus Familien, die sich in ihre Landhäuser zurückgezogen hatten, und aus reichen Feldbebauern, welche durch ihre Bildung und ihre Nachbarschaft mit dem Bürgerstande und dem Adel in Berührung gekommen waren.

Während die Eltern sich lange bei Tisch unterhielten, oder Schach, Triktrak und Karten im Salon spielten, spielten die jungen Leute einfachere Spiele in einer Ecke des Zimmers, sprangen in den Gärten auf und ab, machten Schneeballen, nahmen die Rothkehlchen oder die Grasmücken in den Rosenstöcken aus, oder wiederholten die Rollen kleiner Theaterstücke und Sprichwörter, die sie nach dem Abendessen und dem Spiel vor den Eltern und Freunden aufgeführt hatten.

Ein junges Mädchen von 16 Jahren, wie ich, einzige Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers in unserem Gebirge, zeichnete sich vor allen diesen Kindern durch ihren Geist, ihre Bildung und ihre frühreifen Talente aus. Ebenso zeichnete sie sich auch durch ihre reifere Schönheit aus, welche anfing, sie träumischer und zurückhaltender als ihre übrigen Gespielinnen zu machen. Ihre Schönheit, ohne ganz regelmäßig zu sein, hatte jenen ansteckenden Zug von Schwermuth, welche den Blick des Betrachtenden zum Träumen und seine Gedanken zur Melancholie hinreißt. Augen so blau als Singrün, schwarze und volle Haare, ein nachdenklicher Mund, der selten lachte und sich nur für kurze, ernste Worte öffnete, die man von ihrem Alter nicht erwartet hätte, eine Taille, in welcher sich

bereits die graziösen Biegungen der Jugend verriethen, ein langsamer Gang, ein Blick, der viel beobachtet, und der sich umwendet, sobald man ihm begegnete, als ob er die Träumereien verbergen wollte, von denen er voll war: — so war dieses Mädchen. Sie schien das Vorgefühl eines kurzen und umwölkten Lebens zu haben, wie die schönen Wintertage, wo ich sie kennen lernte. Sie schlummert schon lange unter jenem Schnee, wo wir unsere ersten Schritte eindrückten.

Sie hieß Lucie.

8.

Sie war seit einigen Monaten aus einem Kloster in Paris ausgetreten, in welchem ihr ihre Eltern eine höhere Erziehung hatten geben lassen, als ihr Stand und Vermögen erwarten ließen. Sie war musikalisch und hatte eine Stimme, die zu Thränen rührte. Sie tanzte mit einer etwas nonchalanten Vollendung der Stellung und Haltung, welche der Kunst die Natürlichkeit und Weichheit der Bewegungen eines Kindes gab: sie sprach zwei fremde Sprachen. Sie hatte aus Paris Bücher mitgebracht, mit welchen sie ihren Geist in der Einsamkeit ihres väterlichen Gutes zu nähren fortfuhr. Sie konnte die Dichter auswendig; sie betete wie ich Ossian an, dessen Bilder ihr unsere eigenen Hügel in denen von Morven vergegenwärtigten. Diese gemeinschaftliche Verehrung für denselben Dichter, dieses Verständniß von uns Zweien einer von den Andern nicht gekannten Sprache, waren bereits eine unwillkürliche Vertraulichkeit zwischen uns. Wir suchten uns fortwährend auf, wir näherten uns überall, um davon zu reden. Noch ehe wir wußten, daß wir einander anziehen, begegneten wir uns in unseren Wolken, und liebten uns bereits in unserem geliebten Dichter. Beinahe immer gingen wir, entfernt von der übrigen Gesellschaft, bei den Spielen und auf den Spaziergängen, in weiter Entfernung vor ihrer Mutter

und meinen Schwestern, wir sprachen wenig, wagten nicht uns anzusehen, aber zeigten uns von Zeit zu Zeit mit der Hand einige schöne Regenbogen im Nebel, einige düstere Thäler, die im Nebel schwammen, aus dem wie eine Klippe oder wie ein versenktes Schiff ein Kirchenthurm oder die Trümmer der Zinnen eines alten Schlosses herausblickten, oder auch einen unten im Becken mit Eis überzogenen Wasserfall, über welchen die Kastanienbäume und Eichen ihre vom Schnee gedrückten Arme ausstreckten, wie die Greise von Lochlin auf der Wasserharfe.

Wir antworteten uns durch einen Blick stummer Bewunderung und inneren Einverständnisses. Oft gingen wir so eine halbe Stunde neben einander her, wenn ich sie bis zum Ende des Thales geleitete, wo ihr Vater wohnte, ohne daß man etwas Anderes als das leichte Auftreten unserer Füße in dem mit Schnee bedeckten Fußwege vernahm. Und gleichwohl trennten wir uns nie von einander ohne einen Seufzer im Herzen und einer Röthe auf der Stirne.

Die Familien und die Nachbarn lächelten über diese Neigung, die sie vor uns gewahr worden waren. Sie fanden sie natürlich und ungefährlich zwischen zwei Kindern dieses Alters, welche noch nicht einmal den Namen des Gefühls kannten, welches sie auf diese Weise hinriß. Nicht nur erklärten wir einander diese Vorliebe nicht, sondern gestanden sie uns selbst nicht recht ein.

9.

Jedoch dieses Gefühl wurde mit jedem Tage in mir und in ihr leidenschaftlicher. Wenn ich den Abend bei ihr zugebracht, oder ihre Familie bis zum Strome zurückbegleitet hatte, über dem das Haus ihres Vaters sich auf dem Vorsprung eines Felsen erhoben, schien es mir, als ob man mir das Herz ausrisse und es mit ihr in jenen dicken Mauern und unter

jener knarrenden Thüre verschlösse. Ich kam langsamen Schrittes, ohne irgend einen Weg einzuschlagen, durch Buschholz und Wiesen zurück, nachdem ich mich fortwährend umgekehrt hatte, um den Schatten der hohen Mauern sich am Firmamente zerlegen zu sehen; wie glücklich war ich, wenn ich einen Augenblick lang ein kleines Licht an dem Fenster des hohen Thurmes erglänzen sah, welcher den Strom beherrschte, und wo ich wußte, daß sie vor dem Einschlafen lese.

Jeden Tag ging ich, unter irgend einem Vorwande, nach jener Seite des Thales, die Flinte unter dem Arm, den Hund neben mir. Ganze Stunden schlich ich um die alte Ritterburg herum, ohne anderes Geräusch zu hören als die Stimme der Hunde, welche vor Freude heulten, wenn sie mit ihrer jungen Herrin spielten, ohne etwas Anderes zu sehen als den Rauch, welcher vom Dach zum grauen Himmel aufstieg. Einige Male jedoch entdeckte ich sie selbst in weißem Gewande, das kaum um den Hals zugehäkelt war; sie öffnete ihr Fenster beim Morgenstrahl oder Mittagswind; sie stellte einen Blumentopf auf das Gesims, damit die eingeschlossene Pflanze die Luft des Himmels athme, oder hing an einen Nagel das Käfig ihres Distelfinks auf, welcher durch das Gitter hindurch ihre Lippen küßte.

Oft auch lehnte sie sich lange Zeit an, um zu sehen, wie der Strom schäume und die Wolken ziehen, und ihre schönen schwarzen Augen hingen heraus, vom winterlichen Sturm gegen die Mauer gepeitscht. Sie dachte nicht daran, daß eines Freundes Blick vom entgegengesetzten Ufer des Gießbaches allen ihren Bewegungen folge, und daß ein halbgeöffneter Mund in der Bewegung der Luft die Wellen des Windes aufzufangen suchte, welche ihre Haare berührt und ihren Duft in die Wiesen getragen hatten. Am Abend sagte ich ihr schüchtern, daß ich im Lauf des Tages ihr Haus von ferne erblickt, daß sie zu dieser Stunde ihre Blumen begossen, zu jener ihren Vogel in die Sonne gestellt, daß sie dann einen Augenblick an ihrem

Fenster geträumt, daß sie hernach gesungen oder Klavier gespielt, daß sie endlich ihr Fenster wieder geschlossen habe und lange unbeweglich da gesessen sei, wie Einer, der liest.

10.

Sie erröthete, als sie sah, daß ich so aufmerksam beobachtete, was sie thue, und daran dachte, daß ein unsichtbarer Blick ihre Blicke, ihre Schritte und Bewegungen selbst im Thurm beobachtete, wo sie sich nur von Gott gesehen glaubte; jedoch schien sie kein besonderes Zeichen von Anhänglichkeit in dieser Wachsamkeit meines Gedankens über ihr zu finden.

„Und Sie", sagte sie mit hörbarer Theilnahme in ihrer Stimme, die übrigens von einer anscheinenden Gleichgültigkeit verdeckt war, „was haben Sie heute getrieben?" Ich wagte nie ihr zu sagen: „Ich habe an Sie gedacht!" Und wir verharrten immer in dieser köstlichen Unentschiedenheit zweier Herzen, welche fühlen, daß sie sich lieben, aber welche sich nie entschließen können, es sich mit den Lippen zu sagen: ihr Stillschweigen und ihre Verlegenheit selbst sagen es ihnen deutlich genug.

Ossian war unser stummer Vertrauter und unser Dolmetscher. Sie hatte mir einen Band von ihm geliehen, ich mußte ihn ihr zurückgeben. Nachdem ich in alle Blätter Mooshalme, schwarzen Epheu, die blauen Blumen eingelegt hatte, welche sie, als wir vor dem Winter mit einander spazieren gingen, an den Hecken oder auf den Levkojstöcken der Bauernhütten zu pflücken pflegte; nachdem ich so gesucht hatte, ihre Gedanken auf mich zu lenken und ihr zu zeigen, daß ich selbst an ihre Neigungen gedenke, kam mir der Gedanke, eine oder zwei Seiten Ossian beizulegen und den Schatten des schottischen Barden mit dem Geständniß meiner hoffnungslosen Liebe zu belasten. Ich ließ sie das Buch oft zurückfordern, ehe ich es ihr heimgab, und citirte zwanzigmal die Zahl einer Seite,

von der ich ihr sagte, daß ich sie immer wieder lese, da sie meine ganze Seele ausdrücke, welche mit den Thränen meiner Bewunderung genäßt sei, und bat sie, dieselbe auch zu lesen, aber allein, in ihrem Zimmer, am Abend, mit Sammlung, beim Geräusch des Windes in den Fichten und des Felsenbachs in seinem Bette, wie sie ohne Zweifel Ossian geschrieben habe. So hatte ich ihre Neugierde angeregt, und ich hoffte, daß sie den Band auf der Seite öffnen würde, welche das Gedicht ihrer eigenen Seufzer enthalte.

11.

Vor drei Jahren fand ich diese ersten Verse in den Papieren des alten Pfarrherrn von B*** wieder, der damals an unseren Kindergesellschaften Theil nahm und für den ich sie abgeschrieben hatte; denn welche Liebe bedarf nicht eines Vertrauten? Hier folgen sie in ihrer ganzen Unerfahrenheit und Schwäche. Ich bitte dafür um Verzeihung Herrn von Lormion, den Dichter und Blinden heutigen Tages, wie Ossian. Sie waren ein fernes Echo Schottlands, wiederholt von einer Kindesstimme in den Bergen des Heimathlandes, eine Palette und keine Zeichnung, Wolken und keine Farben. Ein Strahl der südlichen Poesie zertheilte in mir später allen diesen phantastischen Nebel des Nordens.

An Lucy L***.

Recitativ.

Meiner Seele Bild ist Morvens Harfe,
Sie hört der Todten Schritte von Cromla nah'n,
Ihre Saiten ertönen von selbst,
Wenn über ihnen hin der Zukunft Schatten zieht.
Schatten der Zukunft, erhebt Euch für mich!
Zerstreuet den Dunst, der Euch mir verdeckt . . .
Fällt nicht ein Stern? Welch Frauen-Phantom

Setzt stumm den Fuß auf der Himmel Krystall?

. . . .

Ist's ein Traumbild, das stirbt? Eine Seele, die lebt?
Im ungreifbaren Aether, im goldenen Dunst,
Sie gleicht dem weißgewob'nen Reife,
Der im Traume des Winters am Fenster schwebt.
Weht ihn nicht an, Ihr Meereswinde!
Schmelzt nicht den Schatten, ihr Blitze des Himmels!
Ihr Vögel, verwischt nicht mit Euren Füßen
Des Mädchens Bild in des Jünglings Traum!

Des Fischers Lamp' im Nebeldunst
Strahlt nicht so sanft wie ihr ferner Blick;
Das Hirtenfeuer im Heidekraut
Zertheilt sich nicht so weit im Morgenlicht.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Unter den Falten des Kinderkleids
Erblickt man kaum den klopfenden Busen,
Wie Knoten unter der Weidenrinde
Die im Frühling schwellen am Stamme.

Gesang.

„Auf den Bergen ist Nacht; die lock're Lawine
Sinkt am Abhang des Thales herab,
Auf verdeckten Pfaden wirbelt ihr Staub;
Bei ihrem Geräusch weilt der stählerne Fuß
Des Hirsches vom Hund im Traume verfolgt.
Er erwartet zur Flucht den Aufgang des Mondes.
Am Rande der Schlucht der schwarze Baum
Neigt sich entwurzelt gleich dem Maste,
Welchen die Meereswoge bewegt.

Auf dem nackten Zweige schläft eine Krähe,
Sie erwacht und in den Wolken tönt ihr Gekrächz.
In ihrem Fluge fallen die Flocken
Des Schnees von ihren beschneiten Flügeln.
Gewölk, von feuchten Winden zertheilt,
Starrt an den Bergen in Pyramidenform,
Wo, wie Schiffe auf schäumendem Meere,
Die blauen Streifen des Himmels wallen.
Der eis'ge Wind Erins tobt auf der Eb'ne,
Verwandelt in Reif des Mundes Athem;
Am See liegt einsam das öde Schiff,
Er ist ein Eisfeld vom Sturme gepflügt.

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Unter dem Strohdach, wo brennend der Torf
Zum Himmel emporschickt den weißlichen Rauch,
Ertönt das traurige Heulen des Hundes,
Der einzige Laut des Lebens in diesem Todesschweigen!

. . . .

. . . .

Wer ist in der Nacht die Jünglingsgestalt,
Oder ist es ein Traumgebilde,
Das am Rand des gefrornen Sees
Hineilt mit beflügelten Schritten?
Eine Waffe in der Hand den Hügel besteigt,
Dem Reh begegnet, nicht ändert den Weg,
Von der Höhe herab in die tiefe Schlucht
Steigt, wo am Stromesufer der Thurm
Der alten Häuptlinge wankend steht.
Sein schwarzes Windspiel sucht im Gehölze
Und im eisigen Winde hört man den Ton."

Gesang des Jägers.

„Steh auf, steh auf, auf den düstern Hügeln
Reh mit dem Silbergeweih von den Schatten verfolgt!
O Mond, gieß aus Dein silbernes Licht
Auf diese Mauern, die der Palast
Der Träume meiner Stirne sind.
Laß im nebligen Strahl Deines keuschen Lichtes
Die Steine vor meinen Augen erglänzen,
Ström' auf das Dach bis in mein Herz,
Ergieß Dich, Gestirn, in flutender Sehnsucht,
Die Blume in den Mauerspalten ist todt,
Am Thore bebt der Epheu im Nordwind
Wie ein schneeiger Mantel, von dem der Schäfer
Abschüttelt vor der Heimkehr den Reif.
In der dicken Mauer ein Fenster
Oeffnet sich, Mond, mit Deinen Strahlen
Dringt mein Blick in das Zimmer herein.
Ich sehe im Lichte des geräumigen Heerdes
Roth eine flammende Esche brennen.

Der Jäger.

„Neugieriger Stern der Nacht, was siehst Du in dem Saale?

Der Mond.

„Des stolzen Jägers Hund', die schlafen auf den Steinen.

Der Jäger.

„Ich verlange nicht nach den Hunden,
Nach dem Reh und dem Horne der Jagd.
Blicke noch einmal, Gestirn der Nacht,
Blicke hinein und verrathe es mir.

Der Mond.

„Im Säulenschatten spinnt die Amme
Das Vließ der Lämmer am eiligen Rade,
Vom Schlummer sinkt halb ihr Auge zu.
Jetzt sinkt der Kopf ihr auf die Schulter,

Vergessend den Saum ihrer Spindel
In die Asche gleitet die Wolle herab.

Der Jäger.

„Was ist mir die Amme mit von der Last
Der Jahre schwer belad'nem Finger?
Schaue noch einmal, Gestirn der Nacht,
Blicke hinein und sprich, was Du siehst.

Der Mond.

„Zwischen dem Heerd und der Mauer sitzt
An dem Tisch die weiße Jungfrau,
Auf den Knieen ruht Leinwand und Nadel.

Der Jäger.

„Weile bei ihr, Gestirn der Nacht,
Schaue auf sie und fahre fort!

Der Mond.

„Nachsinnend lehnt sie am Eichentische,
Ihr Blick folgt den flüchtigen Gestalten
Des Schattens und Lichtes auf der Mauer,
Die, wie im azurnen Strome
Fliegen, hin und wieder spielen.
Ihre Augen blicken darauf,
Als verkündeten sie ihr Geheimes,
Und sie sah, wie den Thurm betrat der Schatten
Ungewiß noch der künftigen Liebe.
Nie noch hat einen Liebenden, den ich
Seinem Lager bei Nacht entriß,
Ein schön'rer Traum umschlungen.
Siehst Du den Schleier des schwarzen Haares,
Eifersüchtig auf ihre Schönheit,
Nachtschwarz bis zu den Knieen wallen?

Der Jäger.

„Weht, Himmelslüfte, hebt mir den Schleier,
Gewölk ihrer Stirne, gib mir meinen Stern,

Laßt aus Eurem kohlschwarzen Schleier
Mir nur leuchten den weißen Arm,
Ihre schlanke, volle Gestalt,
Die weiße Hand, welche stützt ihre Stirn,
Die Lilienwangen, das blaue Auge,
An das der Gedanke wie ein Pfeil mich durchbohrt.
O Tochter der Klippe, Du kennst nicht die Träume,
Die mit dem Blitze Deines Aug's Du erhebst! . . .
An Deinen langen schmachtenden Wimpern
Hängt mein Herz, wie die Biene am Klee.
Bleibe, o bleibe geneigt auf dem Arm
Zur Freude des Jägers, der Dich sieht.
Weder die Nacht noch der schneidende Frost
Kälten mich hier, denn Deine Augen
Senden mir Glut, Deine Blicke sind Sonnen,
Und nur von Dir wird mein Herz erhellt.
Denk' ich an Dich, so ist Frühling im Schnee!
O schlafe und träume, den Kopf auf dem Arme,
Und möchten morgen, wenn Du erwachst,
Doch meine Blicke, an Deiner Mauer
Festgeheftet, Dir sagen können,
Daß ein Gebild Deinen Schlummer bewachte,
Und seinen Namen im Herzen Du suchen."

. . . .

. . . .

Recitativ.

So sang am Fuße des einsamen Thurmes
Der braunlockige Barde im Schimmer der Sterne,
Seine Hunde, vom Froste durchbebt,
Hatten sich längst zum Lager begeben.
Gleich einem Bahrtuch bedeckt ihn der Reif,
Vom Winde erstarrt ihm das Blut in den Adern,
Und schon war er dem Tode nahe,

Die Wölfe, eilend auf pfadlosem Weg,
Heulten vor Freude über die Leiche,
Die sie für den Morgen spürten,
Und während er starb an Abgrunds Rande,
Lauschte die Jungfrau erwacht den Geschichten,
Die ihr leise die Amme erzählte,
Oder griff in die Saiten der Harfe,
Oder schlug in das lodernde Feuer,
Las in dem Fluge der Funken ihr Schicksal,
Oder schaute zuerst auf die Wände,
Wo die Schattengestalten spielten.

(Milly 1805, den 16. Dezember.)

12.

Ich übergab ihr eines Abends beim Abschied den Band, in welchem diese Verse lagen. Sie las sie ohne Aerger und wahrscheinlich war sie auch darüber nicht überrascht. Sie antwortete darauf ebenfalls durch ein kleines ossianisches Gedicht, das sie, wie ich das meinige, in die Blätter eines anderen Bandes einschob. Diese Verse drückten nur die melancholische Klage eines jungen Mädchens von Morven aus, welches das Schiff ihres Bruders in ein fernes Land abfahren sieht, und die den Begleiter ihrer Jugend am Ufer des heimathlichen Stromes beweint. Ich fand diese Poesie bewunderungswürdig und der meinigen weit überlegen. Sie war in der That korrekter und anmuthiger. Es waren darin jene Noten, welche die Rhetorik nicht kennt und die man nur in einem Frauenherzen findet. Unsere poetische Korrespondenz setzte sich so einige Tage fort, und machte durch diese Vertraulichkeit unserer Gedanken das innige Verhältniß, welches schon zwischen unsern Augen bestand, noch inniger.

13.

Wir fanden immer die Stunden zu kurz, welche wir während der Spaziergänge oder der Familienzusammenkünfte in Betrachtung der wilden Physiognomie unserer Berge, der schneebeladenen Tannen, welche den Gespenstern glichen, die ihr Leichentuch nach sich schleppen, des Mondes im Gewölke und des Schaumes des Wasserfalles, aus welchem nach Ossian der Regenbogen aufsteigt, zubrachten. Es verlangte uns, diese nächtlichen Schauspiele in Nächten, die uns ganz und ausschließlich allein angehörten, und in welchen wir offener, als wir es vor den Gleichgültigen wagten, die jungen und unerschöpflichen Ergüsse unserer Seelen vor den Wundern dieser im Einklang mit den Wundern unserer ersten Entzückungen und unseres ersten Staunens stehenden Natur austauschen könnten, zu genießen. „Wie schön würden", sagten wir einander oft, „die Stunden sein, welche wir in der Einsamkeit und der Stille einer Winternacht mit einander damit zubrächten, uns ohne Zeugen und Unterbrechung von den geheimsten Rührungen unserer Seelen zu unterhalten, wie Fingal, Morni und Malvina auf den Grabhügeln ihrer Voreltern."

Thränen der Sehnsucht und der Begeisterung stiegen in unsere Augen bei diesen vorausempfundenen Bildern poetischen Glückes, welches wir in diesen dem Tage und dem Auge unserer Eltern entzogenen Gesprächen zu träumen wagten. Je öfter wir davon redeten, desto größer wurde auch das Verlangen, diesen Kindestraum zu verwirklichen; wir kamen dann auch heimlich, aber in aller Unschuld über die Mittel überein, uns dieses Glück der Phantasie gegenseitig zu gewähren. Von dem Augenblicke an, wo wir uns verstanden, war nichts leichter, als für mich es mit leidenschaftlichem Ungestüm zu fordern, für sie, es ohne Verdacht und Widerstand zu gewähren.

14.

Der Thurm, welchen Lucy am äußersten Ende des Hofes im Schlosse ihres Vaters bewohnte, stand auf einer Terrasse, deren in Form eines Walles aufgeführte Mauer auf den unteren Theil des kleinen Thales neben dem Waldbach auslief. Die Neigung der Mauer war ziemlich sanft, und in den Spalten der alten, durch die Zeit zerbröckelten Steine war Buxbaum, Brombeergesträuch und Moos aufgeschossen, und machte es einem gewandten und kühnen Manne möglich, sich daran festhaltend bis zum Gipfel der Brustwehr zu gelangen, und von da in den kleinen Garten zu springen, welcher den engen Raum der Terrasse am Fuße des Thurmes einnahm. Ein niederes mit einer Wendeltreppe in Verbindung stehendes Pförtchen führte von dem Garten aus in den Thurm. Diese die Nacht über durch einen Riegel verschlossene Thüre konnte von Lucy geöffnet werden, und ihr während des Schlafs ihrer Amme zu einem Spaziergange im Garten verhelfen. Ich kannte die Mauer, die Terrasse, den Garten, den Thurm und die Treppe. Es handelte sich bei ihr nur um Entschlossenheit genug, herabzukommen, bei mir um Kühnheit genug, hinaufzuklimmen. Wir verabredeten die Nacht, die Stunde und das Zeichen, welches ich von dem gegenüberliegenden Hügel aus durch Abbrennen des Zündkrautes von meiner Flinte geben würde.

Die größte Verlegenheit war für mich, in der Nacht unbemerkt aus dem väterlichen Hause zu kommen. Die schwere Thüre, welche von dem Hausgange auf die Freitreppe führte, öffnete sich nur mit einem, von dem ungeheuern verrosteten Schlosse, den Vorlegstangen und Riegeln hervorgebrachten Geräusche, welches meinen Vater unfehlbar aufwecken mußte. Ich schlief in einem hohen Zimmer des ersten Stockwerkes. Ich konnte mich an meinem Betttuch herunterlassen und von

dessen Ende aus in den Garten springen, aber nicht mehr zurückkommen. Eine von den Maurern, die einige Tage am Kellergebäude gearbeitet hatten, glücklicherweise vergessene Leiter zog mich aus der Verlegenheit. Ich lehnte sie am Abend an die Mauer meines Schlafzimmers. Mit Ungeduld wartete ich, bis die Uhr die elfte Stunde geschlagen und sich jedes Geräusch im Hause gelegt hatte. Ich öffnete leise das Fenster und stieg, meine Flinte in der Hand, in die Haselnußallee hinab. Aber kaum hatte ich einige sachte Tritte auf dem Schnee gemacht, als die Leiter mit Krachen von der Mauer abglitt und in den Garten fiel. Ein großer Jagdhund, der am Fuße meines Bettes schlief, war mir, als er mich zum Fenster hinaussteigen gesehen hatte, nachgeeilt, und hatte durch sein Gewicht die Leiter umgeworfen. Kaum unter dieser hervorgekommen, stürzte der Hund auf mich zu und bedeckte mich mit Liebkosungen. Zum ersten Male in meinem Leben stieß ich ihn rauh zurück. Ich stellte mich, als ob ich ihn schlagen wollte, um ihm die Lust zu benehmen, mir weiter zu folgen. Er legte sich zu meinen Füßen nieder, und sah mich die Mauer, welche den Garten von den Weinbergen trennte, übersteigen, ohne eine Bewegung zu machen.

15.

Ich glitt durch die Felder, Waldungen und Wiesen, ohne einem Menschen zu begegnen, bis zu dem Rande der Schlucht, welche Lucy's Hause gegenüber lag. Ich brannte mein Signal ab. Ein schwaches, einen Augenblick angezündetes, dann wieder ausgelöschtes Licht an dem hohen Thurmfenster gab mir Antwort. Ich legte mein Gewehr an dem Fuße der Böschung nieder, erkletterte den Wall und sprang auf die Terrasse. In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre des Thurmes. Lucy trat über die letzte Stufe herab, und ging so leise als nur möglich auf die Allee zu, wo ich sie ein wenig im Schat-

ten erwartete. Ein hellglänzender Mond erhellte mit seinen kalten aber blendenden Strahlen den übrigen Theil der Terrasse, die Mauern und die Fenster des Thurmes und die Seitenwände des Thales.

Wir hatten endlich die höchsten Wünsche unserer Träume erreicht. Unsere Herzen klopften. Wir wagten nicht uns anzusehen, noch zu sprechen. Ich reinigte indeß mit der Hand eine steinerne Bank, die mit eisigem Schnee bedeckt war. Ich breitete darüber meinen Mantel aus, den ich unter dem Arme gefaltet trug, und wir setzten uns darauf in ziemlicher Entfernung von einander nieder. Keines von uns wollte das Stillschweigen brechen. Wir sahen bald zur Erde nieder, bald zum Thurme, bald zum Himmel empor. Endlich nahm ich mir Muth und sagte: „O Lucy, wie malerisch erglänzt hier der Mond in dem Eise des Waldbaches und dem Schnee des Thales! Welch ein Glück, ihn mit Ihnen betrachten zu können!“ — „Ja,“ sagte sie, „Alles ist schöner mit einem Freunde, welcher unsere Bewunderung für diese Landschaften theilt.“ Sie wollte weiter sprechen, als ein großer, schwarzer Körper wie eine Kanonenkugel über die Brustwehr kam, in die Allee herabstürzte und in zwei bis drei Sprüngen freudig bellend auf uns zueilte.

Es war mein Hund, welcher mir von weitem nachgegangen war, und der, als er mich nicht wieder zurückkommen sah, meiner Spur nachgefolgt war und wie ich die Mauer der Terrasse erklettert hatte. Auf sein Gebell und seine Sprünge im Garten antworteten die Hunde im Hofe mit lautem Geheul, und wir erblickten im Innern des Hauses den Schein einer Lampe, welche von einem Fenster zum andern ging und sich dem Thurme näherte. Wir stunden auf. Lucy stürzte auf die Thüre ihrer Treppe zu, deren Riegel ich sie eilig vorschieben hörte; ich ließ mich bis zum Fuße der Mauer auf der Wiese herabgleiten. Mein Hund folgte mir. Ich verbarg mich

mit großen Schritten in die düsteren Schluchten des Gebirges und verwünschte die unzeitige Treue des armen Thieres. Ich kam ganz erstarrt von Kälte unter dem Fenster meines Zimmers an.

Ich lehnte die Leiter wieder an, und legte mich bei Tagesanbruch zu Bette, ohne ein anderes Andenken an diese erste Nacht ossianischer Poesie, als nasse Füße, erstarrte Glieder, das ein wenig beschämte Gewissen meiner Schüchternheit der anmuthigen Lucy gegenüber und einen sehr mäßigen Groll gegen meinen Hund, der eine Zusammenkunft, die uns mehr verlegen als glücklich gemacht hatte, zu rechter Zeit unterbrochen hatte.

16.

Dies war das Ende dieser phantastischen Liebe, welche unsere Eltern etwas zu beunruhigen anfing. Man hatte meinen nächtlichen Ausgang bemerkt, und beeilte sich, mich wegzuschaffen, bevor diese Kinderei ein ernsteres Aussehen gewinne. Wir schwuren uns gegenseitige Liebe bei allen Sternen der Nacht, bei allen Wellen des Waldstroms und bei allen Bäumen des Thales. Der Winter schmolz diese Schwüre mit seinem Schnee. Ich reiste ab, um mich in Paris und andern großen Städten vollends auszubilden. Lucy wurde während meiner Abwesenheit verheirathet, wurde eine musterhafte Frau, beglückte einen Gatten, welchen sie liebte, und starb jung in einem ebenso alltäglichen Geschick, als ihre ersten Jugendträume poetisch gewesen waren. Ich sehe zuweilen ihren düsteren, durchsichtigen Schatten auf der kleinen Terrasse des Thurmes von *** wieder, wenn ich zur Winterzeit im Thale unten vorübergehe, und der Nordwind die Mähne meines Pferdes peitscht, oder die Hunde im verlassenen Hofe bellen.

Siebentes Buch.

Graziella.

1.

Als ich achtzehn Jahre alt war, übergab mich meine Familie der Aufsicht einer meiner Verwandten, welche in Begleitung ihres Mannes in Geschäften nach Toskana reiste. Dies war ein Anlaß, mich auf Reisen zu schicken, und mich von jener gefährlichen Langweile des väterlichen Hauses und der Provinzialstädte loszutrennen, wo die ersten feurigen Gefühle aus Mangel an Beschäftigung verdorben werden. Ich reiste mit der Begeisterung eines Kindes ab, welches den Vorhang der prachtvollsten Scenen der Natur und des Lebens vor sich aufgehen sieht.

Die Alpen, deren ewigen Schnee ich von weitem, seit meiner Kindheit, am fernen Horizonte von dem Hügel Milly's aus erglänzen sah; das Meer, von dem die Reisenden und Dichter so viel glanzvolle Bilder in meine Seele gesenkt hatten; der italienische Himmel, dessen Glut und unumwölkte Heiterkeit ich, so zu sagen, schon in den Versen von Göthe und in den Blättern von Corinna eingeathmet hatte:

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blüh'n?"

die noch stehenden Denkmale des römischen Alterthums, mit welchem meine frisch im Gedächtnisse lebenden Studien meinen Geist angefüllt hatten; die Freiheit endlich, die Entfernung, welche auf die ferne liegenden Gegenstände einen Zauber er-

gießt; die Abenteuer, diese sichern Ereignisse auf langen Reisen, welche eine junge Phantasie zum Voraus sieht, nach Gefallen combinirt und zum Voraus kostet; der Wechsel der Sprache, der Physiognomien, der Sitten, welcher den Geist in eine neue Welt einzuweihen scheint, — alles dieses bezauberte meinen Geist. Ich lebte in einem fortwährenden Zustande der Trunkenheit in den langen Tagen des Wartens, welche der Abreise vorangingen. Dieses Entzücken, welches täglich durch die großartige Natur in Savoyen, der Schweiz, am Genfer See, auf den Gletschern des Simplon, am Comer See, in Mailand und Florenz neue Nahrung erhielt, verschwand erst bei meiner Rückkehr.

Da sich die Geschäfte, welche meine Reisebegleiterin nach Livorno geführt hatten, auf unbestimmte Zeit hinauszogen, so sprach man davon, mich nach Frankreich zurückzuschicken, noch ehe ich Rom und Neapel gesehen hätte. Das hieß mir meinen Traum im nämlichen Augenblicke entreißen, wo er für mich Wahrheit werden sollte. Ich sträubte mich innerlich gegen einen solchen Gedanken, und schrieb meinem Vater, um von ihm die Erlaubniß auszuwirken, allein meine Reise in Italien fortzusetzen; und ohne die Antwort abzuwarten, von der ich nicht voraussetzte, daß sie günstig ausfallen werde, entschloß ich mich, dem Ungehorsam durch die That zuvorzukommen. „Kommt eine abschlägliche Antwort,“ sagte ich mir, „so kommt sie zu spät. Man wird mich zanken, aber man wird mir verzeihen; ich werde zurückkehren, aber nachdem ich gesehen habe.“ Ich musterte meine sehr bescheidenen Finanzen; aber ich rechnete darauf, daß ein Verwandter meiner Mutter in Neapel ansäßig sei, welcher mir einiges Geld für die Rückreise nicht verweigern würde. Eines schönen Abends reiste ich mit dem römischen Kourier von Livorno ab.

In einem kleinen Zimmer einer engen, finstern Straße Roms, welche auf den spanischen Platz mündet, im Hause

eines römischen Malers, welcher mich in seiner Familie als Pensionär aufnahm, brachte ich den Winter zu. Mein Gesicht, meine Jugend, meine Begeisterung und meine vereinzelte Stellung inmitten eines fremden Landes hatten einen meiner Reisebegleiter auf dem Wege von Florenz nach Rom für mich interessirt. Er hatte sich schnell mir zum Freunde gegeben. Er war ein schöner, junger Mann, ungefähr im gleichen Alter wie ich stehend. Er schien der Sohn oder Neffe des berühmten Sängers David zu sein, welcher damals der erste Tenor auf den italienischen Theatern war. David reiste auch mit uns; er war schon vorgerückt an Jahren, und wollte zum letzten Male in Neapel auf dem Theater St. Carlo singen.

David behandelte mich als Vater, und sein junger Begleiter überhäufte mich mit Zuvorkommenheit und Freundlichkeit. Ich erwiderte diese Artigkeiten mit der Hingebung und Naivetät meines Alters. Wir waren noch nicht in Rom angelangt, als der schöne Reisende und ich unzertrennlich waren. Der Kourier brauchte damals noch nicht weniger als drei Tage zu der Reise von Florenz nach Rom. In den Wirthshäusern war mein neuer Freund mein Dolmetscher; bei Tisch bediente er mich zuerst; im Wagen bewahrte er mir an seiner Seite den besten Platz, und wenn ich einschlief, konnte ich darauf zählen, daß mein Kopf seine Schulter zum Kissen habe.

Wenn ich auf den langen Hügelabhängen Toskana's oder des Sabinerlandes aus dem Wagen stieg, stieg er mit mir aus, machte mich mit der Gegend bekannt, gab mir die Namen der Städte an und bezeichnete mir die Monumente; er pflückte sogar schöne Blumen und kaufte schöne Feigen und gute Weintrauben unterwegs. Er füllte mit diesen Früchten meine Hände und meinen Hut. David schien mit Vergnügen die Neigung seines Reisebegleiters zu dem jungen Fremden zu bemerken. Sie lächelten sich zuweilen zu, während sie mich

betrachteten, mit der Miene des Einverständnisses, der Schlauheit und der Güte.

Da wir in Rom bei Nacht ankamen, stieg ich ganz natürlich mit ihnen in demselben Gasthofe ab. Man führte mich in mein Zimmer; ich erwachte erst beim Rufen meines jungen Freundes, welcher an meine Thüre anklopfte und mich zum Frühstück einlud. Ich kleidete mich eilig an und ging in den Saal hinab, in welchem die Reisenden versammelt waren. Ich wollte meinem Reisegefährten die Hand drücken, und suchte ihn vergeblich mit den Augen unter den Gästen, als ein allgemeines Gelächter auf allen Gesichtern ausbrach. Statt des Neffen oder Sohnes von David sah ich an seiner Seite ein reizendes Gesicht eines jungen, elegant gekleideten römischen Mädchens, dessen schwarzes geflochtenes Haar am Hinterkopf durch zwei lange goldene Nadeln mit Perlenknöpfen, wie sie noch jetzt die Landmädchen von Tivoli tragen, befestigt war. Es war mein Freund, welcher bei seiner Ankunft in Rom seine Kleidung und sein Geschlecht wieder angenommen hatte.

Ich hätte es an seinem zarten Blick und seinem graziösen Lächeln errathen sollen; aber es war mir kein Verdacht gekommen. „Das Gewand verändert nicht das Herz,“ sagte die schöne Römerin erröthend zu mir; „nur werden Sie nicht mehr auf meiner Schulter schlafen, und anstatt von mir Blumen zu erhalten, werden Sie mir welche geben. Dieses Abenteuer wird Sie lehren, sich nicht zu sehr auf den äußeren Anschein von Freundschaft zu verlassen, welchen man Ihnen später zeigen wird; das könnte leicht eine andere Bewandtniß haben.“

Das junge Mädchen war eine Sängerin, eine Lieblingsschülerin David's. Der alte Sänger führte sie überall mit sich, er kleidete sie als Mann, um auf der Reise böswilligen Verdacht zu vermeiden. Er behandelte sie mehr als Vater, denn als Beschützer, und war auf die sichere und unschuldige Vertraulichkeit, welche er selbst zwischen uns sich bilden ließ, keineswegs eifersüchtig.

2.

David und seine Schülerin brachten einige Wochen in Rom zu. Am Tage nach unserer Ankunft legte sie ihre Männerkleider wieder an, und führte mich zuerst zu der St. Peterskirche, dann in das Coliseum, nach Frascati, Tivoli, Albano; ich entging so den widerwärtigen Erzählungen der bezahlten Ciceroni, welche den Reisenden den Leichnam Roms anatomisch zerlegen, und die, während sie ihre eintönige Litanei von Eigennamen und Jahreszahlen zwischen die Eindrücke der Gegenstände werfen, den Gedanken quälen und das Gefühl des Schönen stören. Camilla war keine Gelehrte; aber da sie in Rom geboren war, kannte sie instinktmäßig die schönen Gegenden und weiten Fernsichten, welche ihr in ihrer Kindheit sich eingeprägt hatten.

Sie führte mich, ohne daran zu denken, an die schönsten Orte und zu den besten Stunden, um die Ueberreste der alten Siebenhügelstadt zu betrachten. Am Morgen zu den hochgewölbten Pinien des Monte-Pincio; am Abend unter die großen Schattengänge der Peterskirche; beim Mondschein in die stumme Umfriedung des Coliseums; an schönen Herbsttagen nach Albano, Frascati und zum Sibyllentempel, der vom Rauch der Wasserfälle Tivoli's wiederhallte und befeuchtet war. Sie war heiter und ausgelassen wie eine Statue der ewigen Jugend mitten unter diesen Ueberresten der Zeit und des Todes. Sie tanzte auf dem Grabe der Cäcilia Metella, und während ich auf einem Steine sitzend träumte, ließ sie von dem Schalle ihrer Theaterstimme die düsteren Gewölbe des Palastes Diocletians wiedertönen.

Am Abend kehrten wir in die Stadt zurück in einem mit Blumen und Statuentrümmern gefüllten Wagen, und fanden uns bei David ein, welchen seine Geschäfte in Rom zurückhielten, und der uns in seine Theaterloge führte, um hier den

Abend zu beschließen. Die Sängerin, welche einige Jahre älter als ich war, bezeugte mir keine anderen Gefühle, als die einer etwas zärtlichen Freundschaft. Ich war zu schüchtern, um selbst andere kund zu geben; ja ich empfand nicht einmal etwas Anderes gegen sie, trotz meiner Jugend und ihrer Schönheit. Ihre männliche Kleidung, der männliche Ton ihrer Tenorstimme und die Freiheit ihrer Manieren machten auf mich einen solchen Eindruck, daß ich in ihr nur einen schönen Jüngling, einen Kameraden und einen Freund sah.

3.

Nachdem Camilla abgereist war, blieb ich ganz allein in Rom, ohne irgend einen Empfehlungsbrief, ohne irgend eine andere Bekanntschaft als die mit den Gegenden, den Monumenten und Ruinen, zu denen mich Camilla geführt hatte. Der alte Maler, in dessen Haus ich wohnte, verließ seine Werkstätte nur, um am Sonntag in die Messe zu gehen in Begleitung seiner Frau und seiner Tochter, eines jungen sechszehnjährigen Mädchens, das so fleißig als er war. Ihr Haus war eine Art von Kloster, in welchem die Arbeit des Künstlers nur durch eine frugale Mahlzeit und durch das Gebet unterbrochen wurde.

Wenn am Abend die letzten Sonnenstrahlen an den Fenstern des hohen Zimmers des armen Malers erloschen, und die Glocken der benachbarten Klöster das Ave Maria ertönten, dieses harmonische Adieu des Tages in Italien, so bestand die einzige Erholung der Familie darin, zusammen den Rosenkranz abzubeten und halblaut die Litaneien abzusingen, bis die vom Schlaf gedämpften Stimmen sich in ein unbestimmtes und eintöniges Murmeln auflösten, das dem der Wellen an einer Küste, wo der Wind mit der Nacht herabsinkt, ähnlich war.

Ich liebte dieses ruhige und fromme Abendschauspiel, wo-

mit sich das Tagwerk schloß, diese Hymne dreier Seelen, welche sich zum Himmel aufschwangen, um von der Tagesarbeit auszuruhen. Das erweckte in mir die Erinnerung an das Elternhaus, wo unsere Mutter uns auch am Abend beim letzten Schimmer des Abendrothes zum Gebet um sich versammelte, bald in ihrem Schlafzimmer, bald in den sandigen Gängen des kleinen Gartens von Milly. Als ich so die gleichen Gewohnheiten, Handlungen und dieselbe Religion wiederfand, fühlte ich mich in dieser unbekannten Familie fast wie im Vaterhause. Nie sah ich ein gesammelteres, einsameres, arbeitsameres und frommeres Leben als das, welches im Hause des römischen Malers geführt wurde.

Der Maler hatte einen Bruder, welcher nicht im gleichen Hause mit ihm wohnte. Er lehrte die italienische Sprache vornehme Fremde, welche den Winter in Rom zubrachten. Er war mehr als ein Sprachlehrer, er war ein römischer Gelehrter ersten Rangs. Noch jung, von stolzem Aussehen und antikem Charakter, hatte er sich in den Revolutionsversuchen ausgezeichnet, welche die römischen Republikaner gemacht hatten, um die Freiheit in ihrem Lande wieder zu erwecken. Er war Einer der Volkstribunen, der Rienzi jener Zeit. Er hatte in jener kurzen, von den Franzosen angeregten, von Mack und den Neapolitanern erstickten Wiedergeburt des alten Roms eine der ersten Rollen gespielt, das Volk auf dem Capitole angeredet, die Fahne der Unabhängigkeit aufgepflanzt und eines der ersten Aemter der Republik verwaltet. Beim Ausbruch der Reaktion verfolgt und gefangen gesetzt, verdankte er seine Rettung nur der Ankunft der Franzosen, welche die Republikaner gerettet, aber die Republik vernichtet hatten.

Dieser Römer betete das revolutionäre und philosophische Frankreich an; er verabscheute den Kaiser und das Kaiserreich. Bonaparte war für ihn, wie für alle Italiener, der Cäsar der Freiheit. Ich hegte, so jung ich auch noch war, dieselben

Gefühle. Diese gleichen Ansichten gaben sich bald zwischen uns kund. Als er sah, mit welch jugendlichem und zugleich antikem Enthusiasmus ich bei den Worten der Freiheit erbebte, wann wir zusammen die glühenden Verse des Dichters Monti oder die republikanischen Scenen von Alfieri lasen, sah er wohl, daß er sich mir öffnen durfte, und ich wurde weniger sein Schüler als sein Freund.

4.

Der Beweis, daß die Freiheit das göttliche Ideal des Menschen ist, liegt darin, daß sie der erste Traum der Jugend ist, welcher in unserer Seele erst dann verschwindet, wenn das Herz verwelkt, und der Geist sich erniedrigt oder entmuthigt hat. Es gibt keine zwanzigjährige Seele, die nicht republikanisch gesinnt wäre. Es gibt kein abgenütztes Herz, das nicht servil wäre.

Wie oft setzten mein Lehrer und ich uns nicht nieder auf dem Hügel der Villa Pamphili, von welchem aus man Rom, seine Dome, seine Ruinen, seine Tiber sieht, welche schmutzig, stumm und beschämt unter den zerfallenen Bogen des Ponte rotto hinzieht, von wo aus man das klagende Murmeln seiner Springbrunnen und die fast stummen Schritte seines still durch die verödeten Straßen hinwandelnden Volkes hört! Wie oft vergossen wir nicht bittere Thränen über das Loos dieser Welt, welche aller und jeder Tyrannei preisgegeben ist, in welcher die Philosophie und Freiheit nur einen Augenblick in Frankreich und Italien wieder aufzuwachen schienen, um überall befleckt, verrathen oder unterdrückt zu werden! Wie viel leise Verwünschungen stiegen nicht aus unserer Brust gegen diesen Tyrannen des menschlichen Geistes, gegen diesen gekrönten Soldaten auf, welcher sich nur in die Revolution getaucht hatte, um daraus die Kraft zu ihrer Zerstörung zu holen und um die Völker aufs Neue allen Vorurtheilen und jeder Knechtschaft

zu überantworten! Aus dieser Epoche datirt sich für mich die Liebe für die Emancipation des menschlichen Geistes und jener geistige Haß gegen jenen Heroen des Jahrhunderts, — ein zugleich gefühlter und überlegter Haß, welchen die Ueberlegung und die Zeit troß der Schmeichler seines Andenkens nur rechtfertigen!

5.

Unter der Herrschaft dieser Eindrücke studirte ich Rom, seine Geschichte und seine Monumente. Ich ging am Morgen allein aus, ehe die Bewegung der Stadt den Gedanken des Betrachtenden zerstreuen konnte. Ich nahm unter meinem Arm die Geschichtschreiber, Dichter und Beschreiber Roms mit mir, und setzte mich oder irrte in den verödeten Ruinen des Forums, Coliseums, der römischen Campagne umher. Ich betrachtete, las und dachte abwechselnd. Ich machte mir Rom zu einem ernsthaften, aber thätigen Studium. Es war dieses mein bester Geschichtsunterricht. Das Alterthum, anstatt mir langweilig zu sein, wurde mir zu einem Gefühle. Ich folgte bei diesem Studium keinem andern Plane als meiner Neigung. Ich überließ es dem Zufall, wohin mich meine Schritte tragen würden, und so ging ich vom antiken Rom zum modernen, vom Pantheon zum Palast Leo's X., vom Hause des Horaz in Tibur zum Hause Raphaels. Dichter, Maler, Geschichtschreiber, große Männer, Alles ging in bünter Abwechslung an mir vorüber; ich hielt mich nur bei denen, welche mich an diesem Tage gerade mehr interessirten, einen Augenblick auf.

Gegen elf Uhr kehrte ich zum Frühstück in meine kleine Zelle des Hauses des Malers zurück. Ich aß auf meinem Arbeitstisch, mitten unter das Lesen hinein, ein Stück Brod und Käse. Ich trank eine Tasse Milch; dann arbeitete ich, machte Anmerkungen und schrieb bis zur Zeit des Mittagstisches. Die Frau und Tochter meines Hausbesitzers richtete

das Essen selbst für uns zu. Nach dem Essen ging ich auf andere Gänge und kehrte erst mit sinkender Nacht nach Hause zurück. Einige Stunden Unterhaltung mit der Familie des Malers und eine bis tief in die Nacht ausgedehnte Lektüre beschlossen diese friedlichen Tage. Ich fühlte gar kein Bedürfniß nach Gesellschaft und fand selbst an meiner Einsamkeit Genuß. Rom und meine Seele genügten mir. So brachte ich einen vollen langen Winter, vom Monat Oktober bis zum Monat April des folgenden Jahres, ohne einen Tag der Ermattung oder der Langweile zu. In der Erinnerung an diese Eindrücke schrieb ich zehn Jahre später die Verse über Tibur (in den Méditations) nieder.

6.

Wenn ich jetzt in meinen Gedanken alle meine Eindrücke von Rom sammle, so finde ich nur zwei, welche alle übrigen verwischen oder wenigstens beherrschen: das Coliseum, dieses Werk des römischen Volkes; die St. Peterskirche, dieses Meisterwerk des Katholizismus. Das Coliseum ist die gigantische Spur eines übermenschlichen Volkes, welches für seinen Stolz und seine wilden Vergnügungen Monumente errichtete, die eine ganze Nation fassen konnten, es ist ein Monument, welches durch seine Massenhaftigkeit und Dauerhaftigkeit mit den Werken der Natur selbst rivalisirt. Das Coliseum wird die Tiber noch beherrschen, wenn diese schon lange in ihren schlammigen Ufern versiegt ist.

Die St. Peterskirche ist das Werk eines Gedankens, einer Religion, der ganzen Menschheit in einem Zeitraume der Weltgeschichte. Sie ist nicht mehr ein Gebäude, bestimmt, ein schlechtes Volk in sich aufzunehmen: sie ist ein Tempel, bestimmt, die ganze Philosophie, alle Gebete, die ganze Größe, den ganzen Gedanken des Menschen in sich zu fassen. Die Mauern scheinen sich nicht nach dem Maßstabe eines Volkes, sondern

nach dem Maßstabe Gottes zu erheben und auszudehnen. Michel Angelo allein hat den Katholizismus verstanden und gab ihm in der St. Peterskirche seinen höchsten und vollkommensten Ausdruck. Die St. Peterskirche ist in der That die steinerne Apotheose, die monumentale Verklärung der christlichen Religion.

Die Baumeister der gothischen Kathedralen waren erhabene Barbaren. Michel Angelo war allein ein Philosoph in seiner Auffassung. Die St. Peterskirche ist das philosophische Christenthum, aus welchem der göttliche Baumeister die Finsterniß vertreibt, und in welches er den Raum, die Schönheit, die Symmetrie und das Licht in unversiegbaren Strahlen eindringen läßt. Die unvergleichliche Schönheit der St. Peterskirche in Rom besteht darin, daß sie ein Tempel ist, der nur dazu bestimmt zu sein scheint, die Idee Gottes mit allem ihrem Glanze zu bekleiden.

Wenn auch das Christenthum unterginge, so bliebe noch die St. Peterskirche der allgemeine, ewige, nationale Tempel jeder Religion, welche der christlichen folgen würde, vorausgesetzt, daß diese Religion Gottes und der Menschheit würdig wäre! Sie ist der abstrakteste Tempel, welchen jemals das menschliche Genie, von einer göttlichen Idee begeistert, auf Erden erbaut hat. Wenn man sie betritt, so weiß man nicht, ob man sich in einem antiken oder modernen Tempel befindet; keine Einzelnheit blendet das Auge, kein Symbol zerstreut den Gedanken; die Bekenner aller Religionen treten mit der gleichen Ehrfurcht ein. Man fühlt, daß sie ein Tempel ist, welcher nur von der Idee Gottes bewohnt sein kann, und daß jeder andere Gedanke ihn nicht auszufüllen vermöchte.

Wechselt den Priester, nehmet den Altar weg, entfernt die Gemälde, traget die Statuen weg, — nichts ist verändert, die Peterskirche ist immer noch das Haus Gottes, oder vielmehr sie ist allein ein großes Symbol jenes ewigen Christen-

thums, welches in seiner Moral und seiner Heiligkeit die auf einander folgenden Entwicklungen des religiösen Gedankens aller Jahrhunderte und aller Menschen im Keime in sich trägt, sich in dem Maaße der Vernunft öffnet, in welchem Gott sie leuchten läßt, mit Gott im Lichte verkehrt, sich zu den Maaßverhältnissen des menschlichen Geistes erweitert und erhebt, welcher ohne Unterlaß wachsend und alle Völker in der Einheit der Anbetung umschließend, aus allen göttlichen Formen einen einzigen Gott, aus allen Glaubensbekenntnissen eine einzige Religion, aus allen Völkern eine einzige Menschheit macht.

Michel Angelo ist der Moses des monumentalen Katholizismus, wie man ihn dereinst begreifen wird. Er hat die unvergängliche Arche zukünftiger Zeiten, das Pantheon der vergöttlichten Vernunft gemacht.

7.

Nachdem ich mich endlich mit Rom gesättigt hatte, wollte ich Neapel sehen. Vor Allem zogen mich dahin das Grab Virgil's und die Wiege Tasso's. Die Länder waren für mich immer Menschen; Neapel ist für mich Virgil und Tasso. Es schien mir, als ob sie gestern gelebt hätten und als ob ihre Asche noch warm wäre. Ich sah zuvor den Pausilipp und Sorrent, den Vesuv und das Meer durch die Atmosphäre ihrer schönen, zarten Geister.

In den letzten Tagen des März reiste ich nach Neapel ab. Ich reiste mit Extrapost in Begleitung eines französischen Kaufmanns, welcher einen Reisebegleiter gesucht hatte, um sich die Reisekosten zu erleichtern. In einiger Entfernung von Velletri begegneten wir dem Eilwagen von Rom nach Neapel, der am Rande des Weges umgestürzt und von Kugeln durchlöchert war. Der Kourier, ein Postillon und zwei Pferde waren getödtet worden. Man hatte eben die Leichen der Menschen

in eine benachbarte Hütte gebracht. Die zerrissenen Depeschen und die Fetzen von Briefen flogen in der Luft umher. Die Räuber hatten sich in die Abruzzen zurückgezogen. Abtheilungen französischer Kavalerie und Infanterie, deren Corps in Terracina einquartirt war, verfolgten sie in den Gebirgsschluchten. Man hörte das Feuer der Tirailleurs, und man sah auf dem ganzen Abhang des Bergs die kleinen Rauchwolken der Flintenschüsse. In einiger Entfernung begegneten wir den Posten der französischen und neapolitanischen Truppen, welche am Wege aufgestellt waren. Auf diese Weise betrat man damals das Königreich Neapel.

Diese Räuberei hatte einen politischen Charakter. Murat herrschte, aber die Calabresen widersetzten sich noch; der König Ferdinand, der sich nach Sicilien zurückgezogen hatte, unterhielt mit seinen Subsidien die Häuptlinge der Guerillas im Gebirge. Der berüchtigte Fra-Diavolo kämpfte an der Spitze dieser Banden. Ihre Thaten bestanden nur in Raub und Mord. Erst in der Nähe von Neapel fanden wir wieder Ordnung und Sicherheit.

Ich kam am ersten April hier an. Einige Tage später gesellte sich zu mir ein junger Mann meines Alters, mit welchem ich im Gymnasinm einen wahrhaft brüderlichen Freundschaftsbund geschlossen hatte. Er hieß Aymon de Virieu. Sein und mein Leben waren seit seiner Kindheit bis zu seinem Tode so innig mit einander verwebt, daß jede unserer Existenzen gewissermaßen einen Theil der anderen bildete, und daß ich von ihm fast überall geredet habe, wo ich von mir zu reden hatte.

. . . .

Episode.

1.

Ich führte in Neapel so ziemlich dasselbe beschauliche Leben, wie in Rom bei dem alten Maler auf dem spanischen Platze, nur daß ich meine Tage, statt mit Herumstreifen in den Ruinen des Alterthums, mit Umherirren an den Ufern oder auf den Wogen des neapolitanischen Golfes zubrachte. Am Abend kehrte ich zu dem alten Kloster zurück, in welchem ich — Dank der Gastfreundschaft des Verwandten meiner Mutter — eine kleine Dachzelle bewohnte, deren mit Blumentöpfen und Schlingpflanzen eingefaßter Balkon die Aussicht auf das Meer, den Vesuv, Castellamare und Sorrent eröffnete.

Wenn am Morgen der Horizont rein war, so sah ich das weiße Haus Tasso's, das wie ein Schwanennest auf dem Gipfel eines gelben, von den Wellen zerklüfteten Felsens über dem Meere schwebte, vor mir erglänzen. Dieser Anblick bezauberte mich. Der Glanz dieses Hauses leuchtete bis in mein tiefstes Herz hinein; er war wie ein Blitz des Ruhmes, welcher von ferne über meine Jugend und in meiner Dunkelheit leuchtete. Ich erinnerte mich der homerischen Scene aus dem Leben dieses großen Mannes, als er, aus dem Gefängnisse kommend, vom Neid der Kleinen und der Verleumdung der Großen verfolgt, selbst in seinem Genie, seinem einzigen Reichthum, geschmäht, nach Sorrent flüchtete, um ein wenig Ruhe, Liebe oder Mitleid zu suchen, und als Bettler verkleidet vor seine Schwester hintrat, um ihr Herz auf die Probe zu stellen und zu sehen, ob sie Den, welchen sie so sehr liebte, wenigstens wiedererkenne.

„Sie erkannte ihn im Augenblick,“ sagt der naive Biograph, „trotz seiner kränklichen Bläſſe, seinem ergrauenden Barte und seinem zerrissenen Mantel. Sie warf sich in seine Arme mit mehr Zärtlichkeit und Mitleiden, als wenn sie ihren Bruder unter den goldenen Gewändern der Höflinge von Ferrara erkannt hätte. Ihre Stimme war lange von Schluchzen erstickt; sie drückte ihren Bruder an ihr Herz. Sie wusch ihm die Füße, brachte ihm den Mantel seines Vaters und ließ ihm ein Freudenmahl bereiten. Aber weder Bruder noch Schwester konnten die Speisen, welche man aufgetragen hatte, berühren, so voll waren ihre Herzen von Thränen; sie brachten den Tag mit Weinen zu, ohne sich etwas zu sagen, während sie auf das Meer blickten und sich ihrer Kindheit erinnerten.“

2.

Es war im Anfang des Sommers, im Augenblicke, wo der neapolitanische Golf, von seinen Hügelchen, seinen weißen Häusern und seinen mit kletternden Weinranken bekleideten Felsen eingefaßt und sein Meer von dunklerem Blau als sein Himmel umgeben, einem Becher von Verde antiquo gleicht, der vom Schaum weiß gefärbt ist, und dessen Henkel und Ränder von Ephen und Weinranken umkränzt sind; es war die Zeit, wo die Fischer des Pausilipps, die ihre Hütte an seine Felsen hängen, und ihre Netze auf den kleinen Buchten von feinem Sande ausbreiten, sich vertrauensvoll vom Lande entfernen und in der Nacht zwei bis drei Meilen weit im Meer, bis unter die Gestade von Capri, Procida und Ischia und in der Mitte des Golfs von Gaeta fischen.

Einige von ihnen nehmen Pechfackeln mit, welche sie anzünden, um die Fische zu hintergehen. Der Fisch steigt bei dem Licht hervor, da er glaubt, dieses sei die Morgendämmerung. Ein auf dem Schnabel der Barke kauerndes Kind senkt stillschweigend die Fackel über die Wogen, während der

Fischer, der mit seinem Auge tief in das Meer hineindringt, seine Beute zu erblicken und in sein Netz zu bringen sucht. Diese Feuer, so roth wie die aus den Hochöfen aufsteigenden Flammen, spiegeln sich in langen, wellenförmigen Furchen auf dem Spiegel des Meeres, wie die langen Lichtstreifen, welche der Mond hier auswirft. Die wellenförmige Bewegung des Meeres läßt diese Lichter erzittern und verlängert ihren Schimmer von Welle zu Welle, so weit es die erste den folgenden mittheilen kann.

3.

Mein Freund und ich verbrachten oft ganze Stunden sitzend auf einer Klippe oder auf den feuchten Trümmern des Palastes der Königin Johanna, um diese phantastischen Lichter zu betrachten, und das irrende und sorgenlose Leben dieser armen Fischer zu beneiden.

Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Neapel und der tägliche Umgang mit Leuten des Volkes während unserer tagtäglichen Ausflüge auf das Land und auf dem Meere hatten uns mit ihrer accentuirten, volltönenden Sprache, in welcher Bewegung und Blick mehr Platz einnehmen, als das Wort, vertraut gemacht. Durch Vorgefühle Philosophen und von den eiteln Aufregungen des Lebens, noch ehe wir sie recht kannten, ermattet, beneideten wir oft diese glücklichen Lazzaroni, mit denen das Gestade und die Quais von Neapel damals bedeckt waren, die ihren Tag mit Schlafen im Schatten ihrer kleinen Barke auf dem Sand, mit Anhören der improvisirten Verse ihrer reisenden Dichter, mit Tanzen der Tarantella mit den Mädchen ihres Standes, und den Abend unter den Weinlauben am Meeresufer zubrachten. Wir kannten ihre Gewohnheiten, ihren Charakter und ihre Sitten weit besser, als die der eleganten Welt, welche wir gar nie besuchten. Dieses Leben gefiel uns und schläferte in uns jene fieberhaften

Bewegungen der Seele ein, welche unnütz die Einbildungskraft der jungen Leute, noch ehe sie das Geschick zum Handeln oder zum Denken beruft, abnützen.

Mein Freund war zwanzig, ich achtzehn Jahre alt: wir standen also Beide in dem Alter, wo es erlaubt ist, die Träume mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Wir beschlossen, mit diesen Fischern Bekanntschaft anzuknüpfen und uns mit ihnen einzuschiffen, um dasselbe Leben wie sie zu führen. Diese lauen und lichthellen Nächte, unter dem Segel, in dieser wogenden Wiege und unter dem tiefen und gestirnten Himmel zugebracht, schienen uns einer der geheimnißvollsten Genüsse der Natur zu sein, den wir uns verschaffen und kennen lernen mußten, wäre es auch nur, um ihn zu erzählen.

Da wir unabhängig waren und Niemanden über unsere Handlungen und unsere Abwesenheit Rechenschaft abzulegen hatten, führten wir am folgenden Tage unsern Traum aus. Beim Durchwandern der Küste der Margellina, welche sich unter dem Grabe Virgil's, am Fuße des Pausilippo hinzieht und wo die neapolitanischen Fischer ihre Barken an das Ufer ziehen und ihre Netze ausbessern, sahen wir einen noch rüstigen Greis. Er brachte eben seine Fischergeräthschaften in seine grell bemalte und am Schnabel und am Hintertheile mit einem kleinen geschnitzten Bilde des heiligen Franziskus gezierte Barke. Ein zwölfjähriger Knabe, sein einziger Ruderer, brachte in diesem Augenblicke zwei Brode, einen harten, glänzenden, den Kieseln am Ufer gleich goldgelben Büffelkäse, einige Feigen und einen mit Wasser gefüllten Krug in die Barke.

Das Aussehen des Greises und des Kindes zogen uns an. Wir knüpften eine Unterhaltung an, und der Fischer konnte das Lachen nicht unterdrücken, als wir ihm den Vorschlag machten, uns als seine Ruderer anzunehmen und mit sich auf das Meer hinauszuführen. — „Ihr habt nicht die harten Hände, die man haben muß, um den Griff des Ruders zu fassen,“

sagte er zu uns. „Eure weißen Hände sind dazu gemacht, Federn und nicht Ruder zu führen; es würde Schade sein, wenn sie auf dem Meere gehärtet würden.“ — „Wir sind jung,“ antwortete mein Freund, „und wir wollen alle Handwerke versuchen, ehe wir uns eines auswählen. Das Eurige gefällt uns, weil es auf dem Meere und unter freiem Himmel ausgeübt wird.“ — „Ihr habt Recht,“ erwiderte der alte Schiffsmann. „Der Fischer steht unter der unmittelbaren Hut des Himmels. Der Mensch weiß nicht, woher der Wind und die Wellen kommen. Der Hobel und die Feile sind in der Hand des Arbeiters, Reichthum und Gnadenbezeigungen sind in der Hand des Königs, aber die Barke ist in der Hand Gottes.“

Diese fromme Philosophie des Barkerolen bekräftigte in uns den Vorsatz noch mehr, uns mit ihm einzuschiffen. Nach langem Widerstande willigte er endlich ein. Wir kamen überein, ihm täglich zwei Carlins zu geben, um ihm damit unsere Nahrung und unsere Lehrzeit zu bezahlen.

Nachdem der Handel abgeschlossen war, schickte er das Kind nach der Margellina, um noch mehr Provision an Brod, Wein, trockenem Käse und Früchten zu holen. Mit einbrechender Nacht halfen wir ihm seine Barke in das Meer schieben und segelten ab.

4.

Die erste Nacht war köstlich. Das Meer war ruhig, wie ein von den Schweizerbergen umschlossener See. Als wir uns vom Gestade entfernten, sahen wir die feurigen Zungen der Fenster des Palastes und der Quais von Neapel unter die trübe Linie des Horizontes sich begraben. Die Leuchtthürme allein zeigten uns noch die Küste; sie erblichen vor der leichten Feuersäule, welche aus dem Krater des Vesuvs aufstieg. Während der Fischer das Netz auswarf und einzog, und das Kind, halb eingeschlafen, seine Fackel schwanken ließ, gaben wir der

Barke von Zeit zu Zeit einen schwachen Antrieb, und hörten mit Entzücken die helltönenden Wassertropfen, welche von unsern Rudern herabfielen, harmonisch, wie Perlen in ein silbernes Becken, in das Meer fallen.

Wir hatten schon lange die Spitze des Pausilipps umfahren, den Golf von Puzzuoli und den von Bajä durchschnitten, und den Kanal des Golfs von Gaeta, zwischen dem mysenischen Vorgebirge und der Insel Procida durchfahren. Wir waren auf offener See; der Schlaf überwältigte uns, und wir legten uns unter unsere Ruderbänke, neben das Kind.

Der Schiffer breitete über uns das auf dem Boden der Barke zusammengewickelte, schwere Segeltuch aus. So schliefen wir zwischen zwei Wellen ein, eingewiegt von dem kaum fühlbaren Schwanken des Meeres, von welchem sich kaum der Mast bewegte. Als wir erwachten, war es heller Tag.

Eine strahlende Sonne überzog das Meer mit feurigen Bändern und spiegelte sich auf den weißen Häusern einer unbekannten Küste. Ein leichter Wind, welcher von jenem Lande herkam, ließ das Segel über unsern Häuptern erzittern und trieb uns von Bucht zu Bucht, von Felsen zu Felsen. Es war die ausgezähnte und spitzige Küste der lieblichen Insel Ischia, welche ich später so lange bewohnen und so sehr lieben sollte. Sie erschien mir zum ersten Male, im Lichte schwimmend, aus dem Meer hervorragend, im Blau des Himmels sich verlierend, und wie aus dem Traume eines Dichters, während des leichten Schlafes einer Sommernacht aufgeschossen.

5.

Die Insel Ischia, welche den Golf von Gaeta von dem Neapels scheidet, und welche selbst durch eine enge Meerenge von der Insel Procida getrennt ist, besteht nur aus einem einzigen zackigen Berge, dessen weißer und zerklüfteter Gipfel seine klippenreichen Grate in den Himmel erhebt. Seine steilen,

von Thälern, Schluchten und Strombetten durchschnittenen Abhänge sind von oben bis unten mit Kastanienbäumen von düsterem Grün bekleidet. Seine dem Meer zunächst liegenden und nach diesem sich senkenden Ebenen tragen Hütten, ländliche Villa's, und zur Hälfte unter Weinlauben verborgene Dörfer. Jedes dieser Dörfer besitzt seine M a r i n e; denn so heißt man den kleinen Hafen, in welchem die Schifferbarken der Insel schwimmen und in welchem sich einige Mäste von Schiffen mit lateinischen Segeln schaukeln. Die Segelstangen berühren die Bäume und Weinreben am Gestade.

Keines dieser an den Abhängen des Berges klebenden, im Hintergrund seiner Schluchten verborgenen, auf einer seiner Ebenen pyramidenförmig aufsteigenden, auf einem seiner Vorgebirge herausragenden, an seine Kastaniengehölze angelehnten, durch seine Fichtengruppe beschatteten, von seinen weißen Arkaden umgebenen und mit seinen hängenden Weinranken bekränzten Häuser war nicht im Traume die ideale Wohnung eines Dichters oder Liebenden.

Unsere Augen konnten sich an diesem Schauspiel nicht satt genug sehen. Die Küste besaß einen Ueberfluß an Schiffen. Der Fischer hatte eine gute Nacht gehabt. Wir landeten an einer der kleinen Buchten der Insel, um an einer benachbarten Quelle Wasser zu schöpfen und unter den Felsen auszuruhen. Mit Sonnenuntergang kamen wir nach Neapel zurück, auf unsere Ruderbänke ausgestreckt. Ein viereckiges, an einen kleinen Mast auf dem Schnabel geheftetes Segel, dessen Schote von dem Kinde gehalten wurde, reichte hin, um uns an den Ufern von Procida und des misenischen Kaps vorbeizuführen und unsern Kiel schäumend durch das Meer zu treiben.

Der alte Fischer und sein Kind zogen mit unserer Hülfe ihre Barke auf den Sand und trugen ihre Fischkörbe in den Keller des kleinen Hauses, welches sie unter den Felsen der Margellina bewohnten.

6.

An den folgenden Tagen machten wir uns wieder heiter an unser neues Handwerk. Wir durchpflügten der Reihe nach alle Wogen des Meeres von Neapel. Wir folgten gleichgültig dem Wind überallhin, wohin er uns trieb. So besuchten wir die Insel Capri, von welcher die Erinnerung noch jetzt den düstern Schatten Tiber's verscheucht; Cumä und seine Tempel, die unter dichten Lorbeerbäumen und wilden Feigenbäumen begraben sind; Bajä und seine düstern Plätze, welche gleich jenen Römern, deren Tugend und Lust sie beherbergten, gealtert und verblichen zu sein scheinen; Portici und Pompeji, die unter der Vesuvs-Lava und Asche lächeln; Castellamare, dessen hohe und schwarze Gehölze von Lorbeerbäumen und wilden Kastanien, sich im Meere spiegelnd, die immer murmelnden Wogen des Gestades mit dunklem Grün färben. Der alte Fischer kannte überall irgend eine Fischerfamilie, wo wir gastfreundlich aufgenommen wurden, wenn das Meer hoch ging und uns verhinderte, nach Neapel zurückzukehren.

Zwei Monate lang kamen wir in kein Wirthshaus; wir lebten unter freiem Himmel mit dem Volk das frugale Leben des Volks. Wir hatten uns selbst zum Volke gemacht, um der Natur näher zu stehen, wir trugen fast ganz seine Kleidung, redeten seine Sprache, und die Einfachheit seiner Lebensweise theilte uns, so zu sagen, die Naivetät seiner Gefühle mit.

Diese Umwandlung kam übrigens meinen Freund und mich nicht sauer zu stehen. Da wir beide auf dem Lande während der Stürme der Revolution, welche unsere Familien niedergedrückt oder zerstreut hatte, erzogen worden waren, hatten wir in unserer Kindheit viel mit den Landleuten gelebt: er in den Gebirgen des Grésivaudan, bei einer Amme, welche ihn während der Gefangenschaft seiner Mutter aufgenommen

hatte; ich auf den Hügeln des Maconnais in der kleinen ländlichen Wohnung, wo mein Vater und meine Mutter ihr bedrohtes Nest wieder aufgebaut hatten. Zwischen dem Hirten oder Landmann unserer Gebirge und dem Fischer des Golfes von Neapel liegt die ganze Verschiedenheit nur in der Landschaft, der Sprache und dem Handwerke. Die Ackerfurche und die Welle flößen den Menschen, welche das Land oder das Wasser bearbeiten, dieselben Gefühle ein. Die Natur redet dieselbe Sprache mit denen, welche mit ihr auf dem Gebirge oder auf dem Meere zusammenwohnen.

Wir erfuhren es an uns selbst. Mitten unter diesen einfachen Menschen fühlten wir uns nicht fremd. Dieselben Neigungen bilden eine Verwandtschaft unter den Menschen. Selbst die Einförmigkeit dieses Lebens sagte uns zu, indem sie uns einschläferte. Wir sahen ungern den Sommer seinem Ende sich neigen und jene Herbst- und Wintertage nahen, nach welchen wir in unser Vaterland zurückkehren mußten. Unsere Familien fingen an besorgt zu werden und riefen uns zurück. Wir hielten uns diesen Gedanken an die Abreise so fern als möglich, und stellten uns gerne vor, daß dieses Leben kein Ende nehme.

7.

Doch der September rückte mit seinen Regengüssen und seinen Gewittern heran. Das Meer wurde unruhiger, unser Handwerk mühesamer und hie und da gefährlich. Die Winde erkälteten die Luft, die Woge schäumte und benetzte uns oft mit ihren Schlägen. Wir hatten auf dem Molo zwei jener Capotten von grober brauner Wolle gekauft, welche die Matrosen und Lazzaroni Neapels im Winter über ihre Schultern warfen. Die weiten Aermel dieser Capotten hängen neben den nackten Armen herunter; die je nach der Witterung zurückgeschlagene oder über die Stirne gezogene Kapuze schützt den

Kopf des Seemanns vor dem Regen und der Kälte, oder läßt den Wind und die Sonnenstrahlen in seinen durchnäßten Haaren spielen.

Eines Tages reisten wir von der Margellina ab. Das Meer war wie mit Oel übergossen und kein Lüftchen durchfurchte es. Wir wollten Rothfedern und die ersten Thunfische auf der Küste von Cumä, auf welche sie in dieser Jahreszeit von den Strömungen des Meers getrieben werden, fangen. Der röthliche Morgennebel schwebte dicht über dem Lande und verkündigte für den Abend Windstürme. Wir hofften ihnen zuvorzukommen und noch Zeit zu haben, das misenische Kap zu umschiffen, ehe das träge und schlafende Meer aufgescheucht würde.

Wir zogen einen reichlichen Fischfang und wollten noch einige Netze mehr auswerfen. Der Wind überraschte uns, er brauste vom Gipfel des Epomäo, des ungeheuren Berges, welcher Ischia beherrscht, mit dem Getöse und der Last des Berges, als ob sich dieser selbst in das Meer stürzte. Zuerst ebnete er die Gewässer um uns her, wie die eisernen Zähne der Egge die Scholle zerdrücken und die Furche ebnen, sodann schwellte das von seiner Ueberraschung sich erholende Meer murmelnd und hohl auf und erhob sich in wenigen Minuten zu einer solchen Höhe, daß es uns von Zeit zu Zeit die Aussicht auf die Inselufer benahm.

Wir waren vom Festland ebenso weit als von Ischia entfernt, und schon zur Hälfte in den Kanal gedrungen, welcher das misenische Vorgebirge von der griechischen Insel Procida trennte. Das Einzige, was uns zu thun übrig blieb, war, entschlossen durch den Kanal zu dringen, und wenn dies gelang, uns zur Linken in die Bucht von Bajä zu werfen und in ihren ruhigen Gewässern Zuflucht zu suchen.

Der alte Fischer zauderte nicht. Vom Gipfel einer Welle, wo uns das Gleichgewicht der Barke einen Augenblick lang

in einem Schaumstrudel erhielt, warf er einen schnellen Blick rings um sich her, wie ein Verirrter, der auf einen Baum steigt, um sich nach dem Wege umzusehen, dann stürzte er auf das Steuerruder zu und rief: „Zu Euern Rudern, Kinder; wir müssen schneller als der Wind zum Vorgebirge steuern; kommt er uns zuvor, so sind wir verloren!“ Wir gehorchten, wie der Körper dem Instinkte gehorcht.

Unverwandt auf seine Augen blickend, um in ihnen das schnelle Zeichen seiner Lenkung zu lesen, beugten wir uns über unsere Ruder, erklommen bald mühsam die Abhänge der steigenden Wellen, stürzten bald mit ihrem Schaume auf den Grund der sinkenden herab und suchten unsern Sturz durch den Widerstand unserer Ruder im Wasser zu brechen. Acht oder zehn immer höher steigende Wellen warfen uns bis zur schmalsten Stelle des Kanales. Aber der Wind war uns zuvorgekommen, wie der Steuermann gesagt hatte, und indem er sich zwischen dem Kap und der Spitze der Insel verfing, hatte er eine solche Kraft erlangt, daß er das Meer mit dem Zischen einer feurigen Lava aufwarf, und daß die Wogen, welche keinen Raum mehr fanden, um schnell genug vor der Windsbraut, welche sie peitschte, zu fliehen, in sich selbst zusammenstürzten, zerstiebten, sich nach allen Richtungen wie toll zerstreuten, und zu fliehen strebend, ohne dem Kanal entrinnen zu können, mit furchtbarer Gewalt an die Felsenklippen des misenischen Vorgebirgs zerschellten und hier zu einer Schaumsäule aufstiegen, deren Staub bis zu uns zurückgeschickt wurde.

8.

Mit einer so zerbrechlichen Barke, welche ein einziger Wellenstoß füllen und verschlingen konnte, diese Durchfahrt zu versuchen, wäre Wahnsinn gewesen. Der Fischer warf auf das durch seine Schaumsäule erhellte Kap einen Blick, welchen ich nie vergessen werde, bekreuzte sich dann und rief aus: „Weiter

zu gehen ist unmöglich; auf die hohe See zurückzukehren, noch mehr. Nur ein Ausweg steht uns offen: auf Procida zu landen, wo nicht, so gehen wir unter.“

So sehr wir auch in der Schiffskunst noch Neulinge waren, fühlten wir doch die Schwierigkeit eines solchen Manövers während eines Windstoßes. Als wir uns gegen das Kap richteten, hatten wir den Wind im Rücken, welcher uns vor sich her trieb, wir flohen das Meer, welches mit uns floh, und die Wogen, welche uns auf ihren Gipfel erhoben, zogen uns wieder mit sich herab. So war es ihnen nicht leicht möglich, uns in die Abgründe zu begraben, welche sie im Meere gruben. Um aber auf Procida zu landen, dessen Abendschimmer wir zu unserer Rechten erglühen sahen, mußten wir die Wellen schief durchschneiden und uns, so zu sagen, durch ihre Thäler nach dem Gestade hindurchdringen, indem wir den Wogen die Seite und dem Winde die niedrige Borde der Barke darboten. Doch die Noth ließ uns nicht lange zaudern. Der Schiffsmann, welcher uns ein Zeichen gab, die Ruder zu erheben, benützte die Zeit zwischen zwei Wellen, um umzudrehen. Wir richteten den Schnabel unserer Barke auf Procida und schwammen einher wie ein Halm eines Seegrases, welchen eine Woge der andern zuwirft und eine Welle der andern überliefert.

9.

Wir kamen nur langsam vorwärts; die Nacht war hereingebrochen. Der Staub, der Schaum, die Wolken, welche der Wind in zerrissenen Fetzen über dem Kanal hinwälzte, verdoppelten die Dunkelheit. Der Greis hatte dem Kinde befohlen, eine seiner Pechfackeln anzuzünden, sei es, um zu seinen Manövern in den Tiefen des Meeres Licht zu haben, oder um die Seeleute von Procida aufmerksam zu machen, daß einer Barke im Kanal der Untergang drohe, und um sie, nicht zur Hülfe, aber zu Gebeten aufzufordern.

Es war ein erhabenes und furchtbares Schauspiel, dieses arme Kind zu sehen, welches sich mit der einen Hand an dem kleinen Mast, welcher den Schiffsschnabel überragte, anklammerte, und mit der andern über seinem Haupte diese rothe Feuerflamme schwang, deren Feuer und Rauch unter dem Winde wirbelten und ihm Finger und Haare verbrannten. Dieses bewegliche, auf dem Gipfel der Wellen erscheinende und in ihrer Tiefe verschwindende, immer dem Erlöschen nahe und stets neu auflodernde Licht war gleichsam das Symbol dieser vier Menschenleben, welche im Schatten und in der Angst dieser Nacht zwischen Rettung und Untergang schwankten.

10.

So vergingen drei Stunden, deren Minuten die Dauer der Gedanken, welche sie maßen, hatten. Der Mond ging auf und wie gewöhnlich erhob sich der tobendste Sturm mit ihm. Hätten wir auch nur das kleinste Segel aufgespannt gehabt, so hätte er uns gern zwanzigmal umgeschlagen. Wenn gleich die sehr niedrigen Borde der Barke dem Sturm wenig Anhalt gewährten, so gab es doch Augenblicke, wo er unseren Kiel aus den Wellen auswurzeln zu wollen schien, und wo er uns wie ein welkes, vom Baume losgerissenes Blatt umherdrehte.

Wir schöpften viel Wasser: aber wir hatten nicht Zeit, es ebenso schnell zu leeren als es bei uns eindrang. Es gab Augenblicke, wo wir die Planken unter uns weichen fühlten, wie einen Sarg, welchen man in das Grab hinunterläßt. Das Gewicht des Wassers machte die Barke unfügsamer, und konnte sie, wenn sie zwischen zwei Wellen kam, langsamer zum Aufrichten machen. Eine einzige Sekunde des Verzugs, und Alles war verloren.

Der Alte, ohne reden zu können, gab uns, mit Thränen in den Augen, ein Zeichen, Alles, was den Grund der Barke

beschwerte, ins Meer zu werfen. Wir warfen die Wasserkrüge, die Fischkörbe, die beiden großen Segel, den eisernen Anker, das Tauwerk, selbst seine schweren Kleidungsstücke, unsere schweren vom Wasser getränkten wollenen Capotten, — Alles ohne Unterschied über Bord. Der arme Schiffsmann sah einen Augenblick auf seinen über den Wellen schwimmenden Reichthum. Die Barke richtete sich wieder auf und lief leicht auf dem Rücken der Wogen hin, wie ein Rennpferd, dem man seine Last abgenommen hat.

Wir kamen allmählig in ein ruhigeres Meer, das durch die westliche Spitze von Procida etwas geschützt war. Der Wind ließ nach, die Flamme der Fackel stieg wieder senkrecht empor; der Mond öffnete zwischen den Wolken einen großen blauen Raum; die Wellen, welche sich verlängerten, wurden platter und hörten auf, über unsern Häuptern zu schäumen. Allmählig wurde das Meer kurz und scholkend wie in einer fast ganz ruhigen Bucht, und der schwarze Schatten der Küste von Procida verhüllte uns die Linie des Horizonts. Wir befanden uns in den mittleren Gewässern der Insel.

11.

Das Meer ging an der Spitze noch zu hoch, um hier landen zu können. Wir mußten uns entschließen, an der Seite der Insel, mitten zwischen ihren Felsenriffen, zu landen. — „Seid außer Sorge, Kinder“, sagte uns der Fischer, welcher beim Fackelschein das Ufer erkannte; „die Mutter Gottes hat uns gerettet. Wir sind dem Lande nahe und wir werden diese Nacht in meinem Hause schlafen.“ — Wir glaubten, er habe den Verstand verloren, denn wir wußten nicht, daß er eine andere Wohnung habe als den düsteren Keller in der Margellina, und um dorthin vor der Nacht zurückzukommen, hätten wir uns in den Kanal zurückwerfen, am Kap vorbei-

schiffen und aufs Neue uns dem tobenden Meere aussetzen müssen, welchen wir kaum erst entronnen waren.

Aber er lächelte über unsere staunende Miene, las unsere Gedanken in unseren Augen und setzte hinzu: „Seid unbesorgt, junge Männer, wir werden dahin kommen, ohne daß eine einzige Welle uns näßt.“ Dann erklärte er uns, daß er von Procida sei, auf diesem Ufer der Insel noch die Hütte und den Garten seines Vaters besitze, und daß eben jetzt seine alte Frau mit ihrer Enkelin, der Schwester von Beppino, unserem jungen Matrosen, und zwei anderen kleinen Kindern in seinem Hause sei, um hier die Feigen zu trocknen und Trauben zu lesen, welche sie in Neapel verkauften. — „Noch einige Ruderschläge“, setzte er hinzu, „und wir werden Wasser aus der Quelle trinken, welches klarer ist als der Wein von Ischia.“

Diese Worte machten uns wieder Muth; wir ruderten etwa noch die Fläche einer Meile am rechten und schäumenden Gestade von Procida entlang. Von Zeit zu Zeit erhob und schwang das Kind seine Fackel. Sie warf ihr düsteres Licht auf die Felsen und zeigte uns überall eine unzugängliche Mauer. Endlich, nachdem wir eine Granitklippe umschifft hatten, welche wie eine Bastion im Meer hervorragte, sahen wir die Klippen zurückweichen und sich ein wenig aushöhlen, wie eine Bresche in einem Mauerwall; eine Bewegung des Steuerruders drehte uns gerade auf die Küste zu, und die drei letzten Wellen warfen unsere ermattete Barke zwischen zwei Felsen, wo die Brandung auf einer Untiefe schäumend kochte.

12.

Als der Schiffsschnabel den Felsen berührte, gab er einen kurzen und scharfen Ton von sich, wie das Krachen eines Brettes, welches falsch auffällt und zerbricht. Wir sprangen in das Meer, befestigten, so gut wir vermochten, die Barke mit

einem übriggebliebenen Tauwerk, und folgten dem Alten und dem Kinde, welche vor uns hergingen.

Wir erklimmten am Abhange des Gestades eine Art von schmaler Treppe, wo der Meißel ungleiche und vom Meeresstaube ganz schlüpferige Stufen in den Felsen ausgehauen hatte. Diese in den lebendigen Felsen eingehauene Treppe, welche zuweilen unter den Füßen ausging, war durch einige künstliche Stufen ergänzt, indem man lange Stangen in die Löcher der Mauer befestigt und auf diesem zitternden Boden betheerte Planken von alten Barken oder noch mit trockenen Blättern bedeckte Kastanienzweigbündel geworfen hatte.

Nachdem wir so langsam vier oder fünfhundert Treppen hinaufgestiegen waren, befanden wir uns in einem kleinen, an dem Abhange hinhängenden Hof, welche eine Brustwehr von grauen Steinen umgab. Im Hintergrund des Hofes öffneten sich zwei düstere Bogen, welche in einen Keller führen zu sollen schienen. Ueber diesen massiven Bogen trugen zwei abgerundete und gedrückte Arkaden ein plattes Dach, dessen Ränder mit Töpfen von Rosmarin und Basilikum besetzt waren. Unter den Arkaden sah man eine ländliche Galerie, wo eine große Anzahl aufgehängten Mais im Mondscheine wie goldene Kronleuchter erglänzten.

Eine Thüre mit schlecht zusammengefügten Brettern führte zu dieser Galerie. Rechts erhob sich der Boden, auf welchem das Häuschen ihm ungleich ruhte, bis zu der Höhe des Fußbodens der Galerie. Ein starker Feigenbaum und einige knotige Weinreben hingen über die Ecke des Hauses hin, und verwoben, zwei bis drei schlangenförmige Guirlanden über die Stützmauer der Arkaden hinziehend, ihr Laub und ihre Früchte unter den Oeffnungen der Galerie. Ihre Aeste vergitterten zur Hälfte zwei niedrige Fenster, welche sich nach dem Garten öffneten, und ohne diese Fenster hätte man das massive, viereckige und niedrige Haus für einen der gräulichen Felsen die-

ses Gestades oder für einen jener Blocke erkalteter Lava halten können, welche der Kastanienbaum, der Epheu und der Weinstock mit ihren Ranken und Aesten umfassen und verdecken, und in denen der Winzer von Castellamare und Sorrent mit Thüren verschlossene Grotten aushaut, um seinen Wein neben den Reben, die ihn getragen haben, aufzubewahren.

Von unserem langen und schnellen Steigen und von der Last unserer Ruder, welche wir auf dem Rücken trugen, außer Athem gesetzt, hielten der Alte und wir ein wenig inne, um in diesem Hofe Athem zu holen. Der Knabe aber warf sein Ruder auf einen Haufen von Buschholz, stieg leichten Fußes die Treppe hinan und klopfte mit seiner noch brennenden Fackel an eines der Fenster, während er mit fröhlicher Stimme seiner Großmutter und seiner Schwester rief: „Meine Mutter! Meine Schwester! Madre! Sorellina! Gaëtana! Graziella! wachet auf; öffnet! Es ist der Vater! Ich bin es! Es sind Fremde bei uns!“

Wir hörten eine noch schlaftrunkene, aber helle und sanfte Stimme, welche unverständlich einige Ausrufungen der Ueberraschung aus dem Hintergrunde des Hauses ausstieß. Hierauf öffnete sich ein Fensterflügel zur Hälfte, von einem mit einem weißen Aermel bedeckten nackten weißen Arm aufgestoßen, und wir erblickten beim Scheine der Fackel, welche das Kind, auf den Fußspitzen stehend, zum Fenster erhob, ein reizendes Mädchengesicht aus den geöffneten Läden herausblicken.

Graziella, welche mitten in ihrem Schlafe durch die Stimme ihres Bruders überrascht worden war, hatte weder Zeit gehabt, noch daran gedacht, eine Nachttoilette zu machen. Sie hatte sich mit bloßen Füßen an das Fenster gestürzt in der unordentlichen Kleidung, in welcher sie in ihrem Bette schlief. Die Hälfte ihrer langen schwarzen Haare fiel auf eine ihrer Wangen; die andere Hälfte wand sich um ihren Hals, wurde durch den noch stark wehenden Wind von ihrer Schulter weg

gegen das halbgeöffnete Fenster getrieben und peitschte ihr Gesicht wie ein vom Wind getriebener Rabenflügel.

Mit der Rückseite ihrer beiden Hände rieb sich das Mädchen die Augen, während sie ihre Ellbogen erhob und die Schultern mit der ersten Geberde eines erwachenden Kindes, das den Schlaf vertreiben will, dehnte. Ihr um den Hals festgebundenes Hemd ließ nur eine hohe und schlanke Gestalt erkennen, auf welcher sich kaum unter der Leinwand die ersten Wellenformen der Jugend zeigten. Ihre ovalen und großen Augen hatten jene unbestimmte Farbe zwischen dunkelschwarz und meerblau, welche den Glanz durch die Feuchtigkeit des Blickes mildert und in gleichem Verhältniß in den Augen der Frau die Zartheit der Seele mit der Energie der Leidenschaft gepaart zeigt, jener himmlischen Farbe, welche die Augen der Frauen in Asien und Italien von dem brennenden Feuer ihrer Sonne und dem heiteren Azur ihres Himmels, ihres Meeres und ihrer Nacht entlehnen. Ihre Wangen waren voll, rund, von festen Conturen, aber von etwas bleicher, und durch das Klima ein wenig gebräunter Färbung, nicht von der kränklichen Bläße des Nordens, sondern von jener gesunden Weiße des Südens, welche der Farbe des seit Jahrhunderten der Luft und den Wellen bloßgestellten Marmors gleicht. Der Mund, dessen Lippen geöffneter und dicker waren, als bei den Frauen unserer Himmelsstriche, legte sich in den Falten der Unschuld und Güte. Die kurzen, aber glänzenden Zähne leuchteten im flackernden Lichte der Fackel wie offene Perlenmuscheln am Ufer des Meeres unter von der Sonne beschienenem Mohr.

Während sie mit ihrem kleinen Bruder sprach, tönten ihre lebhaften, ein wenig rauhen und scharf betonten Worte, deren Hälfte von dem Seewind fortgetragen wurde, wie eine Musik in unsere Ohren. Ihre Physiognomie, die so beweglich war, als die Strahlen der Fackel, welche sie beleuchtete, ging in einer Minute vom Staunen zum Schrecken, vom Schrecken

zur Heiterkeit, von der Zärtlichkeit zum Lachen über; dann erblickte sie uns hinter dem Stamm des starken Feigenbaums, verlegen zog sie sich vom Fenster zurück, ihre Hand ließ den Laden frei, welcher an die Mauer schlug; sie nahm sich nur die Zeit, ihre Großmutter zu wecken und sich halb anzukleiden, dann öffnete sie uns die Thüre unter den Arkaden und umarmte tief bewegt ihren Großvater und ihren Bruder.

13.

Die alte Großmutter zeigte sich bald mit einer Lampe von rother Erde in der Hand, welche ihr mageres und blasses Gesicht und ihre Haare erleuchtete, die so weiß waren, als die Wollflocken, die auf dem Tische um ihren Rocken herum flatterten. Sie küßte die Hand ihres Gemahls und die Stirne des Kindes. Die ganze Erzählung, welche diese Linien enthalten, wurde in einigen Worten und Geberden zwischen den Mitgliedern dieser armen Familie ausgetauscht. Wir hörten nicht Alles. Wir hielten uns ein wenig in der Entfernung, um den freien Herzenserguß unserer Wirthe nicht zu stören. Sie waren arm; wir waren fremd; wir schuldeten ihnen Achtung; unsere zurückhaltende Stellung am untersten Platz bei der Thüre bezeugte sie ihnen stillschweigend.

Graziella warf von Zeit zu Zeit einen erstaunten Blick, wie Einer, der aus einem tiefen Traume erwacht, auf uns. Als der Vater mit seiner Erzählung fertig war, fiel die alte Mutter bei dem Heerde auf die Kniee nieder; Graziella, welche auf die Terrasse ging, brachte einen Zweig Rosmarin und einige Orangenblüten mit ihren breiten weißen Sternen zurück; sie nahm einen Stuhl, befestigte das Bouquet mit langen aus ihren Haaren gezogenen Stecknadeln vor einer kleinen verräucherten Statue der heiligen Jungfrau, welche über der Thüre stand und vor welcher eine Lampe brannte. Wir verstanden, daß dieses eine Danksagung bei ihrer göttlichen Be-

schützerin für die Rettung ihres Großvaters und ihres Bruders sei, und verbanden unsern Dank mit dem ihrigen.

14.

Das Innere des Hauses war ebenso nackt und ebenso dem Felsen ähnlich als das Aeußere. Man erblickte darin nur die ungetünchten und nur mit ein wenig Kalk geweißten Wände. Die vom Licht aufgeweckten Eidechsen glitten und summten in den Ritzen der Steine unter den Blättern des Farnkrautes, welche den Kindern zum Lager dienten. Die Neste der Schwalben, deren kleine schwarze Köpfe man hervorstechen und deren unruhige Augen man erglänzen sah, waren an den mit Rinde überzogenen Balken, welche das Dach bildeten, angebracht. Graziella und ihre Großmutter schliefen mit einander in dem zweiten Zimmer in dem einzigen Bett, das mit Stücken alter Segel bedeckt war. Fruchtkörbe und der Saumsattel eines Maulthieres bedeckten den Fußboden.

Der Fischer wandte sich mit einer Art von Scham zu uns, indem er uns mit seiner Hand die Nacktheit seiner Wohnung zeigte; dann führte er uns auf die Terrasse, jenen Ehrenplatz im Orient und im südlichen Italien. Mit Hülfe des Kindes und Graziella's machte er eine Art von Hütte, indem er ein Ende unserer Ruder auf die Brustwehr der Terrasse stützte, das andere auf den Boden legte. Er bedeckte dieses Dach mit einem Dutzend frisch in dem Gebirge geschnittener Kastanienzweige, breitete darauf einige Bündel von Farnkraut aus, brachte uns zwei Stücke Brod, frisches Wasser und Feigen, und lud uns zum Schlafen ein.

Die Strapazen und Aufregungen des Tages ließen uns lang und tief schlafen. Als wir erwachten, zwitscherten die Schwalben bereits um unser Lager, indem sie über der Terrasse hinflogen, um die Brodsamen unseres Abendessens zu holen; und die Sonne, welche schon hoch am Himmel stand,

erwärmte wie einen Ofen die Reisigbündel, welche uns zum Dache dienten.

Wir blieben lange auf unserm Farnkraut liegen in jenem Zustand des Halbwachens, welcher den geistigen Menschen fühlen und denken läßt, bevor der sinnliche Mensch den Muth hat, sich zu erheben und zu handeln. Wir wechselten einige unartikulirte Worte, von langem Stillschweigen und Rückfall in das Traumleben unterbrochen. Der Fischfang des gestrigen Abends, die unter unseren Füßen schaukelnde Barke, das tobende Meer, die unnahbaren Felsen, die Gestalt von Graziella zwischen zwei Läden beim Schein der Pechfackel; alle diese Bilder durchkreuzten, verwirrten und vermengten sich in dieses Traumleben.

Aus diesem Schlaftaumel wurden wir durch das Schluchzen und durch die Vorwürfe der alten Großmutter, welche mit ihrem Manne im Hause sprach, aufgeweckt. Das Kamin, dessen Oeffnung die Terrasse durchbrach, brachte ihre Stimme und einige Worte bis zu uns. Das arme Weib klagte über den Verlust der Krüge, des Ankers, des beinahe neuen Tauwerkes, vor Allem der von ihr gesponnenen und von ihrem eigenen Hanfe gewobenen Segel, die wir ins Meer zu werfen, um unser Leben zu retten, die Grausamkeit gehabt hatten.

„Was hattest Du auch gedacht“, sagte sie zu dem niedergeschlagenen und stummen Alten, „diese beiden Fremden, diese beiden Franzosen mit Dir zu nehmen? Wußtest Du denn nicht, daß sie Heiden (pagani) sind, und daß das Unglück und der Fluch der Gottlosigkeit in ihrem Gefolge ist? Die Heiligen haben Dich gestraft. Sie haben uns unsern Reichthum entzogen; danke ihnen noch dafür, daß sie uns nicht unsere Seele geraubt haben.“

Der arme Mann wußte nicht, was er antworten sollte. Aber Graziella empörte sich gegen die Ungerechtigkett dieser Vorwürfe mit dem Ansehen und der Ungeduld eines Kindes,

dem seine Großmutter Alles erlaubte, und nahm die Partei des Greisen:

„Wer hat Euch denn gesagt, daß diese Fremden Heiden sind?“ erwiderte sie ihrer Großmutter. „Haben denn die Heiden ein so mitleidiges Aussehen für die armen Leute? Machen die Heiden das Zeichen des Kreuzes wie wir vor den Bildern der Heiligen? Ich kann Euch aber sagen, daß gestern Abend, als Ihr auf die Kniee fielet, um Gott zu danken, und als ich das Bouquet an das Bild der Madonna heftete, ich sie das Haupt senken sah, als ob sie beten würden, daß sie das Zeichen des Kreuzes auf ihrer Brust machten, ja ich sah sogar in den Augen des Jüngeren eine Thräne glänzen und auf seine Hand fallen.“ — „Das war ein Tropfen Meerwassers, welcher von seinen Haaren fiel“, antwortete das alte Weib mit Bitterkeit. — „Und ich sage Euch, daß es eine Thräne war“, erwiderte Graziella zornig. „Der stürmische Wind hatte wohl Zeit gehabt, ihre Haare vom Ufer an bis zum Gipfel des Felsen zu trocknen. Aber der Wind trocknet nicht das Herz. Darum wiederhole ich es Euch, daß sie Wasser in den Augen hatten.“ Wir sahen, daß wir eine allgewaltige Beschützerin im Hause haben, denn die Großmutter antwortete nicht und murrte nicht mehr.

15.

Wir beeilten uns hinabzusteigen, um der armen Familie für die Gastfreundschaft zu danken, welche wir genossen hatten. Wir fanden den Fischer, die alte Großmutter, Beppo, Graziella und selbst die kleinen Kinder, wie sie sich eben anschickten, ans Ufer hinabzugehen, um die am Abend zuvor verlassene Barke zu besichtigen und zu untersuchen, ob sie hinreichend gegen den Sturm geschützt sei, denn das Unwetter dauerte noch an. Wir gingen mit ihnen gesenkten Hauptes, schüchtern wie Fremde, welche die Veranlassung zu einem Unglück in

einer Familie gewesen sind, und welche nicht gewiß wissen, welche Gefühle man in ihr für sie hegt.

Der Schiffer und seine Frau gingen uns um einige Stufen voran; Graziella, welche einen ihrer Brüder an der Hand führte und den andern auf dem Arm trug, ging hinter uns. Wir folgten stillschweigend nach. Bei der letzten Wendung einer Stufe, von welcher aus man die Klippen sieht, welche uns noch ein Felsenvorsprung verbarg, hörten wir einen Ruf des Schmerzens zugleich aus dem Mund des Fischers und dem seiner Frau dringen. Wir sahen, wie sie ihre nackten Hände zum Himmel erhoben, mit ihren Händen in der Verzweiflung convulsivisch rangen, mit der Faust gegen die Stirne und die Augen schlugen, und sich Büschel ihrer weißen Haare ausrissen, welche der Windeswirbel gegen die Felsen fortbewegte.

Graziella und die kleinen Kinder stimmten bald in diese Klagen ein. Alle stürzten sich wie Wahnsinnige über die letzten Stufen der Treppe zu den Klippen, drangen bis in die Schaumflocken vor, welche die ungeheuren Wellen ans Land jagten, und fielen auf dem Gestade, die Einen auf die Kniee, die Anderen auf den Rücken, die alte Frau mit den Händen vor dem Gesicht und den Kopf im nassen Sande, nieder.

Wir betrachteten diese Scene der Verzweiflung vom letzten kleinen Vorgebirge aus, ohne die Kraft zum Weitergehen oder zum Zurückgehen zu besitzen. Die am Felsen angebundene Barke, welche am Hintertheile keinen Anker gehabt hatte, um sie festzuhalten, ward während der Nacht von den Wogen gehoben und an den Spitzen der Klippen, welche sie hätten schützen sollen, zerschellt. Die Hälfte des armen Fahrzeuges hing noch mittelst des Seils am Felsen, wo wir es am Abend zuvor befestigt hatten; es kämpfte hier mit einem dumpfen Geräusch wie das der Stimmen untergehender Menschen, die in verzweifelndem Aechzen versinken, mit den Wellen.

Die andern Theile der Barke, der Schnabel, der Mast,

die Rippen und die bemalten Planken waren wie Glieder von im Kampfe mit den Wölfen zerrissenen Menschen hie und da auf dem Sande zerstreut. Als wir am Gestade ankamen, war der alte Schiffer beschäftigt, von einem dieser Ueberreste nach dem andern zu laufen. Er hob sie auf, betrachtete sie mit trockenen Augen, dann ließ er sie zu seinen Füßen wieder niederfallen, um weiter zu gehen. Graziella weinte, am Boden sitzend, den Kopf in ihre Schürze verhüllt. Die Kinder, mit nackten Beinen im Meer, liefen mit Schreien nach den Resten der Barke, welche sie nach dem Ufer hin zu leiten bemüht waren.

Die alte Frau hörte nicht auf zu seufzen und unter ihrem Seufzen zu reden. Wir verstanden nur verworrene Töne und Stücke von Klagen, welche die Luft durchschnitten und uns das Herz zerrissen. „O wildes Meer! taubes Meer! Meer schlimmer als die Geister der Hölle! Meer ohne Herz und ohne Ehre!“ rief sie mit einem ganzen Wörterbuch von Schimpfworten, während sie den Wellen mit der geballten Faust drohte: „warum hast Du uns nicht auch weggenommen? uns Alle? da Du uns unsern Verdienst genommen hast? Da, da, da! Nimm mich wenigstens in Stücken, da Du mich nicht ganz hast nehmen wollen!“

Und bei diesen Worten stand sie auf und warf mit Stücken von ihrer Kleidung Büschel ihrer Haare in das Meer. Sie schlug die Wellen, trappelte in den Schaum umher, ging abwechselnd von dem Zorn zur Klage und von Convulsionen zur Rührung über, stützte ihre Stirn mit ihren Händen und betrachtete unter Weinen die losgerissenen und gegen die Klippe schlagenden Bretter: „Arme Barke!“ rief sie, als ob diese Trümmer der Leichnam eines kaum erst im Tode erkalteten Geliebten gewesen wären; „ist dies das Loos, welches wir Dir schuldig waren? Sollten wir nicht Alle mit Dir umkommen? Zusammen untergehen, wie wir gelebt hatten? Hier! in

Stücken, in Trümmern, in Staub; noch im Tode schreiend auf der Klippe, wo Du uns die ganze Nacht hindurch gerufen hast, und wo wir Dir hätten zur Hülfe eilen sollen! Was wirst Du von uns denken! Du hattest uns so treue Dienste geleistet und wir haben Dich verlassen, verrathen, ins Verderben gestürzt! Ja verderbt, hier, so nahe am Hause, im Bereiche der Stimme Deines Herrn! an das Ufer geworfen wie die Leiche eines treuen Hundes, welchen die Welle zu den Füßen seines Herrn, der ihn ertränkt hat, zurückwirft!"

Bald erstickten ihre Thränen ihre Stimme, bald fuhr sie mit einer Aufzählung aller einzelnen Vorzüge ihrer Barke und alles Geldes, was sie gekostet habe, und aller Erinnerungen, welche sich für sie an diese armen auf den Wogen schwimmenden Trümmer knüpften, fort: „Haben wir Dich darum nach dem letzten Thunfange so gut kalfatern und bemalen lassen? Hatte Dich darum mein armer Sohn, bevor er starb und mir diese drei Waisen hinterließ, mit so viel Sorgfalt und Liebe, fast nur mit seinen eigenen Händen, gebaut? Wenn ich die Körbe aus dem Raume nahm, erkannte ich im Holze die Schläge seines Beils und küßte sie in der Einnerung an ihn! Jetzt werden sie die Haifische und Krabben des Meeres küssen! An den Winterabenden hatte er selbst mit seinem Messer das Bild des heiligen Franziskus auf einem Brette geschnitzt und es an dem Hintertheile befestigt, um es gegen die Stürme zu schützen. O unbarmherziger Heiliger! Wie dankbar bezeugte er sich! Was hat er aus meinem Sohne, seiner Frau und der Barke gemacht, die er uns hinterlassen hatte, um damit den Unterhalt seiner armen Kinder zu verdienen? Wie beschützte er sich selbst, und wo ist sein Bild, dieses Spiel der Wogen?"

— „Mutter! Mutter!" rief eines der Kinder, indem es am Gestade, zwischen zwei Felsen, einen von einer Welle ans Ufer gespielte Trümmer der Barke aufhob, „hier ist der Hei-

lige!“ Die arme Frau vergaß ihren ganzen Ingrimm und alle ihre Verwünschungen und eilte, mit den Füßen im Wasser, auf das Kind zu, nahm das von ihrem Sohne geschnitzelte Brett und drückte es, während sie es mit Thränen bedeckte, an ihre Lippen. Dann setzte sie sich wieder nieder und sagte nichts mehr.

16.

Wir halfen Beppo und dem Alten, alle Stücke der Barke, eins nach dem andern zu sammeln, zogen den verstümmelten Kiel höher ans Ufer, machten einen Haufen aus diesen Trümmern, von denen einige Bretter und das Beschläge diesen armen Leuten noch nützlich sein konnten; rollten schwere Steine darüber, damit die Wogen, wenn sie heraufstiegen, diese theuren Ueberreste des Fahrzeuges nicht fortnehmen könnten, und stiegen traurig und weit hinter unseren Gastwirthen nach dem Hause hinauf. Das Fehlen eines Fahrzeuges und der Sturm auf dem Meere erlaubten uns nicht abzureisen.

Nachdem wir mit gesenktem Auge und ohne ein Wort zu sprechen, ein Stück Brod und die Ziegenmilch zu uns genommen hatten, welche uns Graziella nahe zu der Quelle, unter den Feigenbaum, brachte, überließen wir das Haus seinem Schmerze und gingen unter den hohen Rebenlauben und den Olivenbäumen auf und ab, womit die Hochebene der Insel bedeckt war.

17.

Wir sprachen nur wenig mit einander, mein Freund und ich, aber wir hatten beide denselben Gedanken und wählten instinktmäßig alle die Fußwege, welche zu der östlichen Spitze der Insel und zu der nächsten Stadt Procida führten. Einige Ziegenhirten und einige junge Mädchen in griechischem Kostüme, welchen wir mit ihren Oelkrügen auf dem Kopfe be=

gegneten, brachten uns mehrmals auf den rechten Weg zurück. Wir kamen endlich nach einer Stunde Wegs zu der Stadt.

— „Das ist ein trauriges Abenteuer“, sagte endlich mein Freund zu mir. — „Wir müssen es für diese braven Leute in Freude verkehren“, antwortete ich ihm. — „Ich dachte auch daran“, erwiderte er, während er in seinem ledernen Gürtel eine gute Anzahl von Gold-Zechinen rollen ließ. — „Und ich auch; aber ich habe nur fünf oder sechs Zechinen in meiner Börse. Da ich aber die Hälfte der Schuld getragen habe, muß ich auch an dem Ersatz die Hälfte tragen.“ — „Ich bin der Reichere von uns“, sagte mein Freund, „ich habe bei einem Banquier von Neapel Kredit. Ich will Alles vorstrecken und wir wollen dann schon in Frankreich mit einander abrechnen.“

18.

Unter diesem Gespräche stiegen wir langsam die abschüssigen Straßen in Procida hinunter, kamen bald zu der Marine (so heißt man im Archipel und an den italienischen Küsten den Strand in der Nähe der Rhede oder des Hafens). Das Gestade war mit Barken von Ischia, Procida und Neapel bedeckt, welche der Sturm des gestrigen Abends genöthigt hatte, in seinen Gewässern Zuflucht zu suchen. Die Seeleute und Fischer schliefen in der Sonne, beim abnehmenden Toben der Wogen, oder redeten, während sie am Molo gruppenweise bei einander saßen. Nach unserer Kleidung und nach der rothen wollenen Mütze, welche unsere Haare bedeckte, hielten sie uns für junge Matrosen von Toskana oder Genua, welche eine Brigg, die Wein oder Oel in Ischia hole, nach Procida gebracht habe.

Wir durchliefen die Marine, indem wir mit den Augen eine solide und gut aufgetackelte Barke suchten, welche von zwei Ruderern leicht regiert werden könnte, und deren Größe und Form sich so viel als möglich derjenigen nähern würde,

welche wir verloren hatten. Es wurde uns nicht schwer, eine solche zu finden. Sie gehörte einem reichen Fischer der Insel, welcher deren noch mehre andere besaß. Diese lief erst seit wenigen Monaten im Wasser. Wir gingen zu dem Eigenthümer, dessen Haus uns von den Kindern am Hafen gezeigt wurde.

Dieser Mann war heiter, gemüthlich und gut, die Erzählung, welche wir ihm vom Unglück der Nacht und von der Niedergeschlagenheit seines armen Compatrioten von Procida machten, rührte ihn. Er verlor zwar keinen Piaster von dem Preise seines Fahrzeuges, aber er übertrieb auch nicht die Forderung, und wir wurden um zweiunddreißig Goldzechinen des Handels einig, welche mein Freund ihm baar ausbezahlte. Mittelst dieser Summe gehörte das Schiff, nebst einer ganz neuen Ausrüstung, mit Segeln, Krügen, Tauwerk und eisernem Anker uns.

Wir vervollständigten sogar noch die Ausrüstung, indem wir in einem Laden am Hafen zwei Kapotten von brauner Wolle, eine für den Alten, die andere für das Kind kauften; wir legten noch Netze verschiedener Art, Fischkörbe und einige grobe Haushaltungsgeräthe dazu, wie sie die Frauen brauchen. Wir kamen mit dem Verkäufer der Barke überein, daß wir ihm am kommenden Tage noch drei Zechinen mehr bezahlen würden, wenn das Fahrzeug noch am selben Tage an den Punkt der Küste, welchen wir ihm bezeichneten, geführt würde. Da der Sturm nachließ und da der höher gelegene Boden der Insel das Meer etwas gegen den Wind von dieser Seite her schützte, ging er die Sache ein, und wir kehrten zu Land in das Haus des Andreas zurück.

19.

Wir legten den Weg langsam zurück, setzten uns unter alle Bäume, im Schatten jeder Weinrebe, redeten, trräumten,

kauften allen jungen Mädchen von Procida die Körbe mit Feigen, Trauben und Mispeln ab, welche sie trugen, und ließen den Stunden Zeit hinzustreichen. Als wir vom Gipfel eines Vorgebirges aus unser Fahrzeug sahen, welches verstohlen unter dem Schatten des Gestades hingleitete, beeilten wir uns, um zu gleicher Zeit mit den Ruderern einzutreffen. Man hörte weder Stimmen noch Schritte in dem kleinen Hause und den es umgebenden Weinbergen. Zwei schöne Tauben mit breiten befiederten Füßen und weißen, schwarz getigerten Flügeln, die auf der Brustwehrmauer der Terrasse Maiskörner aufpickten, waren das einzige Lebenszeichen, welches sich im Hause kundgab. Wir stiegen leise auf das Dach und fanden hier die ganze Familie in tiefem Schlaf. Alle, mit Ausnahme der Kinder, deren hübsche Köpfe neben einander auf dem Arm von Graziella ruhten, schliefen in der Lage der durch den Schmerz hervorgerufenen Abspannung.

Die alte Großmutter hatte den Kopf auf die Kniee gesenkt und ihr gepreßter Athem schien noch zu schluchzen. Der Vater lag auf dem Rücken, die Arme gekreuzt, der Sonne ganz ausgesetzt. Die Schwalben berührten auf ihrem Fluge seine grauen Haare und die Fliegen bedeckten seine schweißtriefende Stirne; zwei tiefe, bis zu seinem Munde sich hinschlängelnde Furchen verriethen, daß seine Manneskraft sich gebrochen habe und er in Thränen eingeschlafen sei.

Dieser Anblick zerriß uns das Herz. Der Gedanke an das Glück, welches wir diesen armen Leuten bereiten wollten, tröstete uns. Wir weckten sie auf; legten zu den Füßen von Graziella und von ihren kleinen Brüdern, auf den Boden des Daches, das frische Brod, den Käse, die eingesalzenen Eßwaaren, die Trauben, Orangen und Feigen, welche wir auf dem Wege gekauft hatten. Das junge Mädchen und die Kinder wagten inmitten dieses Regens des Ueberflusses, welcher wie vom Himmel auf sie niederfiel, nicht aufzustehen. Der

Vater dankte uns für seine Familie. Die Großmutter betrachtete alles dieses mit glanzlosem Auge; der Ausdruck ihrer Physiognomie näherte sich mehr dem Zorn als der Gleichgültigkeit.

— „Auf, Andreas“, sagte mein Freund zu dem Alten, „der Mensch darf nicht zweimal das beweinen, was er mit Arbeit und Muth wieder ersetzen kann. Es gibt Bretter im Wald und Segel im Hanf, welcher wieder aufsprießt. Nur das Leben des Mannes nützt der Schmerz ab, ohne daß es wieder aufsprießen würde. Ein Thränentag verzehrt mehr Kräfte als ein Jahr der Arbeit. Kommt mit uns, mit Eurer Frau und Euren Kindern herunter. Wir sind Euere Matrosen; wir wollen Euch helfen, diesen Abend in den Hof die Ueberreste unseres Schiffbruchs heraufzubringen. Ihr könnet daraus Verschläge, Betten, Tische und Möbel für die Familie machen. Das wird Euch einmal Freude machen, ruhig in Euerem Alter unter diesen Brettern zu schlafen, welche Euch so lange auf der See gewiegt haben. — „Möchten sie nur Särge für uns geben“, murmelte leise die Großmutter.

20.

Doch sie standen auf und folgten uns Alle, indem sie langsam die Stufen des Gestades hinabstiegen; man sah aber, daß der Anblick des Meeres und der Wellenschlag ihnen Schmerz verursachten. Ich will es nicht versuchen, die Ueberraschung und Freude dieser armen Leute zu beschreiben, als sie von der letzten Stufe der Treppe aus das schöne, neue, in der Sonne glänzende, neben den Trümmern des alten ans Ufer gezogene Fahrzeug erblickten, und mein Freund ihnen sagte: „das gehört Euch!“ Sie sanken alle, wie von Einem Freudenblitze gerührt, Jeder auf der Stufe, wo er gerade stand, auf die Kniee, um Gott zu danken, ehe sie Worte fanden, um uns ihren Dank auszudrücken. Doch ihr Glück dankte uns genug.

Sie erhoben sich bei der Stimme meines Freundes, welcher

ihnen rief, und eilten ihm zu der Barke nach. Anfangs umgingen sie dieselbe in achtungsvoller Entfernung, als hätten sie gefürchtet, es möchte eine bloße Täuschung sein, und sich ebenso schnell und geheimnißvoll wieder entfernen. Dann gingen sie näher darauf zu und berührten sie, indem sie die Hand, welche sie berührt hatte, zu ihrer Stirne und ihren Lippen brachten. Endlich stießen sie ein Geschrei der Bewunderung und der Freude aus, reichten einander von der alten Frau bis zu den kleinen Kindern die Hände und tanzten um die Nußschale her.

21.

Beppo war der Erste, der hineinstieg. Auf dem kleinen Halbverdeck des Hintertheiles stehend, zog er die ganze Ausrüstung, womit wir den Verschlag versehen hatten, der Reihe nach heraus: den Anker, das Tauwerk, die vierhenkeligen Krüge, die schönen neuen Segel, die Körbe und die Kapotten mit weiten Aermeln; er ließ den Anker klingen, schwenkte die Ruderbündel über seinem Kopfe und faltete das Segel, befühlte zwischen seinen Fingern die rauhe Wolle der Mäntel, und zeigte alle diese Reichthümer seinem Großvater, seiner Großmutter uud seiner Schwester mit Freudengeschrei und Strampfen der Füße. Der Vater, die Großmutter und Graziella weinten, während sie bald die Barke, bald uns ansahen.

Die Seeleute, welche die Barke herbeigeführt hatten, und hinter den Felsen versteckt waren, weinten auch. Jedermann segnete uns. Graziella, die in ihrer Dankbarkeit am Ernstesten war, näherte sich gesenkten Hauptes ihrer Großmutter, und ich hörte, wie sie, während sie mit den Fingern auf uns deutete, murmelte: „Ihr sagtet, das seien Heiden, und wenn ich Euch sagte, daß das eher Engel sein könnten: wer von uns Beiden hatte Recht?“

Die alte Frau warf sich zu unsern Füßen und bat uns

wegen ihres Verdachtes um Verzeihung. Seit dieser Stunde liebte sie uns fast so sehr als ihre Enkelin oder Beppo.

22.

Wir verabschiedeten uns von den Seeleuten von Procida, nachdem wir ihnen den ausgemachten Preis von drei Zechinen bezahlt hatten. Jedes von uns nahm eines der Ausrüstungsgegenstände, mit denen der Verschlag überfüllt war, und trug statt der Trümmer ihres Vermögens alle diese Reichthümer der glücklichen Familie zum Hause hinauf. Nach dem Abendessen nahm Beppo beim Lampenschein vom Kopfende des Bettes seiner Großmutter das Stück des zerbrochenen Brettes, auf welches das Bild des heiligen Franziskus von seinem Vater ausgeschnitzt worden war. Er kantete es mit einer Säge ab, reinigte es mit seinem Messer, polirte und malte es neu. Er nahm sich vor, es am andern Morgen in das innere Ende des Schiffschnabels einzulassen, um in der neuen Barke Etwas von der alten zu haben. So pflegten die Völker des Alterthums, wenn sie einen Tempel auf den Grund und Boden eines andern aufführten, in den Bau des neuen Gebäudes die Materialien oder wenigstens eine Säule des alten zu verwenden, damit etwas Altes und Geheiligtes in dem modernen sei, und damit die Erinnerung, wenn auch an das Abgenutzte und Grobe ihren Cultus und Zauber für das Herz unter den Meisterwerken des neuen Heiligthums hätte. Der Mensch ist überall derselbe. Seine fühlende Natur hat überall dieselben Instinkte, handle es sich nun vom Pantheon oder der Peterskirche in Rom, oder von einer elenden Schifferbarke auf einer Klippe von Procida.

23.

Diese Nacht war vielleicht die glücklichste unter allen, welche die Vorsehung diesem Hause zugedacht hatte, seitdem

es sich über dem Felsen erhob, bis es in Staub zurücksinkt. Wir schliefen unter den Windstößen und den Olivenbäumen, beim Geräusch der Wogen am Gestade und den Streiflichtern des Mondes auf unserer Terrasse ein. Bei unserem Erwachen war der Himmel rein gekehrt wie ein polirter Krystall, das Meer dunkel und von Schaum bedeckt, als ob das Wasser vor Anstrengung und Ermüdung geschwitzt hätte; aber der Wind, noch wüthender, brauste immer fort; der weiße Staub, welchen die Wellen über die Spitze des misenischen Vorgebirgs aufhäuften, erhob sich noch höher als am Tage zuvor und überschwemmte die ganze Küste von Cumä mit einer Ebbe und Flut von glänzendem Nebel, welcher fortwährend aufstieg und zurückfiel. Man bemerkte auf dem Golf von Gaëta und dem von Bajä keine Segel. Die Meerschwalben peitschten den Schaum mit ihren weißen Flügeln, dieser einzige Vogel, welcher sein Element im Sturme hat und welcher während der Schiffbrüche vor Freude schreit, wie jene verfluchten Bewohner der Todtenbai, deren Beute die untergehenden Schiffe sind.

Wir empfanden, ohne es uns einzugestehen, eine heimliche Freude darüber, in das Haus und den Weinberg des Fischers durch den Sturm gebannt zu sein. Das gönnte uns Zeit, um unsere Lage ganz zu genießen und uns an dem Glücke dieser armen Familie, an welche wir uns wie Kinder anschlossen, zu erfreuen.

Der Wind und das stürmische Meer hielten uns hier neun volle Tage zurück. Wir hätten gewünscht, vor Allem ich, daß der Sturm nie endige, und daß eine unfreiwillige, höhere Nothwendigkeit uns Jahre hindurch da zubringen lasse, wo wir uns so gefangen und so glücklich fühlten. Unsere Tage verstrichen gleichwohl sehr unmerklich und einförmig. Nichts beweist mehr, wie wenig das Herz zum Glücke bedarf, wenn es jung ist und an Allem sich ergötzt. So erhalten und er-

neuern das Leben des Körpers die einfachsten Nahrungsmittel, wenn der Appetit sie würzt und die Organe frisch und gesund sind ...

24.

Wir erwachten beim Gezwitscher der Schwalben, welche an unser Laublager auf der Terrasse, wo wir geschlafen hatten, streiften; wir hörten die kindliche Stimme von Graziella, welche halblaut im Weinberge sang, um den Schlaf der beiden Fremden nicht zu stören; wir stiegen eilig zum Gestade hinab, um uns in das Meer unterzutauchen und einige Minuten in einem kleinen Schlupfhafen zu schwimmen, dessen feiner Sand durch das durchsichtige tiefe Wasser glänzte, und in welchen die Bewegung und der Schaum der hohen See nicht drangen; wir stiegen langsam zum Hause zurück, während wir unsere im Bad genäßten Haare und Schultern in der Sonne trockneten und erwärmten; frühstückten im Weinberge ein Stück Brod und Büffelkäse, welches uns das junge Mädchen brachte und mit uns brach; tranken reines und frisches Wasser aus der Quelle, das sie selbst in einem kleinen länglichen irdenen Kruge schöpfte und erröthend auf ihrem Arme neigte, während sich unsere Lippen an die Mündung hefteten; halfen dann der Familie in den tausend kleinen ländlichen Arbeiten im Hause und Garten; richteten die Wände der Einfassungsmauer auf, welche den Weinberg umgab und die Terrassen trug; schafften die großen Steine weg, welche während des Winters von diesen Mauern auf die jungen Pflanzen des Weinberges gefallen waren und die geringe Pflege störten, welche man den Reben angedeihen lassen konnte; trugen die großen, gelben Kürbisse, von denen ein jeder eine volle Last für einen Menschen bildete, in den Keller, schnitten ihre Ranken ab, welche den Boden mit ihren langen Blättern bedeckten und die Füße in ihr Netz verwickelten, zogen zwischen

jeder Rebenreihe unter den hohen Weingängen eine kleine Furche in der trockenen Erde, damit sich hier das Regenwasser von selbst ansammle und sie länger tränke; gruben in derselben Absicht trichterförmige Löcher am Fuße der Feigen- und Citronenbäume, und verbrachten so unsere Vormittage bis zu der Stunde, wo die Sonne ihre senkrechten Strahlen auf das Dach, den Garten und den Hof herabsenkte, und uns zwang, in den Weinlauben Schutz zu suchen. Die Durchsichtigkeit und die Lichtreflexe der Rebenblätter färbten hier die beweglichen Schatten mit warmen, etwas vergoldeten Farben.

Achtes Buch.

1.

Graziella kehrte dann in das Haus zurück, um neben ihrer Großmutter zu spinnen oder um das Mittagessen zu bereiten. Der alte Fischer und Beppo brachten den ganzen Tag am Gestade des Meeres zu, um die neue Barke zu stauen, die Vervollkommnungen anzubringen, welche ihnen ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrem neuen Eigenthum eingab, und um die Netze im ruhigen, vor den Klippen geschützten Wasser zu versuchen. Sie brachten uns immer zum Mittagsmahl einige Krabben oder Seeaale mit, deren Schuppen glänzender waren als frisch geschmolzenes Blei. Die Alte ließ sie in Olivenöl braten. Die Familie bewahrte ihr Oel nach der Landessitte in einer kleinen, neben dem Hause in den Felsen ausgehöhlten und mit einem großen Stein, in welchen ein großer Ring eingelassen war, geschlossenen Grube auf. Einige gleichfalls gebratene und in Stücke zerschnittene Gurken und ein paar frische, vom salzigen Meerwasser gewürzte, Miesmuscheln ähnliche, Schalthiere, welche man dort Frutti di mare nennt, bildeten für uns dieses frugale Mittagsmahl, das kräftigste und Hauptmahl des Tages. Lange, gelbe, am Morgen von Graziella abgeschnittene, an ihren Stielen und unter ihren Blättern gelassene und auf flachen Weidenkörbchen aufgetragene Muskatellertrauben bildeten das Dessert. Ein paar grüne, rohe, in Pfeffer getauchte Fenchelzweige, deren Anisduft die Lippen parfümirt und den Magen erfrischt, vertraten bei uns, nach der Sitte der Schiffsleute und des Landvolkes von Nea-

pel, die Stelle der Liqueure und des Kaffee's. Nach dem Mittagessen suchte mein Freund und ich einen schattenreichen, kühlen Platz auf dem Gipfel der Klippe aus, wo wir das Meer und die Küste von Bajä vor uns hatten, und verbrachten hier die schwülste Tageszeit mit Sehen, Träumen und Lesen, bis gegen vier oder fünf Uhr Nachmittags.

2.

Wir hatten nur drei einzelne Bände aus den Wellen gerettet, weil sich diese nicht in unserem Matrosenbündel befanden, als wir es ins Meer warfen, nämlich ein kleiner italienischer Band von Ugo Foscolo, betitelt: Briefe von Jacopo Ortis, eine Art von halb politischem, halb romaneskem Werther, in welchem sich die Liebe zur Freiheit seines Landes im Herzen eines jungen Italieners mit der Liebe zu einer jungen Venetianerin vermengt. Der durch dieses doppelte Feuer des Liebenden und des Bürgers genährte zweifache Enthusiasmus entzündet in dem Herzen von Ortis ein Feuer, dessen, für einen kränklichen Gefühlsmenschen zu heftigen, Anfälle mit dem Selbstmorde enden. Dieses Buch, eine wörtliche, aber bemalte und glänzende Copie von Göthe's Werther befand sich damals in den Händen aller jungen Leute, welche, wie wir, in ihrer Seele diesen doppelten Traum derer, welche etwas Großes zu träumen würdig sind, nähren: — die Liebe und die Freiheit.

3.

Die Polizei von Buonaparte und Murat ächtete umsonst den Verfasser und seine Schrift. Der Verfasser hatte zur Zufluchtsstätte das Herz aller italienischen Patrioten und aller Liberalen Europa's. Die Schrift hatte zum Heiligthum die Brust junger Leute, wie wir; wir verbargen sie hier, um ihre Grundsätze einzuathmen. Von den beiden anderen Bänden,

welche wir gerettet hatten, war der eine Paul und Virginie von Bernardin de Saint-Pierre, dieses Handbuch naiver Liebe; ein Buch, welches ein der Geschichte des menschlichen Herzens entrissenes, ganz rein erhaltenes und von Thränen, welche für sechzehnjährige Augen ansteckend sind, genetztes Blatt aus der Kindheit der Welt zu sein scheint.

Das andere ein Band von Tacitus, Blätter von Ausschweifungen, Schmach und Blut befleckt, aber auf denen eine stoische Tugend und die anscheinende Kälte der Geschichtschreibung den Griffel führt, um denjenigen, welche es verstehen, den Haß der Tyrannei, die Allgewalt großer Aufopferung und den Durst nach edlem Tode einzuflößen.

Diese drei Bücher entsprechen zufällig den drei Gefühlen, welche von jener Zeit an, als wäre es ein Vorgefühl, unsere jungen Seelen bewegten: die Liebe, der Enthusiasmus für die Befreiung Italiens und Frankreichs und endlich die Leidenschaft für die politische Handlung und für die Bewegung großer Ereignisse, von denen uns Tacitus ein Bild vorhielt, und für welche er frühzeitig unsere Seelen in das Blut seines Griffels und in das Feuer antiker Tugend eintauchte. Wir lasen laut und abwechslungsweise einander vor, bald in Bewunderung, bald in Thränen, bald in Träume versunken. Wir unterbrachen dieses Lesen oft mit langem Stillschweigen und dem Austausch von Ausrufen, welche für uns der unmittelbare Commentar unserer Eindrücke waren und welche der Wind mit unseren Träumen hinwegtrug.

4.

Wir versetzten uns selbst in Gedanken in einige jener erdichteten oder wirklichen Lagen, welche der Dichter oder Geschichtschreiber für uns erzählt hatte. Wir bildeten uns ein Ideal von einem Liebenden oder Bürger, von verborgenem oder öffentlichem Leben, von Glück oder Tugend. Es machte uns

ein Vergnügen, jene großen Zeitereignisse, jene wunderbaren Zufälle revolutionärer Zeiten mit einander zu combiniren, wo die verborgensten Männer sich durch ihr Genie der Menge offenbaren und fast mit Namen gerufen werden, um die Tyrannei zu bekämpfen und die Nationen zu retten, sodann aber als Opfer der Unbeständigkeit und Undankbarkeit des Volkes von ihrer Zeit verkannt und von der Nachwelt gerächt, auf dem Schaffote sterben.

So heroisch immerhin eine Rolle sein mochte, unsere Seelen waren auf dem Niveau der Situationen. Wir hielten uns auf Alles gefaßt, und verwirklichte das Geschick eines Tages die großen Prüfungen nicht, in welche wir uns in Gedanken stürzten, so rächten wir uns zum Voraus an ihm mit Verachtung. Wir hatten in uns selbst diesen Trost starker Seelen: daß, wenn unser Leben nutzlos, alltäglich und verborgen blieb, es die Schuld des Glückes sei, welches uns im Stiche lasse, und daß nicht wir selbst das Glück ausgebeutet hätten!

5.

Wenn die Sonne unterzugehen anfing, machten wir uns auf lange Spaziergänge durch die Insel. Wir durchmaßen sie nach allen Richtungen. Wir gingen in die Stadt um Brod und die Gemüse, welche im Garten Andreas mangelten, einzukaufen. Zuweilen brachten wir ein wenig Tabak, dieses Opium des Seemannes, mit, welches ihn auf der See ermuthigt und auf dem Lande tröstet. Wir kehrten mit sinkender Nacht zurück, unsere Taschen und Hände mit diesen bescheidenen Geschenken angefüllt. Die Familie versammelte sich am Abend auf dem Dache, welches man in Neapel il astrico nennt, um dort die Stunden des Schlafes zu erwarten. Es gibt in den schönen Nächten dieses Himmelstriches nichts so Malerisches, als die Scene des Astrico.

Das niedrige, viereckige Landhaus gleicht einem antiken Piedestal, welcher lebende Gruppen und belebte Statuen trägt. Alle Hausbewohner steigen hinauf, bewegen sich oder setzen sich darauf in verschiedenen Stellungen; der Mondenschein oder die Strahlen der Lampe zeichnen und umgrenzen diese Profile auf dem blauen Hintergrunde des Firmamentes. Man sieht hier die alte Mutter spinnen, den Vater seine Schilfrohrpfeife mit dem gebrannten thönernen Kopfe rauchen, die jungen Bursche an die Brustwehr sich anlehnen und in lang gezogenen Noten jene Seemanns- oder ländliche Melodien singen, deren gedehnter oder zitternder Ton etwas von dem Klagelaut des durch die Wellen umhergeworfenen Holzes oder der schneidenden Vibration der Cicade im Sonnenscheine hat; die jungen Mädchen endlich mit ihren kurzen Röcken, nackten Füßen, ihren grünen, mit Gold oder Seide gestickten Kamisolen und ihren langen schwarzen, auf ihren Schultern flatternden Haaren, die von einem mit einer großen Schleife auf dem Wirbel geknüpften Tuche umhüllt sind, um sie vor dem Staube zu schützen.

Sie tanzen hier oft allein oder mit ihren Schwestern; die Eine hält eine Guitarre, die Andere erhebt ein von kupfernen Schellen umgebenes Tambourin über ihrem Haupte. Diese beiden Instrumente, das eine klagend und hell, das andere eintönig und dumpf, stimmen vortrefflich zusammen, um fast ohne alle Kunst die beiden abwechselnden Noten des menschlichen Herzens, die Trauer und die Freude, wiederzugeben. Man hört sie während der Sommernächte fast auf allen Dächern der Inseln oder der Campagna von Neapel, sogar auf den Barken; dieses luftige Concert, welches das Ohr von Gegend zu Gegend, vom Meere bis zum Gebirge begleitet, gleicht dem Summen eines weiteren Insektes, welches die Wärme unter diesem schönen Himmelsstriche erzeugt und zum Summen geschaffen hat. Dieses arme Geschöpf ist der Mensch,

der ein paar Tage lang vor Gott seine Jugend und seine Liebe besiegt und dann auf ewig verstummt. Ich konnte diese von den Astricos aus in den Lüften schwebenden Noten nie hören, ohne stille zu stehen und mein gepreßtes Herz vor innerlicher Freude oder übermächtiger Melancholie fast zerspringen zu fühlen.

6.

Von dieser Art waren auch die Stellungen, die musikalischen Klänge und Stimmen auf der Terrasse des Daches von Andrea. Graziella spielte die Guitarre und Beppino begleitete seine Schwester, indem er seine kleinen Kindesfinger auf dem kleinen Tambourin bewegte, welches ihn schon in der Wiege eingeschläfert hatte. Obgleich die Instrumente heiter und die Stellungen die der Freude waren, so klangen die Melodien doch traurig und die langsamen und wenigen Töne schlugen die eingeschlafenen Saiten des Herzens mächtig an.

Das ist überall die Art der Musik, wo sie nicht ein eitles Ohrenspiel ist, sondern der harmonische Seufzer der Leidenschaften, welcher durch die Stimme aus der Seele aufsteigt. Alle ihre Accente sind Seufzer, alle ihre Klänge sind thränenschwer. Kann man ja niemals das Herz des Menschen ein wenig stärker anschlagen, ohne daß Thränen aus ihm fließen; so thränenreich ist im Grunde die Natur! und so viele Hefen läßt das, was sie bewegt, auf unsere Lippen, und so viel Gewölke in unsere Augen steigen! . . .

7.

Selbst wenn das junge Mädchen auf unsere Bitten hin bescheiden aufstand, um beim Klang des von ihrem Bruder geschlagenen Tambourins die Tarantella zu tanzen, und wenn sie von der wirbelnden Bewegung dieses Nationaltanzes mit fortgerissen, mit anmuthig gehobenen Armen und mit den

Fingern das Klappern der Castagnetten nachahmend, und mit eiligem Schritt ihrer nackten Füße, welche wie die Regentropfen auf der Terrasse sich folgten, um sich selbst drehte, ja selbst dann lag in der Melodie, in den Stellungen und selbst in der Raserei dieses handelnden Deliriums ein Ausdruck von Ernst und Trauer, wie wenn alle Freude nur ein vorübergehender Wahn gewesen wäre, und wie wenn die Jugend und die Schönheit selbst, um einen Augenblick des Glücks zu erhaschen, sich bis zum Schwindel betäuben und bis zum Wahnsinn durch die Bewegung sich berauschen müßten!

8.

Häufiger unterhielten wir uns in ernstem Gespräch mit unsern Wirthen und ließen sie uns ihre Lebensgeschichte, ihre Sagen oder Familienerinnerungen erzählen. Jede Familie ist eine Geschichte und sogar ein Gedicht für den, welcher sie zu lesen versteht. Auch unsere Familie hatte ihren Adel, ihren Reichthum und ihre Würde in der fernen Vergangenheit.

Der Ahnherr Andrea's war ein griechischer Handelsmann auf der Insel Aegina gewesen. Da er von dem Pascha Athens wegen seiner Religion gedrückt wurde, hatte er eines Nachts seine Frau, seine Töchter, seine Söhne und sein Vermögen auf einem seiner Schiffe, welche er für den Handel besaß, eingeschifft. Er flüchtete nach Procida, wo er Handelsfreunde besaß, und wo die Bevölkerung mit ihm griechischer Abkunft war. Hier hatte er große Güter angekauft, von denen die kleine Meierei, wo wir uns befanden, und der auf dem Friedhofe der Stadt über einigen Grabhügeln eingegrabene Familienname die einzigen Ueberreste waren. Die Töchter waren als Nonnen im Kloster der Insel gestorben. Die Söhne hatten ihr ganzes Vermögen in den Stürmen, welche ihre Schiffe verschlungen hatten, verloren. Die Familie war herabgekommen; sie hatte sogar ihren schönen griechischen Namen

gegen einen verborgenen Fischernamen von Procida vertauscht. „Wenn ein Haus einstürzt, räumt man auch den letzten Stein ab," sagte Andrea zu uns. „Von Allem, was mein Ahnherr unter diesem Himmelsstrich sein nannte, sind mir nur noch meine beiden Ruder, die Barke, welche Sie mir zurückgegeben haben, diese Hütte, welche ihre Besitzer nicht ernähren kann, und die Gnade Gottes übrig geblieben."

9.

Die Mutter und das junge Mädchen baten uns, ihnen gleichfalls zu erzählen, wer wir seien, wo unsere Heimath liege, was unsere Eltern machen? Ob wir unsern Vater, unsere Mutter, Brüder, Schwestern, ein Haus, Feigenbäume, Weinstöcke besitzen? Warum wir so jung schon Alles dieses verlassen haben, um im neapolitanischen Golfe zu rudern, zu lesen, zu schreiben, in der Sonne zu träumen und auf der harten Erde zu schlafen? Wir mochten sagen, was wir wollten, wir konnten ihnen niemals begreiflich machen, daß dieses geschehen sei, um den Himmel und das Meer zu betrachten, um unsere Seele in der Sonne des Südens zu sonnen, um in uns unsere Jugend gähren zu fühlen, und um Eindrücke, Gefühle und Gedanken zu sammeln, welche wir vielleicht später zu Dichtungen faßten, wie die, welche sie in unsere Bücher geschrieben sahen, oder wie diejenigen, welche die neapolitanischen Improvisatoren am Sonntag Abend auf dem Molo oder in der Margellina den Seeleuten hersagten.

„Sie wollen mit mir spaßen," sagte Graziella zu uns, indem sie in ein Gelächter ausbrach; „Sie und Dichter; Ihre Haare sind ja nicht straubig, Ihre Augen nicht verstört, wie die Jener, welche man auf den Quais der Marine mit diesem Namen bezeichnet! Sie und Dichter! Und Sie können ja nicht einmal eine Note auf der Guitarre anschlagen! Womit wollen Sie denn die Gedichte begleiten, welche Sie machen wollen?"

Dann schüttelte sie den Kopf, verzog die Lippen schmollend, und ward ungeduldig darüber, daß wir ihr nicht die Wahrheit sagen wollten.

10.

Zuweilen durchzog ein böser Verdacht ihre Seele und gab ihren Blicken einen Ausdruck des Zweifels und der Furcht. Aber das dauerte nicht lange. Wir hörten, wie sie ganz leise zu ihrer Großmutter sagte: „Nein, das ist nicht möglich, das sind keine aus ihrem Lande wegen einer schlechten Handlung vertriebene Flüchtlinge. Sie sind zu jung und zu gut, um das Böse zu kennen.“ — Wir machten uns dann das Vergnügen, ihr einige entsetzliche Frevelthaten zu erzählen, für deren Urheber wir uns erklärten. Der Contrast unserer ruhigen und klaren Stirnen, unserer heiteren Augen, unserer lächelnden Lippen und unserer offenen Herzen mit den phantastischen Verbrechen, deren wir uns schuldig gaben, ließ sie und ihren Bruder laut auflachen, und beseitigte schnell alle Möglichkeit des Mißtrauens.

11.

Graziella fragte uns oft, was wir denn den ganzen Tag über in unsern Büchern lesen. Sie glaubte, das seien Gebetbücher, denn sie hatte nie Bücher gesehen, außer in der Kirche in der Hand der Gläubigen, welche lesen konnten und welche den heiligen Worten des Priesters nachlasen. Sie hielt uns für sehr fromm, weil wir ganze Tage damit zubrachten, geheimnißvolle Worte zu murmeln; nur verwunderte sie sich darüber, daß wir nicht Priester oder Eremiten in einem Seminar von Neapel oder in irgend einem Kloster auf den Inseln seien. Um sie zu enttäuschen, versuchten wir mehrmals, Stellen von Foscolo und einige schöne Fragmente unseres

Tacitus ihr vorzulesen, nachdem wir dieselben in die Vulgärsprache übersetzt hatten.

Wir dachten, daß diese patriotischen Seufzer des italienischen Verbannten und diese großen Tragödien des kaiserlichen Roms einen starken Eindruck auf unser naives Auditorium machen müßten, denn das Volk besitzt den Instinkt des Vaterlandes, das Gefühl des Heroismus und den Ueberblick des Drama. Was ihm im Gedächtniß bleibt, ist zumeist ein großer Fall und ein schöner Tod. Aber wir bemerkten schnell, daß diese auf uns so mächtig wirkenden Deklamationen und Scenen auf diese einfachen Gemüther keinen Einfluß ausüben. Das Gefühl der politischen Freiheit, der geistige Luxus der mit Muße Begabten steigt nicht so tief in das Volksleben herunter.

Diese armen Fischer begriffen nicht, warum Ortis verzweifelte und mit Selbstmord endigte, da er doch alle Genüsse des Lebens für sich haben konnte: spazieren gehen ohne Etwas zu thun, die Sonne anblicken, die Dame seines Herzens lieben, und an den grünen und fetten Ufern der Brenta beten. „Warum“, sagten sie, „soll man sich also mit Ideen abquälen, welche nicht bis in das Herz eindringen? Was kann ihm daran gelegen sein, ob Oesterreicher oder Franzosen in Mailand regieren? Er ist ein Narr, daß er sich um solche Dinge so abkümmert!“ Von da an wollten sie hievon nichts mehr hören.

12.

Was Tacitus betraf, so wollten sie noch weniger von ihm hören. Das Kaiserreich oder die Republik, diese Männer, welche sich tödteten, die Einen, um zu herrschen, die Andern, um die Knechtschaft nicht zu überleben, diese Verbrechen aus Herrschsucht, diese Tugenden aus Ruhmsucht, dieser Tod für die Nachwelt ließen sie kalt. Diese Gewitter der Geschichte brachen zu hoch über ihren Häuptern aus, als daß sie ihre

Herzen hätten ergreifen können. Sie erschienen ihnen wie ferne Gewitterstürme im Gebirge, welche man dahinrollen läßt, ohne sich um sie zu kümmern, weil sie nur auf die Anhöhen fallen, und die Segel des Schiffes und das Haus des Landmanns nicht erschüttern.

Tacitus ist nur für die Politiker oder für die Philosophen populär; er ist der Platon der Geschichte. Seine Gefühle sind für den gemeinen Mann zu raffinirt. Um ihn zu verstehen, muß man im Geräusch des öffentlichen Treibens, oder in den geheimnißvollen Intriguen der Höfe gelebt haben. Was bleibt von seinen Scenen übrig, wenn man die Freiheit, den Ehrgeiz und den Ruhm hinwegnimmt? Das sind die drei Hauptspieler in seinem Drama. Diese drei Leidenschaften sind aber dem Volke unbekannt, weil es Leidenschaften des Verstandes sind, während das Volk nur Leidenschaften des Herzens hat. Wir bemerkten dieses an der Kälte und an dem Staunen, welches diese Bruchstücke um uns her verbreiteten.

Wir versuchten alsdann an einem Abende Paul und Virginie zu lesen. Ich übersetzte ihnen das Buch im Lesen, denn ich hatte es schon so oft gelesen, daß ich es so zu sagen auswendig wußte. Da ich durch einen längern Aufenthalt in Italien mit der Sprache vertraut worden war, wurde es mir nicht schwer, den rechten Ausdruck zu finden, und die Worte flossen von meinen Lippen, als stammten sie aus meiner Muttersprache. Kaum hatte diese Lektüre begonnen, als die Physiognomien unseres kleinen Auditoriums wechselten und einen Ausdruck von Aufmerksamkeit und Sammlung, das gewisse Zeichen innerlicher Rührung, annahmen. Wir hatten die Note getroffen, welche gleichmäßig in der Seele aller Menschen, jedes Alters und jeden Standes tönt, die Note des Gefühls, die allgemeine Note, diejenige, welche in einem einzigen Tone die ewige Wahrheit der Kunst in sich schließt: die Natur, die Liebe und Gott.

13.

Ich hatte kaum erst einige Seiten vorgelesen, als bereits die alten Leute, das Mädchen, der Knabe, kurz Alle ihre Stellung verändert hatten. Der Fischer, den Ellbogen auf sein Knie gestützt und das Ohr nach mir zu geneigt, vergaß den Rauch seiner Pfeife einzuziehen. Die alte Großmutter, welche mir gegenüber saß, hielt ihre beiden verschlungenen Hände unter ihrem Kinn, wie die armen Frauen, welche das Wort Gottes anhören, auf dem Fußboden der Kirche kauern. Beppo war von der Mauer der Terrasse, wo er so eben noch gesessen war, herabgestiegen; er hatte möglichst leise seine Guitarre auf den Boden gelegt, und hielt die flache Hand über dem Griff, damit der Wind nicht in den Saiten spielen könne. Graziella, welche sich gewöhnlich in einiger Entfernung aufhielt, näherte sich mir allmählig, als wäre sie von der Macht einer verborgenen Anziehungskraft in dem Buche bezaubert worden.

An die Mauer der Terrasse, an deren Fuß ich selbst gelagert war, angelehnt, näherte sie sich mehr und mehr nach meiner Seite, während sie sich auf ihre linke Hand stützte, die in der Stellung des sterbenden Gladiators gegen den Boden gestemmt war. Sie betrachtete mit großen, weitgeöffneten Augen bald das Buch, bald meine Lippen, von denen die Erzählung floß, bald den leeren Raum zwischen meinen Lippen und dem Buche, als hätte sie mit ihren Augen den unsichtbaren Geist gesucht, welcher es mir übersetzt. Ich hörte, wie ihr ungleicher Athem unterbrochen ward oder schneller sich folgte, je nachdem die Entwicklung des Drama's es mit sich brachte, wie der Athem eines Menschen, der einen Berg besteigt und ausruht, um von Zeit zu Zeit Athem zu schöpfen. Ehe ich noch bis zu der Mitte der Geschichte gelangt war, hatte das arme Kind seine etwas schüchterne Zurückhaltung gegen mich

vergessen. Ich fühlte die Wärme ihres Athems auf meinen Händen. Ihre Haare erzitterten auf meiner Stirne. Zwei oder drei glühende Thränen, die von ihren Wangen fielen, benetzten die Blätter dicht neben meinen Fingern.

14.

Außer meiner langsamen und einförmigen Stimme, welche dieser Fischerfamilie dieses Gedicht des Herzens wörtlich übersetzte, hörte man kein anderes Geräusch, als die dumpfen und entfernten Wogenschläge, welche unten zu unsern Füßen das Ufer peitschten. Selbst dieses Getöse war mit unserer Lektüre in Harmonie. Es glich einem Vorgefühl der Entwicklung der Geschichte, welches im Voraus zu Anfang und im Verlauf der Erzählung in der Luft dahinrollte. Je mehr sich diese Erzählung entwickelte, desto mehr schien sie unsere einfachen Zuhörer zu fesseln. Wenn ich zufällig inne hielt, um den richtigen Ausdruck für die Uebersetzung des französischen Wortes zu finden, so näherte Graziella, welche seit einiger Zeit die Lampe mit ihrer vorgehaltenen Schürze gegen den Wind schützte, dieselbe dicht an die Blätter und zündete in ihrer Ungeduld fast das Buch an, als ob sie glauben würde, daß das Licht meinen Augen den geistigen Sinn schneller erkläre und die Worte auf meinen Lippen bälder aufblühen lassen werde. Ich drängte unter Lächeln die Lampe mit meiner Hand zurück, ohne meinen Blick vom Buch abschweifen zu lassen, und ich fühlte, wie meine Finger von ihren Thränen erwärmt wurden.

15.

Als wir an der Stelle angelangt waren, wo Virginie, von ihrer Tante nach Frankreich zurückgerufen, fühlt, wie ihr Herz so zu sagen entzwei gerissen wird, und Paul unter den Bananenbäumen zu trösten sucht, indem sie ihm ihre Rückkehr in Aussicht stellt und auf das Meer deutet, welches sie ent-

führen werde, schloß ich das Buch und verschob die Vorlesung auf den kommenden Tag.

Das war ein Stich durch das Herz der armen Leute. Graziella warf sich vor mir auf die Knie, dann vor meinem Freund, um uns zu ersuchen, die Geschichte zu Ende zu lesen. Aber es war umsonst. Wir wollten das Interesse für sie, den Reiz der Prüfung für uns verlängern. Sie riß mir dann das Buch aus den Händen. Sie öffnete es, als ob sie mit ihrem starken Willen die fremden Buchstaben sich hätte verständlich machen wollen; sie sprach zu ihm und küßte es. Dann legte sie es wieder ehrfurchtsvoll auf meine Knie nieder, faltete die Hände und sah mich bittflehend an.

Ihre in der Ruhe so heitere und lächelnde, aber etwas strenge Physiognomie hatte plötzlich durch die Leidenschaft und durch die Rührung, welche sie bei dieser Erzählung mitfühlte, etwas von der Lebhaftigkeit, Aufregung und Leidenschaft des Drama's angenommen. Es war, als ob eine plötzliche Umwandlung diesen schönen Marmor in Fleisch und Thränen verwandelt hätte. Das junge Mädchen fühlte, wie sich ihr ihre bis jetzt schlummernde Seele in der Seele Virginiens offenbarte. Sie schien in dieser halben Stunde um zehn Jahre reifer geworden zu sein. Die stürmischen Tinten der Leidenschaft drückten sich auf ihrer Stirne ab, das bläuliche Weiß auf ihren Augen und Wangen. Sie glich einem ruhigen, in sicherer Bucht geschützten Wasser, auf dem die Sonne, der Wind und der Schatten zum ersten Male plötzlich mit einander in Kampf gerathen waren. Wir konnten sie nicht lange genug in dieser Stimmung betrachten. Sie, die uns bis jetzt nur Heiterkeit eingeflößt hatte, erfüllte uns jetzt beinahe mit Achtung. Aber umsonst beschwor sie uns, fortzufahren; wir wollten unsere Gewalt nicht mit einem Male verschwenden, und das Fließen ihrer schönen Thränen gefiel uns zu sehr, als daß wir an einem Tage ihre Quelle hätten vertrocknen wollen.

Sie zog sich schmollend zurück, und löschte die Lampe zürnend aus.

16.

Als ich sie am folgenden Tage unter den Rebenspalieren wieder sah und mit ihr reden wollte, wandte sie sich ab, wie Jemand, der seine Thränen verbirgt, und wollte mir keine Antwort geben. Man sah an ihren mit einem leichten dunkeln Kreise eingefaßten Augen, an der mattern Bläſſe ihrer Wangen und an einer leichten, anmuthigen Senkung ihrer Mundwinkel, daß sie nicht geschlafen habe und daß ihr Herz noch von den eingebildeten Schmerzen des vorangehenden Abends niedergedrückt sei. Welch wunderbare Macht, welche ein Buch auf das Herz eines ungelehrten Kindes und einer unwissenden Familie mit der ganzen Gewalt der Wirklichkeit ausübt, so daß seine Lektüre im Leben des Herzens ein Ereigniß bildet!

Der Grund davon war, daß, wie ich das Gedicht übersetzte, das Gedicht die Natur übersetzt hatte, und daß diese so einfachen Ereignisse, die Wiege dieser beiden Kinder zu den Füßen zweier armen Mütter, ihre unschuldige Liebe, ihre schmerzliche Trennung, die durch den Tod vereitelte Rückkehr, der Schiffbruch und die beiden Grabhügel unter den Bananenbäumen, die nur ein einziges Herz verschlossen, Dinge sind, welche Jedermann vom Palaste an bis zur einfachen Fischerhütte herab fühlt und begreift. Die Dichter suchen das Genie in weiter Ferne, während es doch in dem Herzen liegt, und während einige ganz einfache Noten, auf diesem von Gott selbst besaiteten Instrumente mit frommer Hand und ungesucht angeschlagen, hinreichen, um ein ganzes Jahrhundert zu Thränen zu rühren, und um ebenso populär als die Liebe und ebenso Mitgefühl erweckend als das Gefühl zu werden. Das Erhabene ermüdet, das Schöne täuscht, das Pathetische ist allein in der Kunst unfehlbar. Wer zu rühren vermag, der

vermag Alles. Es liegt mehr Genie in einer Thräne, als in allen Museen und Bibliotheken der Welt. Der Mensch ist dem Baume gleich, den man schüttelt, um seine Früchte fallen zu machen: man erschüttert den Menschen nie, ohne daß seine Thränen fallen.

17.

Den ganzen Tag über war das Haus traurig, als ob sich in der bescheidenen Familie irgend ein schmerzliches Familienereigniß zugetragen hätte. Man kam zu den Mahlzeiten zusammen, fast ohne ein Wort zu wechseln. Man ging auseinander und begegnete sich wieder ohne Lächeln. Man sah, daß das Herz Graziella's nicht bei ihrer Arbeit war, wenn sie im Garten oder im Hause sich beschäftigte. Sie sah oft, ob die Sonne noch nicht sinke, und es war sichtlich, daß sie von diesem Tage nur das Ende erwartete.

Als der Abend eingebrochen war und wir Alle unsere gewöhnlichen Plätze auf dem Astrico eingenommen hatten, schlug ich das Buch wieder auf und las es unter tausendfachem Schluchzen zu Ende. Vater, Mutter, Kinder, mein Freund, ich selbst, Alles nahm an der allgemeinen Rührung Theil. Der gedämpfte, ernste Ton meiner Stimme schmiegte sich mir selbst unbewußt an die Traurigkeit der Ereignisse und an den Ernst der Worte. Sie schienen gegen das Ende der Erzählung aus weiter Ferne zu kommen und aus der Höhe mit dem dumpfen Ton einer leeren Brust, worin das Herz zu schlagen aufgehört hat, und die mit den Dingen dieser Erde nur noch durch die Trauer, die Religion und das Gedächtniß in Verbindung steht, in die Seele zu fallen.

18.

Es war uns nach dieser Erzählung unmöglich, eitle Worte zu sprechen. Graziella blieb unbeweglich in der Stellung sitzen,

in welcher sie während des Vorlesens gewesen war, als würde sie noch immer zuhören. Das Stillschweigen, diese Beifallsbezeigung dauernder und wahrer Eindrücke, wurde von Niemand unterbrochen. Jeder achtete in den Andern die Gedanken, welche er in sich selbst bewegte. Die fast ausgebrannte Lampe erlosch allmählig, ohne daß Eines aus unserem Kreise die Hand gerührt hätte, um sie von Neuem zu beleben. Die Familie stand auf und zog sich heimlich zurück. Mein Freund und ich blieben allein und waren von der Allgewalt, welche die Wahrheit, die Einfalt und das Gefühl auf alle Menschen, alle Zeiten und alle Länder ausüben, verwirrt.

Vielleicht regte sich auch schon ein anderes Gefühl im Grunde unseres Herzens. Das bezaubernde Bild Graziella's, die durch ihre Thränen verklärt und durch die Liebe zum Schmerze eingeweiht worden war, schwebte mit der himmlischen Schöpfung Virginiens zugleich in unseren Träumen. Diese beiden Namen und diese beiden Mädchen, welche in den irrenden Traumerscheinungen sich vermengten, entzückten oder betrübten unsern aufgeregten Schlaf bis zum Morgen. Am Abend dieses und der beiden folgenden Tage mußten wir dem jungen Mädchen dieselbe Erzählung noch zweimal vorlesen. Hätten wir sie ihr hundertmal hintereinander vorgelesen, so wäre sie nicht müde geworden, dieselbe immer wieder von Neuem anzuhören. Es liegt im Charakter der träumerischen und tief gehenden Einbildungskraft des Südens, in der Dichtkunst wie in der Musik nicht die Mannigfaltigkeit zu suchen; die Dichtkunst und die Musik sind so zu sagen nur die Themata, in welche ein Jeder seine eigenen Gefühle verwebt; man nährt sich hier, wie das Volk, ohne Uebersättigung Jahrhunderte lang mit derselben Erzählung und der nämlichen Melodie. Selbst die Natur, diese höchste Musik und Dichtkunst, was besitzt sie mehr, als zwei oder drei Worte und zwei oder drei

Noten, die immer die gleichen sind, und mit denen sie die Menschen vom ersten bis zum letzten Seufzer traurig macht oder entzückt?

19.

Mit Sonnenaufgang des neunten Tages fiel endlich der Aequinoctialwind und in wenigen Stunden wurde das Meer wieder so heiter, wie im hohen Sommer. Selbst die Gebirge der neapolitanischen Küste, wie die Gewässer und der Himmel schienen in einer durchsichtigeren und blaueren Flüssigkeit zu schwimmen, als während der Monate der größten Hitze, als ob das Meer, das Firmament und das Gebirge schon den ersten Schauer des Winters gefühlt hätten, welcher die Luft krystallisirt und ihr einen Glanz verleiht, wie dem dichtgewordenen Wasser der Gletscher. Die gelblichen Blätter des Weinstocks und das graue Laub der Feigenbänme begann zu fallen und den Hof zu bedecken. Die Trauben waren eingesammelt; die auf dem Astrico in der Sonne getrockneten Feigen waren in grobe, von den Frauen mit Seepflanzen geflochtene Körbe verpackt. Die Barke verlangte darnach, das Meer zu versuchen und der alte Fischer, seine Familie nach der Margellina zurückzuführen. Man reinigte das Haus und das Dach, bedeckte die Quelle mit einem schweren Stein, damit die getrockneten Blätter und die Winterregen das Becken nicht verunreinigten; die kleine, in den Felsen ausgehöhlte Oelgrube wurde geleert; das Oel wurde in Krüge verfüllt und von den Kindern mittelst kleiner, durch die Henkel gezogener Stäbe zum Meer herabgebracht. Man machte aus den Matratzen und Bettdecken ein mit Stricken umgebenes Packet, zündete zum letzten Male die Lampe unter dem verlassenen Heiligenbilde des Heerdes an, und sprach das letzte Gebet vor der Madonna, um ihr das Haus, den Feigenbaum und den Weinberg, die auf mehre Monate verlassen werden

sollten, anzuempfehlen. Dann wurde die Thüre verschlossen. Man verbarg den Schlüssel in einer mit Epheu bedeckten Felsenspalte, damit der Fischer, wenn er während des Winters zurückkäme, ihn zu finden wisse und seine Hütte besuchen könne. Sodann stiegen wir zum Meere hinab, wobei wir der armen Familie das Oel, das Brod und die Früchte tragen und einschiffen halfen.

Neuntes Buch.

1.

Unsere Rückkehr nach Neapel, längs dem Grunde des Meerbusens von Bajä und an den buchtigen Abhängen des Pausilippo entlang war ein wahrhaftes Fest für das junge Mädchen, für die Kinder, für uns und ein Triumph für Andrea. Wir landeten nach Einbruch der Nacht unter Gesang an der Margellina. Die alten Freunde und Nachbarn des Fischers konnten seine neue Barke nicht genug bewundern. Sie halfen ihm dieselbe ausladen und auf den Sand ziehen. Da wir ihm verboten hatten, daß er sage, Wem er sie verdanke, achtete man wenig auf uns.

Nachdem wir die Barke ans Ufer gezogen und die Feigen- und Traubenkörbe über die Höhle Andrea's vor die drei von der alten Mutter, dem Kleinen und Graziella bewohnten niedrigen Kammern getragen hatten, entfernten wir uns unbemerkt. Wir schritten nicht ohne gepreßtes Herz mitten durch das lärmende Gewoge der volkreichen Straßen Neapels hin und kehrten in unsere Wohnungen zurück.

2.

Wir nahmen uns vor nach einigen Tagen der Ruhe in Neapel, so oft das Meer es gestatten würde, dieselbe Lebensweise mit dem alten Fischer wieder zu beginnen. Wir hatten uns seit drei Monaten so gut an die Einfachheit unserer Kleidung und die Nacktheit der Barke gewöhnt, daß das Bett, die

Möbel unserer Zimmer und unsere städtische Kleidung uns als ein lästiger, unangenehmer Luxus erschienen. Wir hofften, daß wir sie nur für wenige Tage wieder gebrauchen würden. Als wir aber am kommenden Tage unsere auf der Post verspäteten Briefe abholten, fand mein Freund einen von seiner Mutter vor. Sie rief ihren Sohn unverzüglich nach Frankreich zurück, damit er der Hochzeit seiner Schwester anwohne. Sein Schwager sollte ihm bis Rom entgegengehen. Nach dem Datum mußte er schon dort angelangt sein. Es war also hier kein Zögern statthaft: er mußte abreisen.

Ich hätte mit ihm abreisen sollen: ich weiß nicht, welcher Reiz der Einsamkeit und Abenteuerlichkeit mich zurückhielt. Das Seemannsleben, die Hütte des Fischers, das Bild Graziella's spielten dabei wohl auch eine, wenn gleich mir unbewußte Rolle. Am meisten Einfluß auf meinen Entschluß hatte der Schwindel der Freiheit, der Stolz, mir dreihundert Stunden von meinem Vaterlande entfernt selbst zu genügen, die leidenschaftliche Liebe zum Unbestimmten und Unbekannten, diese luftige Perspektive jugendlicher Einbildungskraft.

Wir verabschiedeten uns mit männlicher Rührung. Er versprach zu mir zurückzukommen, sobald er seinen Kindes- und Bruder-Pflichten genügt hätte. Er lieh mir fünfzig Louisd'or, um die Leere, welche die letzten sechs Monate in meiner Börse erzeugt hatten, auszufüllen, und reiste ab.

3.

Diese Abreise, die Abwesenheit dieses Freundes, welcher mir das ersetzte, was ein älterer Bruder seinem fast noch in der Kindheit stehenden jüngeren Bruder ist, ließen mich in einer Einsamkeit zurück, welche stündlich tiefer wurde und in welche ich mich gleich als in einen Abgrund versunken fühlte. Alle meine Gedanken, alle meine Gefühle, alle meine Worte,

welche sonst im Austausche mit ihm sich verflüchtigten, blieben mir in der Seele liegen, trübten und verdumpften sich darin, und fielen mir auf das Herz als eine Last zurück, welche ich nicht mehr wegwälzen konnte. Dieses Geräusch, in welchem Nichts meine Aufmerksamkeit auf sich zog, diese Menge, in welcher Niemand meinen Namen kannte, dieses Zimmer, in welchem kein Blick dem meinigen begegnete, dieses Wirthshausleben, wo man stets an Unbekannten vorbeigeht, wo man sich an einen stummen Tisch neben immer neue und immer gleichgültige Menschen setzt; diese Bücher, welche man hundertmal gelesen hat und deren unbewegliche Lettern immer dieselben Worte in demselben Satze und an der gleichen Stelle wiederholen; alles das, was mir in Rom und Neapel so köstlich erschienen war, bevor wir unsere Ausflüge und unser herumirrendes Vagabundenleben im Sommer angetreten hatten, schien mir jetzt wie ein langsamer Tod. Mein Herz ertränkte sich in Melancholie.

Ich schleppte diese Traurigkeit einige Tage von Straße zu Straße, von Theater zu Theater, von Buch zu Buch, ohne sie abschütteln zu können, am Ende wurde ich von ihr überwältigt. Das sogenannte Heimweh machte mich wirklich krank. Mein Kopf war schwer; meine Beine konnten mich nicht mehr tragen. Ich war blaß und entstellt im Gesichte. Ich hatte keinen Appetit mehr; die Stille stimmte mich traurig, der Lärm that mir wehe; ich brachte die Nächte schlaflos und die Tage auf meinem Bette liegend zu, ohne Lust und Kraft zum Aufstehen zu haben. Der alte Verwandte meiner Mutter, der Einzige, welcher sich für mich interessiren konnte, hatte sich auf mehre Monate dreißig Meilen von Neapel in die Abruzzen begeben, wo er Fabriken errichten wollte. Ich schickte nach einem Arzt; er kam, sah mich an, fühlte mir den Puls und sagte, daß mir nichts fehle. Wahr ist, daß ich an einem Uebel litt, für welches seine Heilkunde kein Mittel kannte, —

eine Krankheit der Seele und der Phantasie. Er ging ab und ich sah ihn nicht wieder.

4.

Ich fühlte mich indessen am anderen Morgen so unwohl, daß ich in meinem Gedächtniß Umfrage hielt, von wem ich wohl etwas Hülfe und Mitleid erwarten könnte, wenn ich nicht wieder aufstehen sollte. Das Bild der armen Fischerfamilie der Margellina, in deren Mitte ich noch in der Erinnerung lebte, kam mir natürlich in den Sinn. Ich schickte ein Kind, das mich bediente, zu Andrea ab und ließ ihm sagen, daß der Jüngere der beiden Fremden krank sei und ihn zu sprechen wünsche.

Als das Kind seinen Auftrag ausrichtete, war Andrea mit Beppino auf dem Meer und die Großmutter war auf dem Quai von Chiaja mit dem Verkaufe der Fische beschäftigt. Graziella befand sich allein mit ihren kleinen Brüdern zu Hause; sie nahm sich kaum die Zeit, diese einer Nachbarin anzuvertrauen, ihre neuesten Procidanerinnen-Kleider anzulegen und folgte dem Kinde, welches ihr die Straße und das alte Kloster zeigte und vor ihr die Treppe heraufkam.

Ich hörte sachte an der Thüre meines Zimmers anklopfen. Die Thüre öffnete sich wie von unsichtbarer Hand aufgestoßen: ich erblickte Graziella. Sie stieß einen Schrei des Mitleides aus, als sie mich sah, that einige Schritte und stürzte auf mein Bett zu; hielt sich dann zurück und blieb mit verschlungenen, über ihre Schürze herabsinkenden Händen und auf die linke Schulter geneigtem Kopfe in der Stellung des Mitleides stehen. „Wie bleich er ist“, sagte sie ganz leise vor sich hin, „und wie vermochten doch wenige Tage sein Gesicht so sehr zu verändern! Und wo ist der Andere?“ fragte sie sich umkehrend und mit den Augen meinen gewöhnlichen Begleiter im Zimmer suchend. „Er ist abgereist“, antwortete ich ihr, „und

ich bin allein und unbekannt in Neapel." — „Abgereist?" fragte sie, „und hat Sie so allein und krank hier zurückgelassen? Er liebte Sie also nicht! Ach, wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, hätte ich nicht abreisen können; und doch bin ich nicht Ihr Bruder und kenne Sie erst seit dem Tage des Sturmes."

5.

Ich erklärte ihr, daß ich noch nicht krank gewesen sei, als mein Freund mich verlassen habe. „Aber wie", fuhr sie lebhaft und mit dem Tone eines halb zärtlichen halb ruhigen Vorwurfes fort, „haben Sie nicht daran gedacht, daß Sie noch andere Freunde auf der Margellina besitzen? Ach! ich sehe es", fügte sie traurig und ihre Arme und den Saum ihres Kleides betrachtend hinzu, „weil wir arme Leute sind und weil wir Sie beschämt hätten, wenn wir in dieses schöne Haus gekommen wären. Es ist aber einerlei", sagte sie, sich die Augen trocknend, welche sie unabänderlich auf meine Stirne und meine weißen abgemagerten Arme gewendet hatte, „selbst wenn wir verachtet worden wären, würden wir doch gekommen sein!"

— „Arme Graziella", antwortete ich lächelnd, „Gott bewahre mich vor dem Tage, wo ich mich Derer, welche mich lieben, schämen sollte!"

6.

Sie setzte sich auf einen Stuhl am Fuße meines Bettes und wir unterhielten uns ein wenig.

Der Ton ihrer Stimme, die Heiterkeit ihrer Augen, die vertrauensvolle, ruhige Ungezwungenheit ihrer Haltung, die Naivetät ihrer Physiognomie, der zugleich abgebrochene und klagende Accent der Frauen dieser Insel, welcher wie im Orient an den unterwürfigen Ton der Sklavin selbst im Erbeben der

Liebe erinnerte, endlich die Erinnerung an jene schönen Tage, welche ich unter der Hütte im Sonnenschein mit ihr zugebracht hatte, jene Sonnenstrahlen von Procida, welche von ihrer Stirne, ihrem Körper und ihren Füßen in mein düsteres Zimmer zu scheinen schienen, — alles dieses entzog mich, während ich sie betrachtete und ihr zuhörte, so sehr meiner Ermattung und meinen Leiden, daß ich mich plötzlich geheilt glaubte. Es schien mir, als ob ich, sobald sie das Zimmer verlassen würde, aufstehen und gehen könnte. Gleichwohl fühlte ich mich in ihrer Gegenwart so wohl, daß ich die Unterhaltung so lange als möglich ausdehnte und sie unter tausenderlei Vorwänden zurückhielt, damit sie nicht zu schnell fortgehe und das Wohlbefinden, welches ich empfand, mit fortnehme.

Sie bediente mich einen Theil des Tages über ohne Furcht, ohne erkünstelte Zurückhaltung, ohne falsche Scham, wie eine Schwester, die ihren Bruder bedient, ohne zu denken, daß er ein Mann ist. Sie ging fort, um mir Orangen einzukaufen, biß mit ihren schönen Zähnen die Rinde ab, um sie zu schälen und den Saft mit ihren Fingern in mein Glas auszudrücken. Sie nahm von ihrem Halse eine kleine silberne Medaille, welche an einem schwarzen Band an ihrem Halse hing und sich in ihrer Brust verbarg, und befestigte sie mit einer Stecknadel am weißen Vorhange meines Bettes. Sie versicherte mich, daß ich Dank diesem heiligen Bilde bald hergestellt sein werde. Als dann der Tag zu sinken begann, verließ sie mich, aber nicht ohne zwanzig Mal von der Thüre an mein Bett zurückzukehren, um sich zu erkundigen, ob ich noch etwas wünsche und mir auf das Dringendste zu empfehlen, vor dem Einschlafen recht gläubig zu dem Bilde zu beten.

7.

Sei es nun durch die Wirkung des Bildes und der Gebete, welche sie zweifelsohne selbst zu ihm richtete, oder

durch den beruhigenden Einfluß dieser Erscheinung der Zärtlichkeit und des Antheiles, welche ich unter den Zügen Graziella's gehabt hatte, oder daß die anziehende Unterhaltung, welche ich durch ihre Gegenwart und ihr Gespräch gefunden, die krankhafte Aufregung meines ganzen Wesens entfernt oder beschwichtigt hatte, kurz ich versank, als sie kaum fortgegangen war, in einen ruhigen und tiefen Schlaf.

Als ich am andern Morgen beim Erwachen die Orangenschalen, welche den Boden meines Zimmers bedeckten, den noch neben meinem Bette stehenden und ihre Rückkehr verheißenden Stuhl Graziella's, die kleine an dem schwarzseidenen Halsbande an meinem Bettvorhange befestigte Medaille, kurz alle Spuren dieser Frauengegenwart und Pflege, welche ich schon so lange entbehrt hatte, gewahrte, schien es mir in meinem halbwachen Zustande, als ob meine Mutter oder eine meiner Schwestern am Abend in meinem Zimmer gewesen wäre. Erst als ich die Augen ganz öffnete und meine Gedanken, einen nach dem andern, sammelte, erschien mir das Bild Graziella's so, wie ich es am Abend zuvor erblickt hatte.

Die Sonne war so rein, die Ruhe hatte meine Glieder so sehr gestärkt, die Einsamkeit meines Zimmers lastete mir so schwer auf dem Herzen, das Verlangen, den Klang einer mir wohlbekannten Stimme wieder zu hören, drängte mich so mächtig, daß ich, so schwach und zitternd ich auch noch war, doch alsbald aufstand; ich aß die übrigen Orangen, stieg in ein auf dem Platze stehendes Corricolo und ließ mich instinktmäßig nach der Margellina fahren.

8.

Als ich bei dem kleinen niedrigen Hause Andrea's angekommen war, stieg ich die Treppe hinan, welche zur Plattform über der Höhle führte und auf die die Zimmer der Familie hinausgingen. Ich traf auf dem Astrico Graziella, die

Großmutter, den alten Fischer, Beppino und die Kinder. Sie schickten sich in demselben Augenblick, wo ich bei ihnen eintrat, an, in ihren schönsten Kleidern auszugehen, um mich zu besuchen. Jedes von ihnen trug in einem Korbe oder einem Tuche oder in der Hand ein Geschenk, wie es die armen Leute gerade am zweckmäßigsten und heilsamsten für einen Kranken hielten. Der Eine hatte eine Flasche mit weißem goldenen Wein Ischia's, die statt des Korkes mit einem Propf von Rosmarin und aromatischen Kräutern, welche das Gefäß durchdufteten, verschlossen war; Diese getrocknete Feigen, Jene Mispeln und die kleine Orangen. Das Herz Graziella's war in alle Glieder der Familie übergegangen.

9.

Sie stießen einen Ruf der Ueberraschung aus, als sie mich zwar noch blaß und schwach, aber stehend und lächelnd vor sich erblickten. Graziella ließ vor Freude die Orangen, welche sie in ihrer Schürze hielt, zu Boden fallen, klaschte in die Hände und eilte auf mich zu. „Ich hatte es Ihnen wohl gesagt", rief sie aus, „daß Sie das Bild heilen würde, wenn es auch nur eine Nacht auf Ihrem Bette liegen würde. Hatte ich Sie getäuscht?" Ich wollte ihr das Bild zurückgeben und zog es von meinem Halse, an welchen ich es beim Fortgehen gehängt hatte. „Küssen Sie es zuvor", sagte sie zu mir. Ich küßte es, dabei auch ein wenig ihre Fingerspitzen, welche sie ausgestreckt hatte, um es zurückzunehmen. „Ich werde es Ihnen wieder zustellen, wenn Sie wieder krank werden", setzte sie hinzu, indem sie es an ihren Hals legte und in den Busen gleiten ließ; „es wird für zwei dienen."

Wir setzten uns in der Morgensonne auf die Terrasse. Alle hatten ein so erfreutes Aussehen, als ob sie einen Bruder oder ein Kind nach einer langen Reise wiedergefunden hätten. Die Zeit, welche bei den höheren Ständen zur Bildung ver-

trauter Freundschaften erforderlich ist, wird in den niederen Ständen nicht erfordert. Die Herzen öffnen sich ohne Mißtrauen, sie löthen sich alsbald zusammen, da hinter den Gefühlen kein böser Eigennutz lauert. Bei Naturmenschen knüpfen sich in acht Tagen festere Freundschaften und geistige Verwandtschaften, als in zehn Jahren unter den Menschen der Gesellschaft. Diese Familie und ich waren bereits seelenverwandt.

Wir erkundigten uns gegenseitig, was uns Gutes oder Schlimmes seit unserer Trennung begegnet wäre. Das arme Haus hatte eine Zeit des Glückes gehabt. Die Barke war gesegnet, die Netze waren glückbringend, der Fischfang hatte noch nie so reiche Beute abgeworfen. Die Großmutter konnte nicht mehr alle Fische an das Volk vor ihrer Thüre verkaufen, Beppino war groß und stark, und ersetzte, obgleich er erst zwölf Jahre zählte, einen zwanzigjährigen Matrosen. Graziella endlich lernte ein Geschäft, welches weit über den niederen Beruf ihrer Familie stand. Ihr für die Arbeit eines jungen Mädchens schon hoher Lohn, welcher mit ihrer Ausbildung noch höher steigen sollte, reichte schon hin, um ihre kleinen Brüder zu ernähren und zu kleiden, und ihr selbst, wenn sie im rechten Alter und geneigt zur Heirath wäre, eine Aussteuer zu gewinnen.

So drückten sich ihre Eltern aus. Sie war Korallenarbeiterin, d. h. sie lernte die Korallen zu bearbeiten. Der Handel und die Bearbeitung der Korallen bildeten damals den Hauptreichthum der Industrie in den Seestädten Italiens. Ein Oheim Graziella's, der Bruder ihrer verstorbenen Mutter, war Werkmeister in der ersten neapolitanischen Korallenfabrik. Für seinen Stand sehr wohlhabend und zahlreichen Arbeitern und Arbeiterinnen vorgesetzt, welche den Nachfragen ganz Europa's nach diesem Luxusartikel nicht genügen konnten, hatte er an seine Nichte gedacht und wenige Tage zuvor hatte er

sie unter seine Arbeiterinnen aufgenommen. Er hatte ihr die Korallen, wie die Werkzeuge gebracht und ihr den ersten Unterricht in seiner äußerst einfachen Kunst ertheilt. Die übrigen Arbeiterinnen waren gemeinschaftlich in der Werkstätte der Fabrik beschäftigt.

Graziella war bei der beständigen und nothgedrungenen Abwesenheit ihrer Großmutter und des Fischers die einzige Wächterin der Kinder und arbeitete daher zu Hause. Ihr Oheim, welcher sich nicht oft von seinem Geschäfte entfernen konnte, sandte seit einiger Zeit dem jungen Mädchen seinen ältesten Sohn, den Vetter Graziella's, einen jungen zwanzigjährigen, ordentlichen, bescheidenen Mann und gewandten Arbeiter zu, der aber etwas einfältig, rhachitisch und ausgewachsen war. Er kam Abends, wenn die Fabrik geschlossen war, um die Arbeit seiner Cousine zu untersuchen, sie in der Behandlung der Werkzeuge zu vervollkommnen und ihr den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen zu geben. „Wir wollen hoffen“, sagte die Großmutter ganz leise zu mir, während Graziella die Augen abwandte, „daß dieses zum beiderseitigen Vortheile ausschlage, und daß der Meister zum Diener seiner Braut werde.“ Ich bemerkte, daß die alte Frau für ihre Enkelin hoch gehende und ehrgeizige Plane hege; doch Graziella ahnte davon nichts.

10.

Das junge Mädchen führte mich an der Hand in ihr Zimmer, um mich die kleinen Korallenarbeiten bewundern zu lassen, welche sie schon gedreht und polirt hatte. Sie waren am Fuße ihres Bettes in kleinen Schachteln zierlich auf Baumwolle geordnet. Ich bewegte ihr gegenüber das Rad der kleinen Drehbank mit meiner Fußspitze, während sie den rothen Korallenzweig an die Kreissäge hielt und ihn von dieser knirschend zerschneiden ließ. Dann rundete sie diese Stück ab, in-

dem sie dieselben mit der Fingerspitze faßte und gegen den Schleifstein drückte.

Der rosige Staub bedeckte ihre Hände, zuweilen flog er bis zu ihrem Gesichte auf und puderte ihre Wangen und Lippen mit einem leichten Anflug von Schmincke, gegen die ihre Augen blauer und noch heller hervorleuchteten; dann wischte sie sich lächelnd ab und schüttelte ihre schwarzen Haare, so daß mich der Staub ebenfalls bedeckte. „Nicht wahr", sagte sie, „daß ist eine schöne Beschäftigung für eine Tochter des Meeres, wie ich eine bin? Wir verdanken dem Meere Alles von der Barke meines Großvaters an und dem Brode, welches wir essen, bis zu diesen Hals- und Ohrengehängen, mit denen ich mich vielleicht eines Tages schmücken werde, wenn ich ihrer viele für Reichere und Schönere, als ich, polirt und geformt haben werde."

So verging der Morgen mit Plaudern, Scherzen und Arbeiten, ohne daß ich an das Gehen dachte. Um Mittag setzte ich mich mit der Familie zu Tische. Die Sonne, die frische Luft, die innere Freude, die Frugalität des Tisches, auf welchem nur Brod, einige gebratene Fische und im Keller aufbewahrte Früchte standen, hatten mir zur Rückkehr des Hungers und der Kräfte verholfen. Nach dem Mittagessen half ich dem Vater die Maschen eines alten, auf dem Astrico ausgebreiteten Netzes ausbessern.

Graziella, deren Fuß wir taktmäßig den Schleifstein drehen hörten, das Geräusch des Spinnrades der Großmutter und die Stimme der Kinder, die auf der Schwelle des Hauses mit Orangen spielten, begleiteten melodisch unsere Arbeit. Graziella trat von Zeit zu Zeit auf den Balkon heraus, um ihre Haare abzuschütteln, wir wechselten einen Blick, ein freundliches Wort oder ein Lächeln. Ich fühlte mich im Innersten meiner Seele glücklich, ohne mir über den Grund dieses Glückes Rechenschaft zu geben. Ich hätte eine der im Garten ein-

gewurzelten Aloepflanzen oder eine der Eidechsen sein mögen, welche sich bei uns auf der Terrasse im Sonnenschein erwärmten und welche mit dieser armen Familie die Ritzen der Mauern des Hauses bewohnten.

11.

Aber mein Gemüth und Gesicht umdüsterten sich, je mehr der Tag abnahm. Ich wurde traurig bei dem Gedanken, daß ich mein Fremdenzimmer wieder aufsuchen müsse. Graziella bemerkte es zuerst. Sie sagte ganz leise einige Worte ihrer Großmutter ins Ohr.

„Warum wollen Sie uns so verlassen?“ sagte die alte Frau, wie wenn sie mit einem ihrer Kinder geredet hätte. „Befanden wir uns nicht gut bei einander in Procida? Sind wir nicht in Neapel die Alten geblieben? Sie sehen aus wie ein Vogel, welcher seine Mutter verloren hat und der schreiend um alle Nester umherflattert. Bewohnen Sie das unserige, wenn Sie es für einen Herrn, wie Sie sind, gut genug finden. Das Haus hat nur drei Gemächer, aber Beppino schläft in der Barke. Das Gemach der Kinder kann auch Graziella beherbergen, wenn sie nur den Tag über in dem arbeiten kann, welches Ihnen als Schlafgemach dienen soll. Nehmen Sie das ihrige und erwarten Sie hier die Rückkehr Ihres Freundes. Denn es schmerzt, daran zu denken, daß ein guter, junger, trauriger Mensch wie Sie allein in den Straßen von Neapel ist.“

Der Fischer, Beppino, selbst die kleinen Kinder, welche bereits den Fremden lieb gewonnen hatten, freuten sich über den Gedanken der guten Frau. Sie drangen gemeinschaftlich alle aufs Lebhafteste in mich, ihr Anerbieten anzunehmen. Graziella sagte nichts, aber sie wartete mit sichtbarer, durch eine geheuchelte Zerstreutheit verschleierte Aengstlichkeit auf die Antwort, welche ich dem Andringen ihrer Eltern ertheilen würde.

So oft ich einen andern Grund der Bescheidenheit angab, um nicht anzunehmen, stampfte sie mit unfreiwilliger, convulsivischer Bewegung mit den Füßen auf den Boden.

Ich schlug endlich meine Augen nach ihr auf. Ich sah, daß ihre Augen feuchter und glänzender als gewöhnlich waren, und daß sie die Zweige eines auf dem Balkone stehenden Basilikumstockes einzeln zwischen den Fingern zerrieb und zerbrach. Ich begriff dieses Zeichen besser, als lange Worte. Ich nahm das gemeinschaftliche Leben an, welches man mir anbot. Graziella klopfte in die Hände und sprang vor Freuden, ohne um sich zu sehen, in ihr Zimmer, als ob sie mich hätte beim Wort nehmen wollen, ohne mir Zeit zu lassen, mich eines Andern zu besinnen.

12.

Graziella rief Beppino. In einem Nu hatte sie mit ihrem Bruder ihr Bett, ihre armseligen Möbel, ihren kleinen, in gemaltes Holz eingefaßten Spiegel, die kupferne Lampe, die zwei oder drei Madonnenbilder, welche mit Stecknadeln an die Wand befestigt waren, den Tisch und das kleine Drehrad, an welchem sie die Korallen bearbeitete, in das Gemach der Kinder getragen. Sie schöpften Wasser in dem Brunnen, sprengten es mit der Hand auf die Dielen, fegten sorgfältig den Korallenstaub von der Wand und den Fließen ab, stellten die beiden frischesten und duftigsten Reseda- und Balsamkrautstöcke, welche sie auf dem Astrico finden konnten, auf das Fensterbrett. Sie hätten das Hochzeitgemach nicht sorgfältiger zurüsten und reinigen können, wenn Beppo an jenem Abend seine Braut in das Haus seines Vaters hätte einführen sollen. Ich half ihnen lachend bei diesem leichten Geschäft.

Als Alles zubereitet war, nahm ich Beppino und den Fischer mit mir, um die wenigen Möbel, welche ich bedurfte, einzukaufen und herzuschaffen. Ich kaufte ein vollständiges,

kleines Bett, einen Tisch von unpolirtem Holz, zwei Rohrstühle und ein kleines kupfernes Feuerbecken, in welchem man an den Winterabenden Olivenschaalen anzündet, um sich zu erwärmen; alles Uebrige befand sich in meinem Koffer, den ich aus meiner Zelle herholen ließ. Ich wollte keine Nacht von diesem glücklichen Leben, welches mir so zu sagen eine Familie zurückgab, verlieren. Noch an diesem Abende legte ich mich in meiner neuen Wohnung zu Bett. Ich erwachte erst beim heitern Zwitschern der Schwalben, welche durch eine zerbrochene Glasscheibe in mein Zimmer eindrangen, und bei der Stimme Graziella's, welche in dem anstoßenden Zimmer sang, und ihre Melodie mit der taktmäßigen Bewegung des Rades begleitete.

13.

Ich öffnete das Fenster, welches auf kleine Gärten von Fischer- und Waschfrauen hinausging, die zwischen den Felsen des Pausilippo und dem Gestade der Margellina eingeschlossen waren.

Einige braune Sandsteinblöcke waren bis in diese Gärten und ganz nahe zum Hause herabgerollt. Starke Feigenbäume, welche halb von diesen Felsstücken erstickt hervorkeimten, umfaßten sie mit ihren verschlungenen weißen Aesten und bedeckten sie mit ihren breiten, unbeweglichen Blättern. Man sah von dieser Seite des Hauses aus in diesen Gärten des armen Volkes nur einige Brunnen, über denen sich ein großes, von einem Esel gedrehtes Rad befand, zur Bewässerung des Fenchels, des magern Kohls und der Rüben; Frauen, die auf von einem Citronenbaum zum andern gezogenen Seilen Wäsche trockneten, kleine Kinder, die nur mit einem Hemde bekleidet auf den Terrassen zweier oder dreier in den Gärten zerstreut liegender Häuschen spielten oder weinten. Aber diese so eng begrenzte, so gemeine und düstere Aussicht der Vorstädte einer

großen Stadt erschien mir im Vergleich zu den hohen Häuserreihen, den engen Straßen und der lärmenden Menge der Stadtviertel, welche ich so eben verlassen hatte, köstlich. Ich athmete reine Luft statt des Staubes, des Feuers und Rauches dieser menschlichen Atmosphäre, aus welcher ich gekommen war. Ich hörte das Eselsgeschrei, das Krähen des Hahnes, das Rauschen des Laubes, das wechselnde Seufzen des Meeres, statt des Gerolles der Wagen, des kreischenden Lärmes des Volkes und des endlosen Donners aller der dumpfen Getöse, welche in den Straßen großer Städte dem Ohre und dem Gedanken keine Ruhe gestatten.

Ich konnte mich nicht von meinem Bette trennen, von welchem aus ich den köstlichen Sonnenschein, die ländlichen Klänge, die Flügelschläge der Vögel, die fast ungetrübte Ruhe der Gedanken genoß, und wenn ich dann die Nacktheit der Wände, die Leere des Zimmers, den Mangel an Möbeln betrachtete, freute ich mich in Gedanken, daß dieses arme Haus mich wenigstens liebe, und daß weder Teppich, noch Tapeten, noch seidene Vorhänge die Anhänglichkeit zu ersetzen vermögen. Mit allem Gold der Erde könnte man nicht einen einzigen Herzschlag, noch einen einzigen zärtlichen Blick von Gleichgültigen erkaufen.

Diese Gedanken wiegten mich sanft in meinen Halbschlummer ein; ich fühlte mich wie zur Gesundheit und zum Seelenfrieden neu geboren. Beppino kam mehrmals in mein Zimmer, um sich zu erkundigen, ob ich nichts brauche; er brachte mir Brod und Trauben auf mein Bett, welche ich aß und die Körner und Krumen den Schwalben zuwarf. Es war beinahe schon Mittag. Die Sonne drang in vollen Strahlen in mein Zimmer mit ihrer milden Herbstwärme, als ich aufstand. Ich kam mit dem Fischer und seiner Frau über eine kleine Pension überein, welche ich monatlich für die Miethe meiner kleinen Zelle und für die vermehrten Haushaltungskosten bezahlen sollte.

Es war sehr wenig und doch glaubten diese braven Leute, es sei zu viel. Man sah wohl, daß sie nicht nur nichts an mir gewinnen wollten, sondern, daß es ihnen innerlich wehe that, daß ihre Armuth und die zu beschränkte Frugalität ihres Lebens ihnen nicht gestattete, mir eine Gastfreundschaft anzubieten, auf welche sie stolzer gewesen sein würden, wenn sie mich nichts gekostet hätte. Man kaufte jeden Morgen zwei Brode weiter als gewöhnlich für die Familie, fügte dem Mittagstisch einen gekochten oder gebratenen Fisch, der Abendmahlzeit etwas Milch und ein paar getrocknete Fische bei, füllte meine Lampe mit Oel und mein Feuerbecken an den kalten Tagen mit glühenden Kohlen — das war Alles. Einige Kupfergrani, eine kleine neapolitanische Scheidemünze, reichten für meine täglichen Ausgaben hin. Ich habe niemals besser begriffen, wie unabhängig das Glück von dem Luxus sei, und wie viel mehr man mit einem kupfernen Heller davon kaufen kann, als mit einer Börse voll Gold, wenn man es nur da zu finden weiß, wo es Gott verborgen hat.

14.

So lebte ich während der letzten Monate des Herbstes und der ersten Monate des Winters. Der Glanz und die Heiterkeit dieser Monate sind in Neapel so groß, daß man sie von dem vorangehenden kaum unterscheidet. Nichts störte die einförmige Ruhe unseres Lebens. Der Greis und sein Enkel wagten sich nicht mehr auf die offene See wegen der in dieser Jahreszeit häufigen Windstöße; sie fuhren fort, die Küste entlang die Netze auszuwerfen, und ihre von der Mutter auf dem Marineplatz verkauften Fische lieferten einen zu ihrem frugalen Lebensunterhalte ausreichenden Erlös.

Graziella vervollkommnete sich in ihrer Kunst; sie wurde bei der milderen, sitzenden Lebensart, welche sie, seit sie in Korallen arbeitete, führte, noch größer und schöner. Ihr Lohn,

welchen ihr ihr Oheim am Sonntag brachte, erlaubte ihr nicht nur ihre Brüder reinlicher und besser zu kleiden und sie in die Schule zu schicken, sondern auch ihrer Großmutter und sich selbst einige reichere und elegantere Kleidungsstücke, wie sie die Frauen ihrer Insel tragen, zu geben: rothseidene Tücher, die in einem langen Dreieck vom Hinterkopfe über die Schultern herabhängen, Schuhe ohne Absätze, die nur die Zehen einschließen und mit Silberflittern gestickt sind, schwarz und grün gestreifte seidene Kamisole, die auf den Nähten mit Tressen besetzt sind und gegen die Hüften zu offen auf diesen anliegen, und von vorn die Feinheit des Wuchses und die Contouren des mit Halsbändern geschmückten Halses hervorheben; endlich große ciselirte Ohrringe, in denen sich Goldfäden mit Perlenstaub verschlingen. Auch die ärmsten Frauen der griechischen Inseln tragen diesen Schmuck und diese Zierrathen, und keine Noth vermöchte sie, sich von ihnen zu trennen. Unter den Himmelsstrichen, in welchen das Gefühl der Schönheit wacher als unter unserem Himmel und das Leben nur die Liebe ist, ist der Schmuck in den Augen der Frau kein Luxus: er ist ihr erstes und fast auch ihr einziges Bedürfniß.

15.

Wenn an Sonn- oder Festtagen Graziella so gekleidet aus ihrem Zimmer auf die Terrasse, mit einigen rothen Granat- oder rosafarbenen Lorbeerblüten auf der Seite ihres Kopfes, in ihrem schwarzen Haare, trat, wenn sie dem Geläute der Glocken in den nahen Kirchlein lauschend vor meinem Fenster auf- und abging, wie ein Pfau, der sich in der Sonne auf dem Dache bewundert, wenn sie schmachtend ihre in die beflitterten Babuschen eingezwängten Füße betrachtete und bewegte, und sodann den Kopf mit einer angenommenen Wellenbewegung des Halses erhob und das seidene Tuch um ihr auf die Schultern wallendes Haar flattern ließ; wenn sie bemerkte,

daß ich sie beobachte, so erröthete sie ein wenig, als ob sie sich schämte, so schön zu sein, und es gab Augenblicke, wo der neue Glanz ihrer Schönheit mich so sehr überraschte, daß ich sie zum ersten Male zu sehen glaubte und daß meine gewöhnliche Vertraulichkeit mit ihr sich in eine Art von Schüchternheit und Verlegenheit verwandelte.

Aber sie ging so wenig darauf aus zu blenden, und ihr natürlicher Instinkt, sich zu schmücken, war so frei von Stolz und Koketterie, daß sie alsbald nach den heiligen Ceremonien sich beeilte, ihren reichen Schmuck abzulegen und sich wieder in die einfache Weste von grobem grünem Tuch und das roth und schwarz gestreifte Cattunkleid zu hüllen und die Pantoffeln mit dem Holzabsatze anzulegen, die den ganzen Tag über auf der Terrasse wiederhallten, wie die geräuschvollen Babuschen der orientalischen Sklavinnen.

Wenn ihre jungen Freundinnen sie nicht abholten, oder wenn ihr Vetter sie nicht zur Kirche begleitete, führte ich sie oft dahin und erwartete sie auf den Stufen des Vorhofes sitzend. Wenn sie herauskam, hörte ich mit einer Art persönlichen Stolzes, wie wenn sie meine Schwester oder Braut gewesen wäre, das Murmeln der Bewunderung, welches ihre anmuthige Gestalt unter ihren Freundinnen und unter den jungen Seeleuten der Quais der Margellina erregte. Aber sie selbst hörte nichts, und da sie in der Menge nur mich sah, so lächelte sie mir von den ersten Stufen aus zu, machte ihr letztes Zeichen des Kreuzes mit den in den Weihkessel getauchten Fingern und stieg bescheidenen und gesenkten Blickes die Stufen herab, an welchen ich sie unten erwartete.

So führte ich sie an den Festtagen Morgens und Abends zu der Kirche, — die einzige fromme Zerstreuung, welche sie kannte und liebte. Ich befleißte mich an diesen Tagen, meinen Anzug bestmöglich dem der jungen Seeleute der Insel anzupassen, damit meine Anwesenheit Niemanden auffalle und man

mich für den Bruder oder für einen Verwandten des jungen Mädchens, das ich begleitete, halte.

An den andern Tagen ging sie nicht aus. Was mich betrifft, so hatte ich allmählig wieder meine Studien und meine einsamen Gewohnheiten aufgenommen, welche nur durch die süße Freundschaft Graziella's und durch meine Aufnahme in ihre Familie unterbrochen wurden. Ich las die Geschichtschreiber und Dichter aller Zungen. Ich schrieb zuweilen; ich versuchte es bald im Italienischen, bald im Französischen, in Prosa oder in Versen die ersten Wallungen der Seele auszugießen, welche auf dem Herzen zu lasten scheinen, bis sie durch das Wort ausgesprochen und zugleich gehoben sind.

Es scheint, das Wort sei die einzige Prädestination des Menschen und er sei geschaffen, um Gedanken zu erzeugen, wie der Baum seine Früchte. Der Mensch quält sich, bis er äußerlich wiedergegeben hat, was er innerlich verarbeitet. Sein geschriebenes Wort ist wie ein Spiegel, dessen er bedarf, um sich selbst kennen zu lernen und zu überzeugen, daß er existirt. So lange er sich noch nicht in seinen Werken gesehen hat, fühlt er sich nicht vollkommen lebendig. Der Geist hat seine Reifzeit so gut als der Körper.

Ich befand mich in jenem Alter, in welchem die Seele das Bedürfniß hat, sich durch das Wort zu nähren und zu vervielfältigen. Aber, wie es immer geschieht, der Instinkt entwickelte sich in mir vor der Kraft. Sobald ich geschrieben hatte, war ich mit meiner Arbeit unzufrieden und warf sie mit Widerwillen bei Seite. Wie viele Stücke meiner Gefühle und Nachtgedanken, die ich, sobald der Tag angebrochen war, zerriß und ohne Bedauern fortfliegen sah, haben nicht die Winde und Wogen des neapolitanischen Golfes fortgetragen und verschlungen!

16.

Wenn mich Graziella zuweilen länger als gewöhnlich ein-

geschlossen und still erblickte, so kam sie wohl leise in mein Zimmer, um mich meiner beharrlichen Lektüre oder meiner sonstigen Beschäftigung zu entreißen. Sie schritt ohne Lärm hinter meinen Stuhl, erhob sich auf die Fußspitzen, um über meine Schultern hinweg das, was ich las oder schrieb, zu betrachten, ohne es zu verstehen, nahm mir dann durch eine plötzliche Bewegung das Buch weg oder entriß mir die Feder und entfloh. Ich folgte ihr auf die Terrasse, wurde etwas ärgerlich: sie aber lachte. Ich verzieh ihr; aber sie schalt mich allen Ernstes aus, wie es eine Mutter hätte thun mögen.

„Was sagt doch heute dieses Buch so lange Ihren Augen?“ murmelte sie mit einer halb ernsten, halb scherzhaften Ungeduld. Werden diese schwarzen Linien auf diesem häßlichen, alten Papiere nie aufhören, mit Ihnen zu reden? Wissen Sie noch nicht genug Geschichten, um uns solche alle Sonntage und alle Abende des Jahres zu erzählen, wie die, welche mich in Procida so sehr zu Thränen rührte? Und an wen schreiben Sie denn jede Nacht diese langen Briefe, welche Sie am Morgen in den Wind des Meeres werfen? Sehen Sie denn nicht ein, daß Sie sich krank machen, und daß Sie ganz blaß und ganz zerstreut sind, wenn Sie so lange geschrieben oder gelesen haben? Ist es nicht viel angenehmer, mit mir zu sprechen, die ich Sie betrachte, als ganze lange Tage mit diesen Worten oder mit diesen Schatten zu verkehren, welche Sie nicht anhören? Gott, warum habe ich nicht ebenso viel Geist, als diese papierenen Blätter! Ich würde den ganzen Tag über mit Ihnen reden, ich würde Ihnen Alles sagen, was Sie mich fragten, und Sie hätten dann nicht nöthig, Ihre Augen so anzustrengen und alles Oel in Ihrer Lampe zu verbrennen.“ Dann versteckte sie mir mein Buch und meine Federn, brachte mir meine Seemannsjacke und Mütze und nöthigte mich auszugehen, um mich zu zerstreuen.

Ich gehorchte ihr murrend, aber sie liebend.

Zehntes Buch.

1.

Ich machte jetzt lange Ausflüge durch die Stadt, auf den Quais und auf dem Lande; aber diese einsamen Spaziergänge waren nicht traurig, wie die ersten Tage nach meiner Rückkehr nach Neapel. Ich betrachtete zwar allein, aber mit vielem Genuß die Scenen der Stadt, der Küste, des Himmels und des Meeres. Das augenblickliche Gefühl meines Alleinstehens drückte mich nicht mehr nieder; es sammelte mich in mir selbst und concentrirte die Kräfte meines Gemüthes und Geistes. Ich wußte, daß befreundete Augen und Gedanken mir in diesem Gedränge oder in diesen Einöden folgen, und daß ich bei meiner Rückkehr von Herzen, welche voll des Gedankens an mich wären, erwartet wurde.

Ich glich nicht mehr dem Vogel, welcher um fremde Neste herum schreit, nach dem Ausdruck der alten Frau, ich glich dem Vogel, welcher den Versuch macht, von dem Zweige aus, welcher ihn trägt, große Ausflüge zu machen, aber der auch den Weg zur Rückkehr weiß. Alle meine Anhänglichkeit an meinen abwesenden Freund hatte sich auf Graziella übertragen. Dieses Gefühl hatte sogar noch eine lebendigere, tief eindringendere, zärtlichere Natur, als das, welches mich mit ihm verknüpfte. Mir dünkte es, daß ich das Eine der Gewohnheit und den Umständen verdanke, während das Andere aus mir selbst erzeugt sei und durch meine eigene freie Wahl sich gebildet habe.

Es war eben nicht Liebe; ich fühlte weder ihre Aufregung, noch ihre Eifersucht, noch ihre leidenschaftliche Befangenheit; es war eine köstliche Ruhe des Gemüthes, anstatt ein süßes Fieber der Seele und der Sinne zu sein. Ich dachte weder daran, anders zu lieben, noch mehr geliebt zu werden; ich wußte nicht, ob sie ein Kamerad, ein Freund, eine Schwester oder etwas Anderes für mich sei; ich wußte nur, daß ich mit ihr und sie mit mir glücklich sei.

Ich wünschte nichts mehr, nichts Anderes. Ich befand mich nicht in dem Alter, wo man sich selbst seine Gefühle analysirt, um sich eine eitle Begriffsbestimmung seines Glückes zu geben. Es genügte mir, ruhig, anhänglich und glücklich zu sein, ohne zu wissen worüber, noch warum. Das gemeinschaftliche Leben und Denken machte jeden Tag die unschuldige, süße Vertraulichkeit zwischen uns inniger: sie war in ihrer Hingebung ebenso rein, als ich in meiner Sorglosigkeit ruhig.

2.

Seit den drei Monaten, daß ich zur Familie gehörte, unter dem gleichen Dache wohnte, und so zu sagen einen Theil ihrer Gedanken ausmachte, hatte sich Graziella so ganz daran gewöhnt, mich als unzertrennlich von ihrem Herzen zu betrachten, daß sie sich vielleicht selbst nicht über den ganzen Platz, welchen ich in ihrem Herzen einnahm, Rechenschaft gab. Sie beobachtete mir gegenüber nicht jene Furcht, Zurückhaltung und Scham, welche sich zwischen die Verhältnisse eines jungen Mädchens zu einem jungen Manne drängen, und oft die Liebe selbst durch die Vorsicht erzeugen, welche man ergreifen muß, um sich vor ihr zu schützen. Sie ahnte nicht, und ich selbst ahnte kaum, daß ihre reine Kinderanmuth, die jetzt durch einige Sinne mehr in dem ganzen Glanze einer frühen Reife aufgeblüht war, ihre naive Schönheit zu einer Macht für sie, einer Bewunderung für Alle und einer Gefahr für mich geworden war.

Sie dachte nie daran, sie zu verbergen, noch sie vor meinen Augen mehr hervortreten zu lassen. Sie dachte so wenig als meine Schwester daran, ob sie in den Augen ihres Bruders schön oder häßlich sei. Sie wand in ihre Haare meinetwegen weder eine Blume mehr noch weniger; sie bekleidete für mich nicht öfter ihre nackten Füße, wenn sie des Morgens ihre kleinen Geschwister auf der Terrasse im Sonnenschein ankleidete, oder ihrer Großmutter das trockene Laub herabkehren half, das während der Nacht auf das Dach gefallen war. Sie trat zu jeder Stunde in mein nie verschlossenes Zimmer ein, und setzte sich so unbefangen, als Beppino, auf den Stuhl am Fuße meines Bettes.

Ich selbst brachte an Regentagen ganze Stunden allein mit ihr in dem anstoßenden Zimmer zu, wo sie mit den kleinen Kindern schlief, und wo sie ihre Korallenarbeit vollzog. Ich half ihr unter Plaudern und Spielen an ihrer Arbeit, welche sie mich auch lehrte. Weniger gewandt, aber stärker als sie, gelang es mir, besser die Stücke abzuschleifen. So machten wir doppelte Arbeit und sie verdiente in einem Tag den Lohn von zweien.

Des Abends dagegen, wenn sich die Kinder und die Familie zu Bett gelegt hatten, so wurde sie meine Schülerin und ich ihr Lehrmeister. Ich lehrte sie lesen und schreiben, indem ich sie aus meinen Büchern die Buchstaben entziffern ließ und ihr die Hand führte, um sie schreiben zu lehren. Da ihr Vetter nicht jeden Tag kommen konnte, so ersetzte ich ihn. Sei es, daß der verwachsene, hinkende, junge Mann seiner Cousine trotz seinem sanften Wesen, seiner Geduld und dem Ernst seiner Manieren nicht genug Zuneigung und Achtung einflößte, oder daß sie während seines Unterrichts selbst zu viel Zerstreuung hatte, genug, sie machte mit ihm weit weniger Fortschritte, als mit mir. Die Hälfte des Lehrabends verging unter Scherzen, Lachen und Nachäffen des Lehrmeisters. Der arme junge Mann war für seine Schülerin zu sehr einge-

nommen und zu schüchtern vor ihr, um sie auszuzanken. Er that Alles, was sie nur wollte, damit die schönen Augenbrauen des jungen Mädchens nicht eine Falte der üblen Laune annehmen und die Lippen nicht gegen ihn schmollen würden. Oft verging für ihn die zum Lesen bestimmte Stunde mit Putzen von Korallenperlen, Abwickeln von Seide an der Spindel der Großmutter oder Ausbessern von Beppo's Netzen. Alles war ihm recht, wenn nur Graziella beim Abschied ihm freundlich zulächelte, und ihm ihr Addio mit einem Tone zurief, welcher sagte: Auf Wiedersehen!

3.

Bei mir im Gegentheil war die Unterrichtsstunde immer ernst. Sie dehnte sich oft so lange aus, bis unsere Augen vom Schlafe zufielen. Man sah an ihrem gesenkten Kopfe, ihrem gestreckten Halse, an der aufmerksamen Unbeweglichkeit ihrer Haltung und Physiognomie, daß das arme Kind sich alle Mühe gab, um den Schlaf zu überwinden. Sie stützte ihren Ellbogen auf meine Schulter, um in dem Buche zu lesen, wo mein Finger der Linie nachzog und ihr das auszusprechende Wort zeigte. Wenn sie schrieb, so hielt ich ihre Finger in meiner Hand, um zur Hälfte ihre Feder zu leiten.

Wenn sie einen Fehler machte, so zankte ich sie mit strenger, ärgerlicher Miene; sie antwortete nichts, und war nur gegen sich selbst ungeduldig. Ich sah sie mehrmals auf dem Punkte zu weinen, und milderte dann meine Stimme und munterte sie auf, von Neuem anzufangen. Wenn sie dagegen gut gelesen und geschrieben hatte, so sah man, daß sie von selbst ihre Belohnung in meinem Beifall suchte. Sie wendete sich erröthend und mit Strahlen stolzer Freude auf der Stirne und in den Augen mir zu, und war stolzer auf das Vergnügen, welches sie mir bereitete, als auf den kleinen Triumph ihres Erfolges.

Ich belohnte sie durch Vorlesung einiger Seiten aus Paul und Virginie, welches Buch sie Allem vorzog, — oder einiger schöner Strophen aus Tasso, wo er das ländliche Leben der Schäfer beschreibt, bei denen Herminie wohnte, oder die Klagen oder die Verzweiflung zweier Liebenden beschreibt. Die Musik dieser Strophen rührte sie zu Thränen und versetzte sie noch lange, nachdem ich zu lesen aufgehört hatte, in Träumereien. Die Poesie hat kein helltönenderes und längeres Echo, als das Herz der Jugend, in welchem die Liebe am Aufblühen ist. Sie ist gleichsam das Vorgefühl aller Leidenschaften, später wird sie die Erinnerung an, und die Trauer um sie. So rührt sie in den beiden äußersten Lebensepochen zu Thränen: die Jugend weint vor Hoffnung, das Alter vor Kummer.

4.

Die reizende Vertraulichkeiten dieser langen und süßen Abende beim Lampenscheine, der lauen Wärme des Beckens mit Olivenkohlen unter unsern Füßen, führte bei uns nie zu andern Gedanken und Vertraulichkeiten, als denen der Kinderfreundschaft. Ich war durch meine fast kalte Sorglosigkeit, sie durch ihre Unschuld und Reinheit geschützt. Wir nahmen mit derselben Ruhe von einander Abschied, mit welcher wir uns zusammengefunden hatten, und einen Augenblick nach diesen langen Unterhaltungen schliefen wir unter demselben Dach, einige Schritte von einander entfernt, wie zwei Kinder, welche am Abend mit einander spielten und welche nicht über ihre einfachen Kinderbelustigungen hinaus träumen. Diese Ruhe der Gefühle, welche sich selbst nicht kennen, und welche sich von sich selbst nähren, hätte ohne ein Ereigniß, welches Alles änderte und das uns selbst die Natur einer Freundschaft enthüllte, welche uns zu unserem Glücke genügte, Jahre lang fortgedauert.

5.

Cecco, so hieß der Vetter Graziella's, kam von Tag zu Tag regelmäßiger ins Haus und brachte die Winterabende in der Familie des Marinaro zu. Obgleich ihm das Mädchen keinerlei Zeichen der Bevorzugung gab, ja, obgleich er sogar der gewöhnliche Gegenstand ihrer ausgelassenen Scherze und die Zielscheibe ihres Witzes war, war er doch so sanft, so geduldig und so bescheiden vor ihr, daß sie sich nicht erwehren konnte, über seine Artigkeiten gerührt zu sein, und ihm zuweilen mit Güte zuzulächeln. Das genügte ihm. Er hatte ein schwaches, aber liebendes Herz, das sich von der Natur der Eigenschaften beraubt fühlt, welche den Menschen liebenswürdig machen, und das sich darum begnügt, ohne Erwiderung zu lieben, und das sich, wie ein freiwilliger Sklave, wenn nicht dem Glücke, so doch dem Dienste der Frau weiht, welcher er sich dienstbar gemacht hat. Diese Art von Liebe ist zwar nicht die edelste, aber die rührendste. Man beklagt sie, aber bewundert sie auch. Lieben, um geliebt zu werden, ziemt dem Menschen; aber lieben, um zu lieben, ist fast eine Eigenschaft der Engel.

6.

Unter den abstoßendsten Gesichtszügen lag etwas Engelhaftes in der Liebe des armen Cecco. Weit entfernt, über die Vertraulichkeiten und den Vorzug, welchen mir Graziella in seinen Augen gab, gedemüthigt oder eifersüchtig zu werden, liebte er mich, weil sie mich liebte. In der Liebe seiner Cousine forderte er nicht den ersten Platz oder die einzige Stelle, sondern die zweite oder die letzte: er hatte an Allem genug. Um ihr einen Augenblick zu gefallen, um von ihr einen freundlichen Blick, eine anmuthige Bewegung oder ein herzliches Wort zu erhalten, hätte er mich im entferntesten Winkel Frankreichs

aufgesucht und zu Derjenigen, welche mich ihm vorzog, zurückgeführt. Ich glaube sogar, daß er mich gehaßt hätte, wenn ich seine Cousine betrübt hätte.

Sein Stolz lag in ihr, wie seine Liebe. Vielleicht berechnete er auch mit jener Kälte, jenem Nachdenken und jener methodischen Ueberlegung, welche ihm Gott und seine Gebrechlichkeit gegeben hatten, instinktmäßig, daß meine Herrschaft über die Neigung seiner Cousine nicht ewig sei; daß irgend ein, aber unvermeidlicher Umstand uns trennen müsse; daß ich ein Fremder aus fernem Lande und aus einem Stande sei, welcher offenbar mit dem der Tochter eines Seemannes von Procida sich nicht vertrage; daß sich seiner Zeit die Vertraulichkeit zwischen seiner Cousine und mir enden müsse, wie sie sich gebildet, und sie dann allein, verlassen und verzweifelnd zurückbleibe; daß diese Verzweiflung eben ihr Herz beugen und es ihm, zwar gebrochen, aber ganz zu eigen geben würde. Diese Rolle eines Tröster und Freundes war die einzige, auf welche er Anspruch machen konnte; aber sein Vater trug sich mit anderen Gedanken für ihn.

7.

Da der Vater die Zuneigung Cecco's zu seiner Nichte kannte, so besuchte er sie von Zeit zu Zeit. Von ihrer Schönheit und ihrem Verstande hingerissen, über die schnellen Fortschritte, welche sie in der Ausübung ihrer Kunst, im Lesen und Schreiben machte, erstaunt; zudem überlegend, daß die natürliche Mißbildung Cecco's ihm nicht gestatten würde, Anspruch auf andere Liebe als die der Convenienz und Familie zu machen, hatte er beschlossen, seinen Sohn mit seiner Nichte zu verheirathen. Sein für einen Arbeiter ziemlich beträchtliches Vermögen erlaubte ihm, seine Anfrage für eine Gunst zu halten, der Andrea, seine Frau und das junge Mädchen nicht einmal den Gedanken an Widerstand entgegensetzen wür-

den. Sei es nun, daß er Cecco seinen Plan mitgetheilt hatte oder daß er ihm seinen Gedanken verbarg, um ihm ein unerwartetes Glück zu bereiten, kurz, er beschloß, sich zu erklären.

8.

Am Weihnachtsvorabende kam ich später als gewöhnlich nach Hause zurück, um mich mit der Familie zum Nachtessen zu setzen. Ich bemerkte eine gewisse Kälte und Verlegenheit in der sichtbar gezwungenen Physiognomie Andrea's und seiner Frau. Als ich die Augen auf Graziella richtete, sah ich, daß sie geweint habe. Die Heiterkeit und Munterkeit thronten so gewöhnlich auf ihrem Gesichte, daß dieser ungewohnte Ausdruck von Trauer es wie mit einem dichten Schleier bedeckte. Es war, als ob der Schatten ihrer Gedanken und ihres Herzens sich auf ihren Zügen gelagert hätte. Ich war versteinert und stumm, wagte nicht diese armen Leute zu fragen, noch mit Graziella zu reden, damit nicht der bloße Ton meiner Stimme ihr Herz, welches sie kaum bezwingen zu können schien, ausbreche.

Gegen ihre Gewohnheit sah sie mich nicht an. Sie führte mit zerstreuter Hand die Stücke Brodes in ihren Mund und stellte sich, um gefaßt zu erscheinen, als ob sie äße, aber es gelang ihr nicht. Sie warf das Brod unter den Tisch. Vor dem Ende des schweigsamen Mahles nahm sie den Vorwand, die Kinder zu Bette zu bringen und zog sie in ihr Gemach; sie schloß sich darin ein, ohne sich von ihren Eltern oder von mir zu verabschieden und ließ uns allein.

Als sie weggegangen war, fragte ich den Vater und die Mutter, was der Grund des Ernstes ihrer Gedanken und der Traurigkeit ihres Kindes sei. Sie erzählten mir dann, daß der Vater Cecco's im Laufe des Tages in das Haus gekommen sei; daß er ihre Enkelin zur Gattin für seinen Sohn gefordert habe; daß dieses ein großes Glück und hohe Ehre für

die Familie sei, da Cecco Vermögen besitze; daß Graziella, welche so gut sei, ihre beiden kleinen Brüder mit sich nehmen und wie ihre eigenen Kinder erziehen würde; daß sie so in ihren alten Tagen gegen die Noth geschützt seien; daß sie mit Dank ihr Jawort zu dieser Ehe gegeben haben; daß sie darüber mit Graziella geredet und daß diese aus Schüchternheit und mädchenhafter Bescheidenheit nicht geantwortet habe; daß ihr Stillschweigen und ihre Thränen die Folge ihrer Ueberraschung und Aufregung seien, daß aber dieses wie eine Fliege von einer Blume verschwinden würde, und daß zwischen dem Vater Cecco's und ihnen die Uebereinkunft getroffen worden sei, die Trauung nach Ostern stattfinden zu lassen.

9.

Sie redeten noch, als ich schon lange nicht mehr zuhörte. Ich hatte mir selbst niemals über die Anhänglichkeit, welche ich für Graziella hatte, Rechenschaft gegeben. Ich wußte nicht, wie ich sie liebte, ob es eine Vertraulichkeit, Freundschaft oder Gewohnheit oder eine Vereinigung, aller dieser Gefühle sei, woraus die Anziehungskraft, welche sie auf mich ausübte, bestehe; aber der Gedanke, also mit einem Schlage alle diese süßen Verhältnisse des Lebens und des Herzens, welche sich uns selbst unbewußt zwischen ihr und mir gebildet und befestigt hatten, aufgehoben zu sehen; der Gedanke, daß man sie mir jetzt nehmen wolle, um sie plötzlich einem Andern zu geben, daß sie aus der Freundin und Schwester, die sie mir gegenwärtig war, mir fremd und gleichgültig werden würde; daß sie nicht mehr da sein solle, daß ich sie nicht mehr zu jeder Stunde sehen und ihre Stimme mir nicht mehr rufen hören solle; daß ich nicht mehr in ihren Augen jene stets auf mich gerichtete Strahlen schmeichelnden Lichtes und der Zärtlichkeit sehen würde, welche mir mild das Herz erhellten und mich an meine Mutter und meine Schwester erinnerten; die Leere und

tiefe Nacht, welche ich mir plötzlich um mich her vorstellte, nachdem sie ihr Gatte in ein anderes Haus geführt haben würde; diese Kammer, in welcher sie nicht mehr schlafen, die meinige, in welche sie nicht mehr eintreten, den Tisch, an dem ich sie nicht mehr sitzen, die Terrasse, wo ich des Morgens beim Erwachen nicht mehr das Geräusch ihrer Schritte oder den Ton ihrer Stimme hören, die Kirchen, in die ich sie am Sonntage nicht mehr begleiten, die Barke, wo ihr Platz leer bleiben und ich nur noch mit dem Wind und den Wellen reden würde; die zusammengedrängten Bilder aller dieser süßen Gewohnheiten unseres vergangenen Lebens, welche sich plötzlich meinem Geiste darstellten und dann wieder plötzlich verschwanden, um mich in einem Abgrunde der Einsamkeit und des Nichts zurückzulassen; — alles dieses ließ mich zum ersten Male erkennen, was für mich der Umgang dieses jungen Mädchens sei, und zeigte mir nur zu sehr, daß das Gefühl, welches mich an sie knüpfe, mochte es nun Freundschaft oder Liebe sein, stärker war als ich glaubte und der mir unbekannte Zauber meines einfachen Lebens in Neapel nicht in dem Meer, noch in der Barke, noch dem bescheidenen Zimmer im Hause, noch dem Fischer oder seiner Frau, noch in Beppo oder den Kindern, sondern in einem einzigen Wesen lag, und daß, sobald dieses Wesen aus dem Hause verschwunden sei, mit ihm Alles zugleich verschwinden werde. Fehlte sie meinem gegenwärtigen Leben, so war ihm Alles genommen. Ich fühlte es: dieses bis jetzt unklare Gefühl, das ich mir nie eingestanden hatte, traf mich so empfindlich, daß mein ganzes Herz davon erbebte und ich durch die Unendlichkeit der Trauer, in welche sich mein Herz plötzlich versenkte, etwas von der Unendlichkeit der Liebe empfand.

10.

Schweigend ging ich auf mein Zimmer zurück und warf

mich ganz angekleidet auf mein Bette. Ich versuchte zu lesen, zu schreiben, zu denken, mich durch irgend eine anstrengende geistige Arbeit, welche meine Aufregung beherrschen sollte, zu zerstreuen. Alles war umsonst. Die innere Aufregung war so gewaltig, daß ich nicht zwei Gedanken haben, und daß nicht einmal die Ermattung meiner Kräfte den Schlaf herbeiführen konnte. Noch nie war mir das Bild Graziella's so reizend und so beharrlich vor den Augen geschwebt. Ich genoß dasselbe, wie etwas, das man alle Tage sieht, und dessen Süßigkeit man erst im Augenblick des Verlustes recht fühlt. Selbst ihre Schönheit war mir bis zu diesem Tage nicht sonderlich aufgefallen! ich verwechselte den Eindruck, welchen sie auf mich machte, mit dem der Freundschaft, welche ich für sie empfand und die ihre Physiognomie für mich ausdrückte. Ich wußte nicht, daß mit meiner Anhänglichkeit so viel Bewunderung verknüpft sei; ich ahnte auch nicht die leiseste Leidenschaft in ihrer Zuneigung.

Ich gab mir über alles dieses, nicht einmal in den langen Schwingungen während der Schlaflosigkeit dieser Nacht, Rechenschaft. Alles war in meinem Schmerz wie in meinen Gefühlen in wildem Durcheinander. Ich glich einem von einem plötzlichen Schlag betäubten Menschen, der noch nicht recht weiß, wo er leidet, aber überall Schmerzen empfindet.

Ich verließ mein Lager, ehe sich irgend welches Geräusch hören ließ. Ich weiß nicht, welcher Instinkt mich einige Zeit mich zu entfernen hieß, als ob meine Anwesenheit in einem solchen Augenblick das Heiligthum jener Familie, deren Geschick sich so vor einem Fremden entschied, hätte stören müssen.

Ich verließ das Haus, nachdem ich Beppo in Kenntniß gesetzt hatte, daß ich auf einige Tage ausbleiben werde. Ich schlug den Weg ein, welchen meine ersten zufälligen Schritte betreten hatten, und ging die langen Quais von Neapel, die Küste von Resina, von Portici und den Fuß des Vesuvs ent-

lang. Im Torre del Greco nahm ich Führer und schlief auf einem Stein an der Thüre der Einsidelei San Salavatore an den Grenzen, wo die belebte Natur aufhört und die Region des Feuers beginnt. Da der Vulkan seit einiger Zeit im Ausbruch begriffen war und mit jedem Stoße Aschen- und Steinwolken auswarf, welche wir in der Nacht bis in die Lavaschlucht, welche am Fuße der Eremitage ist, hinabstürzen hörten, so weigerten sich meine Führer, mich weiter zu begleiten. Ich stieg allein hinauf, erkletterte mit Mühe den letzten Kegel, wobei ich mit Füßen und Händen in eine dicke glühende Aschenschichte versank, die unter dem Gewicht des Menschen nachgab. Der Vulkan grollte und donnerte von Zeit zu Zeit; calcinirte und noch roth glühende Steine fielen rechts und links von mir zur Erde und erloschen in der Asche. Nichts hielt mich auf. Ich gelangte bis zum äußersten Umkreis der Kraters und setzte mich nieder. Ich sah die Sonne über dem Golf, über der Landschaft und über der blendenden Stadt Neapel aufgehen. Dieses Schauspiel, zu dessen Bewunderung Reisende von tausend Meilen weit sich einfinden, ließ mich kalt und fühllos. Ich suchte mitten in dieser Unermeßlichkeit des Lichtes, des Meeres, Gestades und von der Sonne beschienener Häuser nur einen weißen Fleck unter dem düsteren Grün der Bäume am äußersten Ende des Pausilippo, in dem ich Andrea's Hütte zu erkennen glaubte. Der Mensch mag immerhin den Raum betrachten und umfassen, die ganze Natur besteht für ihn nur aus zwei oder drei Gesichtspunkten, in welche seine ganze Seele ausläuft. Wenn man aus dem Leben das liebende Herz nimmt, was bleibt von ihm übrig? Ebenso verhält es sich auch mit der Natur. Nehmet die Gegend und das Haus weg, welches Eure Gedanken aufsuchen, oder welches Eure Erinnerungen bevölkern, und es bleibt nur eine glänzende Leere zurück, in welche der Blick sich verliert, ohne Grund noch Ruhe zu finden. Darf man sich nach diesem verwundern, daß

die erhabensten Scenen der Schöpfung mit so verschiedenen Augen von den Reisenden betrachtet worden? Der Grund ist, daß Jeder seine eigene Anschauungsweise mit sich bringt. Eine Wolke, die sich über die Seele lagert, verhüllt und entfärbt die Erde mehr als eine Wolke über dem Horizonte; das Schauspiel liegt im Beschauer: das empfand ich damals an mir selbst.

11.

Ich betrachtete Alles, sah aber Nichts. Umsonst stieg ich, wie ein Wahnsinniger, an erkalteten Lavaspitzen mich festhaltend, bis zum Grund des Kraters hinab; umsonst übersprang ich tiefe Spalten, wo der heraussteigende Rauch und die Flammen mich verstickten und versenkten; umsonst betrachtete ich die großen Lager von krystallisirtem Schwefel und Salz, welche von dem Athem dieses Feuers gefärbten Gletschern glichen. Ich blieb für die Bewunderung so kalt als für die Gefahr. Meine Seele weilte wo anders; umsonst wollte ich sie an Ort und Stelle zurückrufen.

Am Abend stieg ich zur Eremitage zurück; ich verabschiedete meine Führer und kehrte durch die Weinberge von Pompeji zurück. Ich brachte einen ganzen Tag mit Spaziergängen in den verödeten Straßen der verschütteten Stadt zu. Dieses Grab, nach zweitausend Jahren wieder geöffnet, und seine Straßen, seine Denkmale, seine Kunstgegenstände der Sonne zurückgebend ließ mich so kalt und fühllos als der Vesuv. Die Seele aller dieser Asche wurde schon seit so vielen Jahrhunderten von dem Winde Gottes fortgetragen, daß sie nicht mehr zu meinem Herzen reden konnte. Ich trat in den Straßen dieser früheren Stadt den Staub ihrer Bewohner mit derselben Gleichgültigkeit mit Füßen, als ob er ein vom Meere an seine Ufer gewälzter Haufen von leeren Muscheln wäre. Die Zeit ist ein großes Meer, welches wie das andere von unsern

Trümmern überfließt. Man kann nicht alle beweinen. Jeder Mensch hat seine Schmerzen, jedes Zeitalter seine Mitleiden, und beide haben an dem ihrigen genug.

Als ich Pompeji verließ, versenkte ich mich in die waldige Schluchten der Berge von Castellamare und Sorrent. Ich brachte hier einige Tage zu, indem ich von einem Dorf zum andern ging, und mich von den Ziegenhirten zu den berühmtesten Stellen ihres Gebirges führen ließ. Man hielt mich für einen Maler, welcher in Landschaften Studien mache, weil ich von Zeit zu Zeit einige Bemerkungen in ein kleines Zeichenbuch schrieb, welches mir mein Freund zurückgelassen hatte. Ich war nur eine irrende Seele, welche da und dort auf dem Lande umherschweifte, um die Tage todtzuschlagen. Alles fehlte mir: ich fehlte mir selbst.

Ich konnte dieses Leben nicht länger fortsetzen. Als die Weihnachtsfeste vorüber waren, und ebenso auch der erste Tag des neuen Jahres, aus welchem die Menschen einen Festtag gemacht haben, als wollten sie mit Freudenbezeigungen und Blumenkränzen die Zeit sich unterwürfig machen, wie man einen gestrengen Gastwirth besänftigen will, eilte ich nach Neapel zurück. Ich kehrte bei Nacht und mit Zagen in die Stadt zurück, getheilt zwischen der Ungeduld, Graziella wieder zu sehen, und der Angst, zu erfahren, daß ich sie nicht mehr sehen könne. Ich hielt wohl zwanzigmal inne; ich setzte mich auf den Rand der Barken, als ich mich der Margellina näherte.

Ich begegnete Beppo einige Schritte vor dem Haus. Er stieß ein Freudengeschrei aus, als er mich sah, und fiel mir, wie ein jüngerer Bruder um den Hals. Er führte mich zu seiner Barke und erzählte mir Alles, was sich während meiner Abwesenheit zugetragen habe.

Alles in dem Hause hatte sich sehr verändert. Graziella konnte, seitdem ich weggegangen war, nur noch weinen. Sie

setzte sich zu der Mahlzeit nicht mehr an den Tisch; sie bearbeitete nicht mehr die Korallen; sie brachte alle Tage in ihre Kammer sich einschließend zu, ohne antworten zu wollen, wenn man ihr rief, und die ganze Nacht über ging sie auf der Terrasse spaziren. Man sagte in der Nachbarschaft, sie sei überworfen oder innamorata; aber er wußte wohl, daß dem nicht also sei.

Das ganze Uebel kam, wie der Knabe sagte, daher, daß man sie an Cecco verheirathen wollte, und daß sie dieses nicht wollte. Beppino hatte Alles gesehen und Alles gehört. Der Vater Cecco's kam alle Tage, um von seinem Großvater und seiner Großmutter eine Antwort abzuholen. Diese bestürmten fortwährend Graziella, daß sie endlich ihre Zustimmung gebe. Sie wollte davon nicht reden hören, sie sagte, sie würde eher nach Genf fliehen. Dieser Ausdruck bedeutet bei dem katholischen Volk von Neapel so viel als seinen Glauben wechseln. Diese Drohung ist schlimmer als die des Selbstmordes: sie enthält den ewigen Selbstmord der Seele. Andrea und seine Frau, welche Graziella anbeteten, verzweifelten über ihre Widersetzlichkeit, sowie über den Verlust ihrer Heirathshoffnungen für sie. Sie beschworen sie bei ihren weißen Haaren; sie redeten ihr von ihrem Alter, der Zukunft der beiden Kinder vor. Auf dieses hin wurde Graziella gerührt. Sie empfing den armen Cecco, welcher von Zeit zu Zeit sich demüthig an der Thüre der Kammer seiner Cousine niedersetzte und mit den Kleinen spielte, etwas freundlicher. Er sagte ihr durch die Thüre guten Morgen und gute Nacht, erhielt aber selten auch nur ein einziges Wort der Erwiderung. Er ging unzufrieden aber resignirt fort und kam am nächsten Tage stets als der Nämliche wieder. „Meine Schwester hat sehr Unrecht, sagte Beppino. Cecco liebt sie so sehr und er ist so gut! Sie wäre mit ihm ganz glücklich! — Diesen Abend endlich, setzte er hinzu, ließ sie sich durch die Bitten meines Großvaters

und meiner Großmutter und durch die Thränen Cecco's besiegen. Sie öffnete halb die Thüre; sie reichte ihm die Hand; sie legte einen Ring an seinen Finger und versprach, daß sie sich morgen verloben lassen wolle. Aber wer weiß, ob ihr bis morgen nicht ein anderer Gedanken gekommen ist? Sie, die sonst so mild und heiter war! Mein Gott! Wie hat sie sich verändert! Sie würden sie nicht mehr erkennen!...."

12.

Beppino legte sich in der Barke nieder. Nachdem ich so von ihm über das, was sich im Hause zugetragen hatte, belehrt worden war, trat ich in dasselbe ein.

Andrea und seine Frau waren allein auf dem Astrico. Sie empfingen mich herzlich und überhäuften mich mit zarten Vorwürfen über meine so lang ausgedehnte Abwesenheit. Sie erzählten mir ihre Sorgen und ihre Hoffnung in Betreff Graziella's. „Wenn Sie hier gewesen wären, sagte Andrea zu mir, Sie, den sie so sehr liebt, und dem sie noch niemals etwas abgeschlagen hat, würden Sie uns zur rechter Zeit zur Seite gestanden haben; wie sehr sind wir erfreut, Sie wiederzusehen! Morgen ist die Verlobnng und Sie werden ihr anwohnen, Ihre Gegenwart hat uns stets Glück gebracht."

Bei diesen Worten dieser armen Leuten fühlte ich einen Schauder durch alle meine Glieder laufen. Eine innere Stimme sagte mir, daß ich an ihrem Unglück Schuld trage. Ich glühte und zitterte zugleich, Graziella wiederzusehen. Ich sprach absichtlich laut mit ihren Eltern, und ging vor ihrer Thüre hin und her, wie Jemand, der nicht rufen will, aber gehört zu werden wünscht, sie blieb aber taub und stumm und zeigte sich nicht. Ich ging auf mein Zimmer zurück und legte mich schlafen. Eine gewisse Ruhe, welche das Aufhören des Zweifels und die Gewißheit von irgend etwas, selbst vom Unglück, in der aufgeregten Seele hervorbringt, bemächtigte sich endlich

meines Geistes. Ich fiel bewegungslos und wie eine todte Masse auf mein Bett. Die Ermattung der Gedanken und Glieder versetzten mich schnell in verwirrte Träume und bald darauf in die Bewußtlosigkeit des Schlafes.

13.

Während der Nacht wachte ich zwei bis dreimal halb auf. Es war eine jener Winternächte, welche in wärmeren Gegenden und am Ufer des Meeres seltener aber finsterer sind. Die Blitze leuchteten ohne Unterbrechung durch die Ritzen meiner Fensterläden, wie das Blinken eines feurigen Auges auf den Wänden meines Zimmers. Der Wind heulte wie eine Koppel hungriger Hunde. Von den dumpfen Schlägen der vollen Wellen gegen das Ufer der Margellina erzitterte die ganze Küste, als ob man Felsblöcke auf sie herabwerfe.

Meine Thüre zitterte und schlug beim Wehen des Windes. Zwei oder dreimal schien es mir, daß sie sich öffne, daß sie sich von selbst wieder schließe, und daß ich in dem Pfeifen und Klagen des Sturmes ein erstícktes Geschrei und menschliche Seufzer höre. Ich glaubte sogar einmal Worte erschallen und meinen Namen wie einen Nothruf gehört zu haben. Ich setzte mich auf meinem Bett hin, aber ich hörte nichts mehr: ich glaubte, daß der Sturm, das Fieber und die Träume mich getäuscht haben, und fiel wieder in meinen tiefen Schlaf zurück.

Am Morgen hatte der Sturm dem reinsten Sonnenscheine Platz gemacht. Ich wurde durch wirkliche Seufzer und durch ein Geschrei der Verzweiflung des armen Fischers und seiner Frau, welche auf der Thürschwelle Graziella's klagten, aufgeweckt. Die arme Kleine war während der Nacht entflohen. Sie hatte die Kinder aufgeweckt und umarmt, indem sie ihnen ein Zeichen gegeben, zu schweigen. Sie hatte ihre schönsten Kleider, ihre Ohrringe, ihre Halsbänder, das wenige Geld, das sie besaß, auf ihrem Bette liegen lassen.

Der Vater hielt ein von einigen Wassertropfen genäßtes Stück Papier, welches sich mit einer Stecknadel an das Bett geheftet vorgefunden hatte, in der Hand. Es standen fünf bis sechs Zeilen darauf, welche er mich in seiner Verzweiflung zu lesen bat. Ich nahm das Papier. Es enthielt nur diese mit zitternder Hand in Fieberhitze geschriebenen Worte, welche ich kaum zu entziffern vermochte: „Ich habe zu viel versprochen.... eine Stimme sagt mir, daß ich zu schwach dazu bin.... ich umfasse Eure Füße. Verzeihet mir. Ich will lieber Nonne werden. Tröstet Cecco und den Herrn.... Ich werde zu Gott für ihn und für die Kleinen beten. Gebet ihnen Alles, was mir gehört. Stellet dem Cecco den Ring zurück....“

Bei dem Vorlesen dieser Zeilen brach die ganze Familie aufs Neue in Thränen aus. Als die kleinen, noch ganz nackten Kinder hörten, daß ihre Schwester für immer fortgegangen sei, mengten sie ihr Geschrei zu dem Seufzen der alten Leute, und sprangen durch das ganze Haus, indem sie Graziella riefen.

14.

Das Billet entfiel meinen Händen, Als ich es aufheben wollte, sah ich auf dem Boden, unter meiner Thüre, eine Granatblüthe, welche ich am vergangenen Sonntag im Haar des jungen Mädchens bewunderte, und die kleine Medaille mit dem Heiligenbild, welches sie immer an ihrer Brust trug, und welches sie einige Monate zuvor, während meiner Krankheit an meinen Vorhang geheftet hatte. Ich konnte nicht mehr bezweifeln, daß sich meine Thüre wirklich während der Nacht geöffnet und wieder geschlossen habe; daß die erstickten Worte und Seufzer, welche ich zu hören geglaubt und die ich für die Klagen des Windes gehalten hatte, wirklich die Abschiedsworte und Seufzer des armen Kindes gewesen seien. Eine

trockene Stelle auf der äußeren Schwelle des Einganges in mein Zimmer mitten unter den Regenspuren, welche die ganze Terrasse bedeckten, bewies, daß sich das Mädchen während des Sturmes hierher gesetzt, daß sie ihre letzte Stunde auf diesem Steine knieend oder liegend mit Wehklagen und Weinen zugebracht hatte. Ich hob die Granatblumen und Medaille auf und verbarg sie an meinem Herzen.

Die armen Leute waren mitten in ihrer Verzweiflung gerührt, mich wie sie weinen zu sehen. Ich that, was ich konnte, um sie zu trösten. Es wurde ausgemacht, daß, wenn sie ihre Tochter wieder finden würde, mit keiner Silbe mehr von Cecco die Rede sein sollte. Cecco selbst, welchen Beppino herbeigeholt hatte, war der Erste, welcher sich dem Frieden des Hauses und der Rückkehr seiner Cousine zum Opfer bringen wollte. So verzweifelt er war, sah man doch, daß er sich darüber freute, daß sein Name mit Zärtlichkeit in dem Billet genannt war, und daß er selbst in dem Abschied, welcher seine Verzweiflung bewirkte, einen gewissen Trost fand.

„Sie hat doch an mich gedacht,“ sagte er, und wischte sich die Augen ab. Wir kamen sogleich mit einander überein, daß wir uns keinen Augenblick der Ruhe gönnen wollten, bevor wir der Flüchtigen auf die Spur gekommen wären.

Der Vater und Cecco gingen eilig fort, um in den unzähligen Frauenklöstern der Stadt Erkundigungen einzuziehen. Beppo und die Großmutter eilten zu den jungen Freundinnen Graziella's, von denen sie vermutheten, daß sie einige vertrauliche Andeutungen über ihre Plane und ihre Flucht erhalten haben könnten. Ich, als Fremder, übernahm es, die Quais, den Hafen von Neapel und die Thore der Stadt zu durchforschen, um die Wächter, die Schiffscapitäne und Seeleute auszufragen, ob keiner von ihnen eine junge Procidanerin die Stadt verlassen und am Morgen sich einschiffen gesehen habe.

Der Morgen ging mit vergeblichen Nachforschungen hin. Wir kehrten ganz stumm und traurig in das Haus zurück, um uns gegenseitig unsere Schritte zu erzählen und um uns von Neuem zu berathen. Niemand, außer den Kindern war stark genug, um ein Stück Brod in den Mund zu nehmen. Andrea und seine Frau setzten sich entmuthigt auf die Schwelle der Kammer Graziella's. Beppino und Cecco irrten von Neuem in den Straßen und Kirchen umher, welche man in Neapel gegen Abend für die Litaneien und Benediktionen wieder öffnet.

15.

Ich ging allein nach ihnen aus und schlug traurig, nach dem Zufall, den Weg ein, welcher zu der Grotte des Pausilipp führte. Ich ging durch die Grotte und bis an das Gestade des Meeres, welches die kleine Insel Nisida bespült.

Von der Küste des Meeres aus richteten sich meine Blicke auf Procida, das man von hier aus wie eine Schildkrötenschale auf den blauen Wogen schimmern sieht. Mein Gedanke fiel ganz natürlich auf diese Insel und auf diese Festtage, welche ich hier mit Graziella zugebracht hatte. Eine innere Eingebung leitete mich dahin. Ich erinnerte mich, daß das Mädchen hier eine fast gleichalterige Freundin habe, die Tochter eines armen Bewohners einer benachbarten Hütte, und daß dieses Mädchen einen besonderen Anzug hatte, welcher sich von dem ihrer Freundinnen unterschied. Als ich sie eines Tages über die Gründe dieses Unterschieds in ihrem Anzug fragte, hatte sie mir geantwortet, sie sei Nonne, obgleich sie in einer Art Zwischenzustand zwischen dem klösterlichen und Familienleben bei ihren Eltern frei wohne. Sie zeigte mir die Kirche ihres Klosters; es gab deren mehre auf der Insel, sowie in Ischia und in den Dörfern auf dem neapolitanischen Lande.

Es kam mir der Gedanke, daß Graziella in der Absicht, sich dem Klosterleben zu weihen, vielleicht dieser Freundin

sich anvertraut und sie angegangen habe, ihr die Pforten ihres Klosters zu öffnen. Ich hatte mir nicht die Zeit gegönnt nachzudenken, und ging schon mit eiligen Schritten auf Puzzoli, die Procida nächstgelegene Stadt, wo man Barken findet, zu.

In weniger als einer Stunde kam ich in Puzzoli an. Ich eilte zum Hafen und zahlte zwei Schiffern den doppelten Preis, um sie zu bestimmen, mich trotz des hochgehenden Meeres und der hereinbrechenden Nacht nach Procida zu bringen. Sie zogen ihre Barke in das Meer, ich ergriff mit ihnen ein Paar Ruder, und wir umschifften mühsam das mysenische Vorgebirge. Zwei Stunden später landete ich an der Insel, und ich kletterte ganz allein, ganz außer Athem und zitternd, mitten in der Finsterniß und unter den heftigen Stößen des winterlichen Windes die Stufen der langen Treppe hinauf, welche zu Andrea's Hütte führten.

16.

Wenn Graziella auf der Insel ist, dachte ich bei mir selbst, wird sie durch den natürlichen Instinkt, welcher den Vogel zu seinem Nest und das Kind zum Hause seines Vaters führt, zuerst hierher gekommen sein. Ist sie nicht mehr hier, so werden mir einige Spuren angeben, daß sie hier gewesen ist. Diese Spuren werden mich vielleicht dahin führen, wo sie jetzt ist. Finde ich weder sie noch Spuren von ihr, so ist Alles verloren: die Pforten irgend eines lebendigen Grabes werden sich für immer über ihrer Jugend geschlossen haben.

Von diesem furchtbaren Zweifel gequält, kam ich auf der letzten Stufe an. Ich wußte, in welcher Felsenritze die alte Mutter beim Fortgehen den Schlüssel zum Hause verborgen hatte. Ich schob den Epheu bei Seite und steckte die Hand hinein. Meine Finger suchten tastend und von der Furcht, das kalte Eisen, das mich aller Hoffnung vollends beraubt

hätte, zu finden, krampfhaft zusammengezogen, nach dem Schlüssel . . . .

Der Schlüssel war nicht da. Ich stieß einen erstickten Freudenruf aus und trat mit leisen Schritten in den Hof. Die Thüre und die Läden waren geschlossen; ein schwacher Schein, welcher durch die Fensterritzen drang und welcher auf den Blättern des Feigenbaumes wiederstrahlte, verrieth eine angezündete Lampe in der Wohnung. Wer, außer dem Kind des Hauses hätte den Schlüssel finden, die Thüre öffnen und die Lampe anzünden können? Ich zweifelte nicht mehr, daß Graziella kaum zwei Schritte von mir entfernt sei, und ich fiel auf der letzten Stufe der Treppe auf die Kniee nieder, um dem Engel, welcher mich bis zu ihr geführt hatte, zu danken.

17.

Aus dem Hause ließ sich nicht das mindeste Geräusch hören. Ich lehnte mein Ohr an die Schwelle, ich glaubte das leise Geräusch eines Athems und ersticktes Schluchzen im Hintergrund des zweiten Zimmers zu hören. Ich ließ die Thüre leicht erzittern, als ob sie nur in den Angeln vom Wind erschüttert worden wäre, um allmählig die Aufmerksamkeit Graziella's zu erregen, damit nicht das plötzliche und unerwartete Hören einer menschlichen Stimme, die ihr rufe, sie augenblicklich tödte. Der Athem hielt inne. Dann rief ich Graziella mit halblauter Stimme und dem ruhigsten aber zärtlichsten Tone, welchen ich in meiner Brust finden konnte. Ein schwacher Schrei antwortete mir aus dem Hintergrunde des Hauses.

Ich rief ihr von Neuem und beschwor sie, ihrem Freunde, ihrem Bruder zu öffnen, der allein, in der Nacht, mitten im Sturme von seinem guten Engel geleitet, komme, um sie aufzusuchen, zu entdecken, von ihrer Verzweiflung zu erlösen, ihr die Ver-

zeihung ihrer Familie zu überbringen, wie die seinige, und sie zu ihrer Pflicht, ihrem Glück, ihrer armen Großmutter, ihren lieben kleinen Kindern zurückzuführen!

„Mein Gott! Er ist es! Mein Name ist es! Seine Stimme ist es!" rief sie mit gedämpfter Stimme.

Ich rief ihr noch zärtlicher: Graziellina, — eine Name der Zärtlichkeit, welchen ich ihr zuweilen gegeben hatte, wenn wir mit einander scherzten.

„Oh er ist es gewiß, sagte sie. Ich täusche mich nicht, mein Gott, er ist es!"

Ich hörte sie von dem trockenen Laub, welches bei jeder ihrer Bewegungen knitterte, einen Schritt machen, um mir zu öffnen, und dann vor Schwäche oder Aufregung zurücksinken, ohne weiter gehen zu können.

18.

Jetzt zauderte ich nicht mehr; ich stemmte meine Schultern mit aller Kraft der Ungeduld und Unruhe gegen die alte Thüre; das Schloß gab nach, löste sich leicht ab, und ich stürzte mich in das Haus.

Die kleine, von Graziella vor der Madonna angezündete Lampe erhellte es mit einem schwachen Scheine. Ich lief in den Hintergrund des zweiten Zimmers, wo ich ihre Stimme und ihren Fall gehört hatte und wo ich sie ohnmächtig zu finden vermuthete. Sie war nicht ohnmächtig; es war nur ihre Schwäche, welche ihre Anstrengung vereitelt und sie auf den Haufen trockenen Heidenkrautes niedergeworfen hatte, welcher ihr zum Lager diente. Sie faltete die Hände, während sie mich ansah. Ihre durch das Fieber belebte, durch das Staunen geöffneten und durch die Liebe schmachtenden Augen schimmerten wie zwei Firsterne, deren Licht vom Himmel fällt, und die den Beschauer anzublicken scheinen.

Ihr Haupt, das sie aufzurichten suchte, sank vor Schwäche

auf die Blätter zurück, nach hinten übergebeugt, wie wenn der Hals abgeschnitten wäre. Sie war blaß wie eine mit dem Tod kämpfende Kranke, außer auf dem Mittelpunkte der Wangen, welcher hellroth gefärbt war. Ihre schöne Haut war von Thränen und von dem Staub, der sich auf ihr angesetzt hatte, überzogen. Ihre schwarze Kleidung verschmolz mit der braunen Farbe der Blätter, welche auf dem Boden ausgebreitet waren und auf welchen sie lag. Ihre bloßen Füße, weiß wie der Marmor, reichten in ihrer ganzen Länge über das Graslager hinaus und ruhten auf den Steinen. Der Fieberschauer durchzitterte alle ihre Glieder, und ihre Zähne klapperten wie Castagnetten in der Hand eines Kindes. Das rothe Tuch, welches gewöhnlich die langen schwarzen Locken ihrer schönen Haare umfaßte, war losgewunden und wie ein Halbschleier über ihre Stirne bis zu den Augen hin ausgebreitet. Man sah, daß sie sich desselben bedient hatte, um ihr Gesicht und ihre Thränen damit in der Dunkelheit wie in der Unbeweglichkeit eines Leichentuchs zu begraben, und es nur zurückgeschoben hatte, als sie meine Stimme hörte und sich aufrichtete, um mir zu öffnen.

19.

Ich warf mich neben dem Heidenkraut auf die Kniee nieder, nahm ihre beiden eiskalten Hände in die meinigen, erhob sie zu meinen Lippen, um sie unter meinem Athem zu erwärmen; einige Thränen fielen von meinen Augen darauf. An dem convulsivischen Zusammendrücken ihrer Finger bemerkte ich, daß sie diesen Regen des Herzens gefühlt hatte und mir dafür dankte. Ich zog meine Seemannsjacke aus und warf sie auf ihre bloßen Füße und hüllte sie in die Falten der Wolle ein.

Sie ließ mich gewähren, indem sie mir nur mit den Augen, mit dem Ausdruck einer seligen Trunkenheit folgte,

aber ohne sich noch mit irgend einer Bewegung selbst helfen zu können, wie ein Kind, das sich einwickeln und in seiner Wiege hin- und herlegen läßt. Sodann warf ich zwei oder drei Bündel Heidenkraut auf den Heerd des ersten Zimmers, um die Luft ein wenig zu erwärmen. Ich zündete sie an der Flamme der Lampe an, und setzte mich wieder auf den Boden neben dem Blätterlager.

„Wie wohl fühle ich mich!“ sagte sie mit ganz leiser Stimme, mit mildem, gleichem und unförmigem Tone, als ob ihre Brust alle Schwingungsfähigkeit und zugleich allen Klang verloren, und nur noch eine einzige Note in der Stimme behalten hätte. „Umsonst wollte ich es mir immer verbergen, umsonst wollte ich es Dir immer verbergen: ich kann sterben, aber ich kann keinen Andern als Dich lieben. Sie haben mir einen Bräutigam geben wollen, aber Du bist der Bräutigam meiner Seele! Ich werde mich keinem Andern auf der Erde geben, denn ich habe mich heimlich Dir gegeben! Du auf der Erde, oder Gott im Himmel! das ist das Gelübde, welches ich am ersten Tage ablegte, wo ich begriff, daß mein Herz von Liebe zu Dir verwundet sei. Ich weiß wohl, daß ich nur ein armes Mädchen bin, unwürdig, auch nur Deine Füße mit ihrem Gedanken zu berühren; auch habe ich von Dir nie gefordert, daß Du mich lieben solltest. Ich werde Dich nie fragen, ob Du mich liebest. Aber ich, ich liebe Dich, ich liebe Dich, ich liebe Dich!“ Und Sie schien ihre ganze Seele in diesen drei Worten zu concentriren. „Und jetzt verachte mich, spotte meiner, trete mich zu Füßen! Mache Dich über mich lustig, wenn Du willst, als über eine Wahnsinnige, welche sich in ihren Lumpen als Königin träumt. Gebe mich dem Hohngelächter der ganzen Welt preis! Ja, ich würde es ihnen selbst sagen: Ja, ich liebe ihn! und wenn ihr an meiner Stelle gewesen wäret, so hättet ihr gethan, wie ich, ihr wäret gestorben oder ihr hättet ihn geliebt!“

20.

Ich senkte die Augen, da ich nicht wagte, sie über ihr aufzuschlagen, damit mein Blick ihr für ihre Aufgeregtheit nicht zu viel oder zu wenig sage. Doch bei diesen Worten erhob ich meine Stirne, welche auf ihre Hände geheftet war, und ich stammelte einige Worte.

Sie legte mir den Finger auf die Lippen. „Laß mich Alles sagen; jetzt bin ich zufrieden; ich habe keinen Zweifel mehr, Gott selbst hat sich erklärt. Höre:

„Als ich gestern aus dem Hause floh, nachdem ich die ganze Nacht im Kampf und Weinen an Deiner Thüre zugebracht hatte, als ich mitten durch den Sturm hierher kam, kam ich hierher in der Voraussetzung, Dich niemals wieder zu sehen, und wie eine Todte, die von selbst sich ins Grab legt. Morgen sollte ich mit Anbruch des Tages eine Nonne werden. Als ich bei der Nacht auf der Insel ankam und am Kloster anklopfte, war es zu spät, die Thüre war geschlossen; man wollte mir nicht aufmachen. Ich kam hierher, um zu übernachten und die Mauern des väterlichen Hauses zu küssen, bevor ich in das Haus Gottes und in das Grab meines Herzens eintrete. Durch ein Kind schrieb ich einer Freundin, sie solle mich morgen abholen. Ich nahm den Schlüssel und zündete die Lampe vor dem Madonnenbilde an; ich warf mich auf die Kniee und legte ein Gelübde ab, ein letztes Gelübde, ein Gelübde der Hoffnung in der Verzweiflung. Denn, wenn Du jemals liebst, so wirst Du erfahren, daß immer ein letzter Hoffnungsschimmer im Grund des Herzens zurückbleibt, selbst wenn man glaubt, daß alles erloschen sei. — Heilige Beschützerin, sagte ich zu ihr, sende mir ein Zeichen meiner Berufung, um mich zu vergewissern, daß die Liebe mich nicht täuscht, und daß ich Gott in Wahrheit ein Leben gebe, welches nur ihm allein angehören soll!

„Das ist die letzte Nacht, welche ich unter den Lebenden antreten soll! Niemand weiß, wo ich sie zubringe. Vielleicht sucht man mich morgen hier auf, wenn ich schon nicht mehr da sein werde. Kommt die Freundin, nach welcher ich geschickt habe, zuerst zu mir, so soll mir das ein Zeichen sein, daß ich mein Geschick vollenden soll und ich werde ihr auf immer in das Kloster folgen.

„Aber wenn Er es wäre, der vor ihr erschiene!... er, der von meinem Engel geleitet käme, mich aufzusuchen und mich an der Grenze meines andern Lebens zurückzuhalten!... O, dann soll es mir ein Zeichen sein, daß Du mich nicht haben willst, und daß ich mit ihm zurückkehren soll, um ihn für den Rest meiner Tage zu lieben!

„Mache, daß er es sei, setzte ich hinzu. Vollbringe noch dieses Wunder, wenn es Dein Plan und der Plan Gottes ist! Um ihn zu erlangen, mache ich Dir ein Geschenk, das einzige, was ich, die ich nichts habe, machen kann. Hier sind meine Haare, meine armen und langen Haare, welche er liebt und die er so oft lachend auflöste, um sie auf meinen Schultern im Wind spielen zu sehen. Nimm sie! ich gebe sie Dir, ich will sie sogleich selbst abschneiden, um Dir zu zeigen, daß ich mir nichts vorbehalte und sich mein Haupt im Voraus der Scheere unterwirft, welche sie morgen abschneiden wird, indem sie mich von der Welt trennt."

Bei diesen Worten schob sie das seidene Tuch, das ihren Kopf bedeckt, mit der linken Hand bei Seite, nahm mit der andern die neben ihr auf den Blätterlagen liegenden Haarlocken, und zeigte sie mir, indem sie sie aufrollte. — „Die Madonna hat das Wunder vollbracht!" fuhr sie mit einer stärkeren Stimme und mit dem Tone tiefster Freude fort. „Sie hat Dich gesandt! Ich will hingehen, wohin Du willst. Meine Haare gehören ihr; mein Leben ist Dein!"

Ich stürzte mich auf die abgeschnittenen Flechten ihrer

schönen schwarzen Haare, welche mir in der Hand blieben, wie ein vom Stamme abgehauener todter Ast. Ich bedeckte sie mit stummen Küssen, drückte sie gegen mein Herz und netzte sie mit Thränen, als ob sie ein Theil ihrer selbst gewesen wären, den ich in die Erde begraben würde. Als ich dann sie wieder anblickte, sah ich ihr zierliches Köpfchen, das sie seines Schmuckes beraubt, aber als wäre sie von ihrem Opfer geschmückt und verschönert, inmitten der schwarzen ungleichen Ueberreste ihres von der Scheere eher zerrissenen als abgeschnittenen Haares vor Freude und Liebe erglänzen. Sie erschien mir, wie die verstümmelte Statue der Jugend, deren Anmuth und Schönheit durch die Verstümmlungen der Zeit sogar vermehrt werden, indem sie zu der Bewunderung die Rührung fügen. Diese Entweihung ihrer selbst, dieser Selbstmord ihrer Schönheit aus Liebe zu mir, führte einen Schlag gegen mein Herz, dessen Wiederhall mein ganzes Wesen erschütterte und mich zu ihren Füßen mit der Stirne auf den Boden warf. Ich ahnte was die Liebe sei, und ich hielt diese Ahnung für die Liebe selbst!

21.

Ach! es war nicht die vollkommene Liebe, es war in mir nur ihr Schatten. Aber ich war zu sehr Kind und noch zu naiv, um mich nicht selbst darüber zu täuschen. Ich glaubte sie anzubeten, wie so viel Unschuld, Schönheit und Liebe von einem Liebhaber angebetet zu werden verdienten. Ich sagte es ihr mit jenem aufrichtigen Ton, welchen die Rührung eingibt, und mit jener zurückhaltenden Leidenschaft, welche die Einsamkeit, die Nacht, die Verzweiflung und die Thränen erregen. Sie glaubte es, weil sie es glauben mußte, um zu leben, und weil sie selbst Leidenschaft genug in ihrem Herzen hatte, um den Mangel davon in tausend andern Herzen zu verbergen.

Die ganze Nacht verging so in dem vertraulichen aber naiven und reinen Gespräch zweier Wesen, welche sich in aller Unschuld ihre Liebe gestehen und welche wünschen, daß die Nacht und die Stille ewig währen, damit sich nichts Fremdes zwischen den Mund und das Herz stelle. Ihre Frömmigkeit und meine schüchterne Zurückhaltung, ja selbst die Rührung unserer Seelen entfernten von uns jede andere Gefahr. Der Schleier unserer Thränen lag über uns. Nichts steht der Wollust so fern als die Rührung. Eine solche Vertraulichkeit mißbrauchen, wäre so viel gewesen, als zwei Seelen zu entheiligen.

Ich hielt ihre beiden Hände in den meinigen und fühlte, wie sie sich wieder belebten. Ich holte ihr frisches Wasser, um sie aus meiner hohlen Hand trinken zu lassen oder ihre Stirne und ihre Wangen damit zu netzen. Ich zündete das Feuer wieder an, indem ich einige Aeste hineinwarf, dann setzte ich mich wieder auf den Stein neben dem Myrtenbündel, auf welchem ihr Kopf ruhte, um das köstliche Geständniß ihrer Liebe immer und immer wieder zu hören; wie diese Liebe in ihr selbst unbewußt unter dem Scheine einer reinen und süßen schwesterlichen Freundschaft aufgekeimt sei; wie sie zuerst darüber beunruhigt, dann wieder beruhigt worden sei; an welchem Zeichen sie endlich erkannt habe, daß sie mich liebe; wie viele geheime Zeichen der Bevorzugung sie mir, ohne daß ich es wußte, gegeben habe; an welchem Tage sie sich verrathen, an welchem andern sie bemerkt zu haben glaubte, daß ich ihre Gefühle erwidere, die Stunden, die Geberden, das Lächeln, die entfahrenen und unterdrückten Worte, die Enthüllungen der unfreiwilligen Gewölke unserer Gesichter während jener sechs Monate. Ihr Gedächtniß hatte Alles behalten; es erinnerte sie an Alles, wie das Gras der südlichen Gebirge, das der Wind im Sommer in Brand gesetzt hat, die Spur des Feuers an allen Stellen, wo es vorüber ging, bewahrt.

22.

Hiezu fügte sie noch jenen geheimnißvollen Aberglauben des Gefühls, welcher den unbedeutendsten Umständen einen größern Werth beilegt. Sie lüftete so zu sagen der Reihe nach alle Schleier ihrer Seele vor mir. Sie zeigte sich, wie vor Gott, in der ganzen Nacktheit ihrer Unschuld, Kindlichkeit und Ungezwungenheit. Die Seele hat nur einmal in dem Leben solche Augenblicke, in welchen sie sich ganz und rückhaltslos in eine andere Seele mit jenem unerschöpflichen Gemurmel der Lippen ergießt, welche ihren verliebten Ergüssen nicht genügen können und die am Ende unartikulirte und verworrene Laute wie Küsse eines einschlafenden Kindes von sich geben.

Ich wurde nicht müde, zuzuhören, zu seufzen und zu schaudern der Reihe nach. Obgleich mein noch zu leichtsinniges und noch zu jugendlich eingebildetes Herz weder reif noch fruchtbar genug war, um aus sich selbst so heiße und so göttliche Rührungen zu erzeugen, machten diese Rührungen, indem sie in mein Herz fielen, einen so neuen und köstlichen Eindruck, daß ich bei ihrem Gefühl sie selbst hervorzubringen schien. Ich war im Irrthum: ich war das Eis und sie das Feuer. Ich glaubte es hervorzubringen, während ich es bloß zurückspiegelte. Gleichwohl schien diese von dem Einen auf das Andere zurückgeworfene Ausstrahlung Beiden anzugehören und uns mit der Atmosphäre des gleichen Gefühls zu umhüllen.

23.

So verging diese lange Winternacht. Diese Nacht hatte für sie und für mich nur die Dauer des ersten Seufzers, welcher sagt, daß man liebt. Als der Tag erschien, war es uns, als ob er dieses kaum angefangene Wort unterbreche.

Und doch stund die Sonne schon sehr hoch am Himmel, als sich ihre Strahlen durch die geschossenen Fensterläden drängten und den Schimmer der Lampe bleichen machten. Im Augenblick, wo ich die Thüre öffnete, sah ich die ganze Fischerfamilie vor mir, welche eilig die Treppe heraufkam.

Die junge Nonne von Procida, die Freundin Graziella's, an welche diese den Abend zuvor ihren Brief gesandt und der sie ihre Absicht, am kommenden Tage in das Kloster einzutreten, mitgetheilt hatte, hatte irgend einen Herzenskummer geargwohnt und noch in der Nacht einen ihrer Brüder nach Neapel geschickt, um die Eltern von Graziella's Entschluß in Kenntniß zu setzen. Sobald diese also benachrichtigt waren, wo sie ihr Kind wieder finden könnten, kamen sie so schnell als möglich mit Freude und Reue herbei, um es vom Abgrnnd der Verzweiflung zurückzuhalten und es frei und ohne Vorwurf nach Hause zurückzuführen.

Die Großmutter warf sich neben dem Bett auf die Kniee nieder, indem sie die beiden kleinen Kinder, welche sie zur Rührung mitgenommen hatte, mit ihren beiden Armen vor sich her schob und sich mit ihren Körpern wie mit einem Schild gegen die Vorwürfe ihrer Enkeltochter schützte. Die Kinder warfen sich unter lautem Geschrei und Schluchzen in die Arme ihrer Schwester. Als diese sich erhob, um sie liebzukosen und ihre Großmutter zu umarmen, fiel das Tuch, welches den Kopf Graziella's bedeckte, herunter und ließ ihren des Haarschmuckes beraubten Kopf sehen. Sie erzitterten beim Anblick dieser Mißhandlung ihrer Schönheit, deren Sinn sie nur zu gut verstanden. Von Neuem ertönte das Schluchzen in dem Hause. Die Nonne, welche in diesem Augenblick hereintrat, besänftigte und tröstete Alle; sie hob die vom Haupte Graziella's abgeschnittenen Locken auf, berührte damit das Madonnenbild, faltete sie in ein weißseidenes Tuch und legte sie in die Schürze der Großmutter. „Behaltet sie," sagte sie zu

ihr, „um sie ihr von Zeit zu Zeit zu zeigen, sei es wenn sie glücklich oder wenn sie unglücklich ist, und um ihr ins Gedächtniß zurückzurufen, daß, wenn sie dem zugehören wird, den sie liebt, die Erstlinge ihres Herzens stets Gott angehören müssen, wie die Erstlinge ihrer Schönheit Ihm in diesem Haare zu eigen geworden sind.“

24.

Am Abend kehrten wir Alle mit einander nach Neapel zurück. Der Eifer, welchen ich bei diesem Ereignisse gezeigt hatte, um Graziella wieder aufzufinden und zu retten, hatte die Anhänglichkeit der alten Frau und des Fischers zu mir verdoppelt. Keines von ihnen ahnte die Art und Weise meiner Zuneigung zu ihr und ihrer Anhänglichkeit an mich. Man schrieb ihren ganzen Widerwillen der häßlichen Gestalt Cecco's zu, und hoffte diesen Widerwillen durch vernünftige Gründe und mit Hülfe der Zeit zu überwinden. Man versprach Graziella, sie in Betreff der Heirath nicht mehr zu drängen. Cecco selbst bat seinen Vater, nicht mehr davon zu reden, er bat durch seine Beschämung, seine Haltung und seine Blicke seine Cousine um Verzeihung, daß er der Anlaß zu ihrem Kummer gewesen sei. Die Ruhe kehrte in dem Hause wieder ein.

25.

Nichts warf auch nur einen Schatten auf das Gesicht Graziella's oder auf mein Glück, wäre es nicht der Gedanke gewesen, daß dieses Glück früher oder später durch meine Rückkehr in die Heimath unterbrochen werden müsse. Wenn je der Name Frankreichs im Gespräche vorkam, erblaßte das arme Mädchen, als ob sie das Gespenst des Todes gesehen hätte. Als ich eines Tages auf mein Zimmer zurückkehrte, fand ich alle meine städtischen Kleider zerrissen und in Fetzen auf dem Boden liegend. „Verzeihe mir, sagte Graziella, wäh-

rend sie sich zu meinen Füßen auf die Kniee warf und ihr verstörtes Gesicht zu mir erhob; ich habe dieses Unheil angerichtet. Oh, zürne mir nicht! Alles, was mich daran erinnert, daß Du eines Tages Deine Seemannskleider ablegen mußt, betrübt mich zu sehr! Es kommt mir vor, als ob Du Dein jetziges Herz mit ablegen und ein anderes dafür annehmen würdest, wenn Du Deine früheren Kleider wieder anlegen wirst."

Außer diesen kleinen Gewittern, welche nur in Folge der Hitze ihrer Zärtlichkeit ausbrachen und sich unter einigen Thränen unserer Augen wieder beschwichtigten, verstrichen so drei Monate in einem eingebildeten Glücke, welches die geringste Wirklichkeit, sobald sie uns nur berührte, zertrümmern mußte. Unser Eden schwebte auf einer Wolke.

Und so lernte ich die Liebe kennen: — durch eine Thräne in den Augen eines Kindes.

26.

Wie glücklich waren wir beisammen, wenn wir ganz vergessen konnten, daß es eine andere Welt außer uns gäbe, eine andere Welt als diese kleine Hütte am Abhang der Pausilipp, außer dieser sonnigen Terrasse, diesem kleinen Zimmer, wo wir die Hälfte des Tages spielend arbeiteten; außer dieser in ihrem sandigen Bett am Gestade liegenden Barke und diesem schönen Meer, dessen feuchter und helltönender Wind uns die Frische und die Melodien des Gewässers brachte!

Aber ach! es gab auch Stunden, wo wir uns des Gedankens nicht erwehren konnten, daß dieses nicht die Grenzen der Welt seien, und daß ein Tag über uns aufgänge, an welchem wir uns nicht mehr unter demselben Strahl der Sonne oder des Mondes bei einander finden würden. Ich habe Unrecht, wenn ich so sehr die Trockenheit meines damaligen Herzens anklage, sobald ich es mit dem vergleiche, was es seither erlitten hat. Im Grunde fing ich an, Graziella tausendmal

mehr zu lieben, als ich es mir selbst gestehen mochte. Hätte ich sie nicht so sehr geliebt, so wäre die Wunde, welche sie für mein ganzes Leben in meinem Herzen zurückließ, nicht so tief schneidend und schmerzlich gewesen, so hätte sich die Erinnerung an sie nicht so süß und traurig in mir verkörpert, so wäre ihr Bild nicht so frisch und gegenwärtig in meiner Erinnerung. Wenn gleich damals mein Herz von Sand war, so wurzelte sich diese Blüte des Meeres auf länger als ein Jahr in ihm fest, wie jene wunderbaren Lilien des kleinen Gestades sich am Ufer der Insel Ischia einwurzeln.

27.

Und welches Herz wäre von Geburt an so sehr aller Strahlen beraubt, so ganz erloschen gewesen, daß es sie nicht geliebt hätte? Ihre Schönheit schien sich vom Abend bis zum Morgen mit ihrer Liebe mehr zu entwickeln. Sie wuchs nicht mehr, aber sie rundete sich mehr und mehr in aller ihrer Anmuth und ihren Reizen ab, — Reize, gestern noch die eines Kindes, heute die einer aufgeschossenen Jungfrau. Ihre schlanken Formen verwandelten sich sichtbar vor den Augen mit der Jugendzeit in anmuthigere, abgerundetere Contouren. Ihre Natur erhielt, ohne an Elasticität zu verlieren, mehr Sicherheit; ihre schönen nackten Füße traten nicht mehr so leicht auf dem gestampften Erdboden auf. Sie zog sie mit jener Gleichgültigkeit und Schwärmerei langsam nach sich, welche dem ganzen Körper das Gewicht der ersten liebenden Gedanken einer Frau aufzudrücken scheinen.

Ihr Haarwuchs stellte sich mit dem starken und üppigen Trieb der Seepflanzen unter den lauen Wogen des Frühlings wieder ein. Es machte mir oft Vergnügen, ihren Wuchs damit zu messen, daß ich sie über der mit Treffen besetzten Taille ihrer grünen Jacke um meinen Finger wickelte. Ihre Haut wurde weiß und zugleich farbig mit denselben

Tinten, mit welchen der rosige Korallenstaub jeden Tag die Spitzen ihrer Finger puderte. Ihre Augen wuchsen und öffneten sich mit jedem Tage mehr, als wollten sie einen Horizont umfassen, welcher sich plötzlich vor ihren Augen aufgethan hätte. Es war das Staunen des Lebens, wenn Galatea einen ersten Herzschlag unter dem Marmor fühlt. Sie zeigte unwillkürlich mir gegenüber Scham und Schüchternheit, welche sie zuvor nie gekannt hatte, in Stellung, Blicken und Bewegungen. Ich bemerkte es und war oft ganz stumm und ganz zitternd neben ihr. Es hatte das Ansehen, als ob wir zwei Verbrecher seien, und doch waren wir nur zwei überglückliche Kinder.

Und gleichwohl verbarg oder enthüllte sich seit einiger Zeit ein Hintergrund von Trauer hinter diesem unserem Glücke. Wir wußten den Grund selbst nicht genau; aber das Geschick kannte ihn wohl. Es war das Gefühl der Kürze der Zeit, welche uns zusammenzuleben vergönnt wäre.

28.

Oft blieb Graziella, statt munter wieder an ihre Arbeit zu gehen, nachdem sie ihre keinen Brüder angekleidet und gekämmt hatte, am Fuß der Brustmauer der Terrasse, im Schatten der breiten Blätter eines Feigenbaumes sitzen, welcher von unten bis zur Brustwehr der Mauer heraufreichte. Hier blieb sie unbeweglich mit ganz verlorenem Blicke ganze halbe Tage sitzen. Wenn ihre Großmutter sie fragte, ob sie unwohl sei, antwortete sie, daß ihr nichts fehle, aber daß sie von der vielen Arbeit ermüdet sei. Es war ihr nicht angenehm, wenn man mit Fragen dann in sie drang. Sie kehrte das Gesicht von Jedermann, außer von mir, ab. Aber mich sah sie lang unverwandt an, ohne eine Wort mit mir zu reden. Zuweilen bewegten sich ihre Lippen, als ob sie sprechen würde, aber sie stammelte nur Worte, welche Niemand verstand. Man

sah einen bald weißen, bald rosenrothen Schauder über die Haut ihrer Wangen hinziehen und sie runzeln, wie ein schlafendes Gewässer, über dem das erste Vorgefühl des Morgenwindes hinzieht. Wenn ich mich aber neben ihr setzte, wenn ich ihre Hand faßte, wenn ich mit meiner Federspitze oder mit dem äußersten Ende eines Rosmarinreißes die langen Wimpern ihrer geschlossenen Augen leicht bestrich, dann vergaß sie Alles und fing an zu lachen und zu reden wie gewöhnlich. Nur schien sie, nachdem sie mit mir gelacht und geplaudert hatte, traurig zu sein.

Ich sagte zu ihr zuweilen: „Was betrachtest Du denn, Graziella, da unten am Ende des Meeres ganze Stunden lang? Siehst Du etwa dort etwas, was wir dort nicht sehen?“ — „Ich sehe dort Frankreich hinter Eisbergen,“ antwortete sie mir. — „Und was siehst Du denn so Schönes in Frankreich?“ setzte ich hinzu. — „Ich sehe dort Jemand, der Dir gleich sieht,“ entgegnete sie, „Einen, der weiter und weiter auf einem weißen nicht endenwollenden Wege geht. Er geht, ohne sich umzukehren, immer, immer vor sich hin, und ich warte Stunden lang, da ich immer hoffe, daß er sich umkehre, um zurückzukommen. Aber er kehrt nicht zurück!“ Und dann verhüllte sie das Gesicht in ihre Schürze, und umsonst rief ich ihr bei den schmeichelndsten Liebesnamen: sie erhob ihre schöne Stirne nicht mehr.

Dann kehrte ich selbst sehr traurig auf mein Zimmer zurück. Ich versuchte zu lesen, um mich zu zerstreuen, aber ich sah immer ihr Bild zwischen meinen Augen und dem Blatt des Buches. Mir schien es, als ob die Worte eine Stimme annehmen und wie unsere Herzen seufzen würden. Ich endigte oft auch damit, daß ich ganz allein weinte, aber ich schämte mich meiner Melancholie, und sagte Graziella nie, daß ich geweint habe. Ich hatte daran sehr Unrecht: eine einzige Thräne von mir hätte ihr so wohl gethan!

29.

Ich erinnere mich der Scene, welche ihr am meisten zu Herzen drang, und deren Eindruck sie nie mehr ganz verwischen konnte.

Sie hatte sich seit einiger Zeit mit zwei oder drei jungen Mädchen, die fast gleichaltrig mit ihr waren, zu engem Freundschaftsbande vereinigt. Diese Mädchen bewohnten eines der kleinen Häuser in den Gärten. Sie besserten die Kleider in einem Erziehungshause junger Französinnen aus. Der König Murat hatte dieses Haus in Neapel für die Töchter seiner Minister und Generale gegründet. Diese jungen Procidanerinnen redeten oft von unten herauf bei ihrer Arbeit mit Graziella, welche über die Brustmauer der Terrasse zu ihnen heruntersah. Sie zeigten ihr die schönen Spitzen, schönen Seidenstoffe, schönen Hüte, schönen Schuhe, die Bänder, die Chale, welche sie von den jungen Mädchen im Kloster brachten oder ihnen wieder zurückstellten. Das waren nicht endigende Rufe des Staunens und der Bewunderung. Von Zeit zu Zeit holten die kleinen Arbeiterinnen Graziella ab, um mit ihr zur Messe oder zur musikalischen Vesper in der kleinen Kapelle des Pausilipps zu gehen. Ich ging ihnen entgegen, wenn der Tag zu sinken begann, und wenn das wiederholte Klängeln der Glocke mir anzeigte, daß jetzt der Geistliche den Segen spreche. Wir traten scherzend am Meeresgestade unsern Heimweg an, folgten der Spur der Welle, wenn sie sich zurückzog, und flohen von ihr, wenn sie unsere Füße mit Schaum bedeckend herbeistürzte. Mein Gott, wie hübsch war dann Graziella, wenn sie zitternd, ihre schönen mit Goldstreifen besetzten Pantoffel zu benetzen, mit vorgestreckten Armen auf mich zueilte, als wollte sie sich gegen die sie zurückhalten oder wenigstens die Füße netzen wollenden eifersüchtigen Wogen an mein Herz flüchten.

30.

Ich bemerkte seit einiger Zeit, daß sie mir einen ihrer Gedanken verberge; sie hatte mit ihren jungen Freundinnen, den Kleidermacherinnen, heimliche Unterredungen. Das Ganze glich einem kleinen Complot, zu welchem man mich nicht ziehen wollte.

Eines Abends las ich in meinem Zimmer beim Schein einer kleinen, rothen, irdenen Lampe. Meine Thüre auf die Terrasse stand offen, um den Seewind hereinstreichen zu lassen. Ich hörte Lärmen, lang andauerndes Flüstern der jungen Mädchen, unterdrücktes Lachen, dann kleine Vorwürfe, ärgerliche Worte, dann neue Unterredungen, die von langem Stillschweigem unterbrochen waren, in dem Zimmer Graziella's und der Kinder. Ich war zuerst darauf eben nicht aufmerksam.

Gleichwohl wurde meine Neugierde immer mehr durch die Mühe, die man sich gab, das Flüstern zu unterdrücken, und durch die geheimnißvolle Unterredung der jungen Mädchen erregt. Ich legte mein Buch auf den Tisch, nahm meine irdene Lampe in die linke Hand, und schützte sie mit der rechten gegen die Windstöße, damit sie nicht ausgelöscht werde. Mit leisen Schritten ging ich über die Terrasse, so sachte als möglich auf den steinernen Platten hingleitend. Ich legte mein Ohr an die Thüre Graziella's. Ich hörte ein Geräusch von Schritten, die im Zimmer auf und abgingen, das Zerknittern von Stoffen, welche man auf- und zuwickelte, das Klirren der Fingerhüte, der Nadeln, der Scheeren der Frauen, welche Bänder zurichteten und Tücher mit Nadeln befestigten, und dieses Geplauder, dieses Summen frischer Stimmen, welches ich oft in dem Hause meiner Mutter gehört hatte, wann sich meine Schwestern zum Ball ankleideten.

Es war im Pausilipp kein Fest auf den kommenden Tag bestimmt. Graziella hatte nie daran gedacht, ihre Schönheit

durch ihre Toilette augenfällig zu machen, und hatte nicht einmal einen Spiegel in ihrem Zimmer. Sie betrachtete sich in dem auf der Terrasse befindlichen Wasserbehälter, oder vielmehr sie besah sich einzig und allein in meinen Augen.

Meine Neugierde konnte diesem Geheimniß nicht widerstehen. Ich drückte die Thüre mit meinem Knie auf, diese gab nach, und ich erschien mit der Lampe in meiner Hand, auf der Schwelle.

Die jungen Arbeiterinnen stießen einen Schrei aus und flogen wie Vögel aus einander, indem sie sich, als ob man sie über einem Verbrechen ertappt hätte, in die Ecken und Winkel des Zimmers flüchteten; sie hielten noch die Beweisgegenstände in der Hand: die eine den Faden, die andere die Scheere, diese Blumen, jene Bänder. Aber Graziella, welche in der Mitte des Zimmers auf einem kleinen hölzernen Schemel stand, und die durch meine unerwartete Erscheinung wie versteinert war, hatte sich nicht mehr flüchten können. Sie war roth wie ein Granatapfel, sie senkte die Augen und wagte nicht mich anzusehen, ja kaum zu athmen. Jedermann schwieg und wartete was ich sagen werde. Ich selbst sagte nichts. Ich war von dem Staunen und der stummen Betrachtung dessen, was ich sah, ganz in Beschlag genommen.

Graziella hatte ihre Kleider von schwerer Wolle, ihre nach Art der Tracht von Procida mit Tressen besetzte Jacke, welche sich über der Brust öffnet, um den Athem dem jungen Mädchen und die Lebensquelle dem Kinde offen zu lassen, ihre Pantoffeln mit Goldstreifen und hölzernen Absätzen, in welchen gewöhnlich ihre bloßen Füße spielten, die langen Nadeln mit kupfernen Knöpfen, welche schräg auf der Spitze ihres Kopfes ihre schwarzen Haare, wie eine Segelstange die Segel auf auf der Barke, zusammenhält, abgelegt. Ihre Ohrenringe, so breit als Armspangen, lagen in Unordnung neben ihren Morgenkleidern auf ihrem Bett.

Statt dieses malerischen griechischen Kostümes, welches der Armuth wie dem Reichthum steht, welches mit seinem bis zu den Knieen herabfallenden Rock, mit seinem ausgeschnittenen Corset und seinen offenen Aermeln allen Körperformen der Frau freie und leichte Bewegung gestattet, hatten die jungen Freundinnen Graziella auf ihre Bitte in die Kleider und den Schmuck eines französischen Fräuleins, die ungefähr ihre Taille und ihr Alter im Kloster hatte, gekleidet. Sie trug einen seidenen gemohrten Rock, einen rosenfarbenen Gürtel, ein weißes Halstuch, eine mit künstlichen Blumen gezierte Haube, Schuhe von blauem Atlas, Strümpfe mit seidenen Maschen, durch welche man die Fleischfarbe auf den runden Knöcheln ihrer Füße sah.

Sie blieb in diesem Kostüme, in welchem ich sie überrascht hatte, so beschämt, als ob sie vom Blicke eines Mannes in ihrer Nacktheit überrascht worden wäre. Ich betrachtete sie selbst, ohne von ihr meine Augen abwenden zu können, aber ohne daß eine Bewegung, ein Ausruf, ein Lächeln ihr den Eindruck verrathen konnte, welche ihre Verkleidung auf mich machte. Eine Thräne war mir aus dem Herzen aufgestiegen; ich hatte augenblicklich und zu gut den Gedanken des armen Kindes verstanden. Beschämt über die Verschiedenheit der äußeren Stellung zwischen ihr und mir, hatte sie versuchen wollen, ob eine Annäherung in der Kleidung unsere Geschicke in meinen Augen näher zusammenfüge. Sie hatte diesen Versuch ohne mein Wissen mit Hülfe ihrer Freundinnen gemacht, indem sie hoffte, mir plötzlich schöner und meinem Stande näher zu erscheinen, als sie sich unter den einfachen Kleidern ihrer Insel und ihres Standes fühlte. Sie hatte sich zu sehr getäuscht; sie fing an, es an meinem Stillschweigen gewahr zu werden. Ihr Gesicht bekam einen Ausdruck verzweifelter Ungeduld und fast von Thränen, welcher mir ihre geheime Absicht, ihr Verbrechen und ihre Täuschung verrieth.

Gleichwohl war sie in diesem Anzug sehr schön. Ihr Gedanke mußte sie noch tausendmal mehr in meinen Augen verschönern; aber ihre Schönheit glich fast einer Folter. Sie war wie eine Figur jener jungen Mädchen Correggio's, welche auf dem Scheiterhaufen ihres Märtyrerthums an den Pfahl genagelt sind, und die sich in ihren Fesseln winden und drehen, um den Blicken zu entgehen, welche ihre Keuschheit entheiligen. Ach, es war auch für die arme Graziella eine Marter. Aber es war nicht, wie man bei ihrem Anblick zu glauben versucht gewesen wäre, die Marter der Eitelkeit: es war die Marter ihrer Liebe.

Die Kleidung der jungen französischen Pensionärin im Kloster, mit welchem man sie angezogen hatte, die ohne Zweifel für die magere Taille und für die schlanken Arme und Schultern eines dreizehn oder vierzehnjährigen eingeklösterten Kindes zugeschnitten waren, zeigten sich für die kräftige Natur und für die abgerundeten und stark an den Körper angeschlossenen Schultern dieses schönen Mädchens der Sonne und des Meeres zu eng. Das Kleid riß überall auseinander, auf den Schultern, über der Brust, um den Gürtel, wie die Rinde einer Maulbeerfeige, welche sich auf den Aesten des Baumes bei dem starken Saft des Frühlings spaltet. Umsonst versuchten die jungen Nähterinnen da und dort das Kleid und Halstuch mit Stecknadeln zusammenzuhalten: die Natur riß den Stoff bei jeder Bewegung entzwei. Man sah an mehren Stellen durch die zerrissene Seide hindurch den nackten Hals oder die Arme hervorschimmern. Die grobe Leinwand des Hemdes trat durch die Risse des Kleides und Halstuches hervor und contrastirte mit ihrer Rauhheit gegen die Eleganz der Seide. Die durch kurze Aermel schlecht zurückgehaltenen Arme traten wie der rosige Schmetterling aus der Puppe hervor, welche er aufbläht und zersprengt. Ihre Füße, gewohnt, bloß zu sein, oder sich in breiten griechischen Babuschen einzuschachteln,

drückten den Atlas der Schuhe, welche sie in gewundenen Bändern, wie in Sandalen, um ihre Beine zu fesseln schienen. Ihre durch das Netz der Spitzen und falschen Blumen schlecht zusammengebundenen Haare erhoben wie von selbst dieses ganze Gebäude des Haarputzes, und gaben dem anmuthigen Gesichte, das man umsonst also zu entstellen versucht hatte, einen Ausdruck von Schamlosigkeit in dem Schmuck und von bescheidener Scham in der Physiognomie, welche den seltsamsten und köstlichsten Contrast hervorriefen.

Ihre Stellung war so verlegen, als ihr Gesicht. Sie wagte keine Bewegung zu machen, aus Furcht, die Blumen von ihrer Stirne fallen zu lassen oder ihren Anzug zu zerreißen. Sie konnte nicht gehen, so sehr fesselte ihre Fußbedeckung ihren Gang und gab ihrem Schritt einen köstlichen linkischen Ausdruck. Man hätte sie die naive Eva dieses sonnigen Meeres, die bei ihrer ersten Koketterie überrascht wurde, nennen mögen.

31.

Das Stillschweigen dauerte so einen Augenblick im Zimmer. Am Ende ging ich, über diese Entweihung der Natur mehr verletzt, als erfreut, auf sie zu, indem ich eine etwas spöttische Bewegung mit den Lippen machte, und sie mit einem leichten Ausdruck des Vorwurfs und freundlicher Ironie anblickte, und mich stellte, als ob ich sie in diesem Putze kaum mehr erkennen würde. „Wie," sagte ich zu ihr, „Du bist es, Graziella? Oh! Wer hätte jemals die schöne Procidanerin in dieser Puppe von Paris wieder erkannt? Wie," setzte ich etwas rauh hinzu, „schämst Du Dich nicht, also Das zu entstellen, was Gott unter seinen natürlichen Kostümen so reizend gemacht hat? Du magst Dir Mühe geben, so viel Du willst, Du wirst nie etwas anderes, als eine Tochter der Wogen mit Meerfuß und mit einem von den Strahlen Deines schönen

Himmels gebildeten Kopfputze sein. Du mußt Dich damit begnügen und Gott dafür dankbar sein. Diese Federn des im Käfig eingeschlossenen Vogels werden sich niemals der Schwalbe des Meeres anpassen."

Dieses Wort verwundete sie im tiefsten Herzensgrund. Sie begriff nicht, warum ich die Meerschwalbe leidenschaftlich bevorzuge und anbete. Sie glaubte, ich wolle ihr erklären, daß sie niemals einer Schönheit meines Stammes und meines Landes ähnlich sein könnte. Sie dachte, alle ihre Anstrengungen, sich wegen meiner schöner zu machen und meine Augen über ihren niedrigen Stand zu täuschen, seien vergeblich. Plötzlich brach sie in Thränen aus, setzte sich, das Gesicht mit ihren Fingern verdeckt, auf ihr Bett, und bat mit schmollendem Tone ihre jungen Freundinnen, sie von ihrem häßlichen Putze zu befreien. — „Ich wußte recht wohl," sagte sie unter Seufzen, „daß ich nur eine arme Procidanerin bin. Aber ich glaubte, daß ich mit dem Wechsel der Tracht Dich eines Tages nicht so beschämen würde, wenn ich Dir in Dein Vaterland folgen würde. Ich sehe wohl, daß ich bleiben muß, was ich bin, und sterben da, wo ich geboren wurde. Aber Du hättest mir daraus keinen Vorwurf machen sollen."

Bei diesen Worten zog sie ärgerlich die Blumen, die Haube, das Halstuch herab, warf sie mit einer zornigen Bewegung weit von sich weg, zertrat sie mit den Füßen, indem sie ihnen Worte des Vorwurfes zuwarf, wie ihre Großmutter mit den Brettern der Barke nach dem Schiffbruche gethan hatte. Dann eilte sie auf mich zu, blies die Lampe in meiner Hand aus, damit ich sie nicht mehr länger in diesem Kostüme, welches mein Mißfallen erregt hatte, erblicke.

Ich fühlte, daß es nicht recht von mir gewesen sei, allzu rauh mit ihr zu reden, und daß sie meine Worte ernstlich genommen habe. Ich bat sie um Verzeihung. Ich sagte ihr, daß ich sie nur deßwegen so ausgezankt habe, weil ich sie als

Procidanerin tausendmal reizender finde, denn als Französin. Das war wahr, aber der Schlag war schon gefallen; sie hörte mir nicht mehr zu und schluchzte.

Ihre Freundinnen kleideten sie aus; ich sah sie erst den folgenden Tag wieder. Sie hatte wieder ihre Inseltracht angelegt; aber ihre Augen waren von den Thränen geröthet, welche ihr meine Worte die ganze Nacht über ausgepreßt hatten.

32.

Um dieselbe Zeit fing sie an, gegen die Briefe mißtrauisch zu werden, welche ich aus Frankreich erhielt, da sie den Verdacht hegte, daß mich dieselben nach Frankreich zurückrufen werden. Sie wagte nicht, sie mir zu entziehen, so rechtschaffen war sie und so unmöglich war es ihr, selbst wenn es ihr Leben galt, zu täuschen. Aber sie behielt sie oft neun Tage zurück, und heftete sie mit einer ihrer vergoldeten Nadeln hinter das papierne Madonnenbild, das an der Wand neben ihrem Bette hing. Sie dachte, die heilige Jungfrau werde, gerührt durch vieles neuntägige Gebet zu Gunsten unserer Liebe, durch ein Wunder den Inhalt der Briefe verändern und die Befehle der Rückkehr in Aufforderungen bei ihr zu bleiben, verwandeln. Keine dieser kleinen frommen Unterschlagungen entging mir, und alle mit einander steigerten in mir noch mehr meine Liebe zu ihr. Aber die Stunde des Abschiedes nahte.

33.

An einem Abend in den letzten Tagen des Monats Mai klopfte man heftig an meine Thüre. Die ganze Familie schlief: ich ging selbst aufzumachen. Es war mein Freund Virieu. „Ich komme Dich abzuholen, sagte er zu mir. Hier ist ein Brief Deiner Mutter. Du wirst nicht abschlagen können: die Pferde sind auf Mitternacht bestellt. Es ist elf Uhr. Laß

uns abreisen, sonst wirst Du nie dazu kommen. Deine Mutter würde vor Kummer darob sterben. Du weißt, wie sehr sie Deine Familie für alle Deine Fehler verantwortlich macht. Sie hat sich für Dich so ganz aufgeopfert; opfere Dich einen Augenblick auch für sie. Ich schwöre Dir, daß ich mit Dir zurückkehren werde, um den Winter und ein ganzes langes Jahr mit Dir hier zuzubringen. Aber Du mußt Dich in Deiner Familie erst zeigen und den Befehlen Deiner Mutter Folge leisten."

Ich fühlte, daß ich verloren sei.

„Erwarte mich hier," sagte ich zu ihm.

Ich kehrte auf mein Zimmer zurück und warf in aller Eile meine Kleidungsstücke in meinen Koffer. Ich schrieb an Graziella, ich sagte ihr Alles, was die Zärtlichkeit eines achtzehnjährigen Herzens ausdrücken und Alles, was der Verstand einem seiner Mutter ergebenen Sohne befehlen konnte. Ich schwur ihr, wie ich es mir selbst schwur, daß ich, ehe der vierte Monat zu Ende wäre, wieder bei ihr sein und sie fast nie mehr verlassen werde. Ich vertraute die Ungewißheit unseres künftigen Looses der Vorsehung und der Liebe. Ich hinterließ ihr meine Börse, um ihre alten Eltern während meiner Abwesenheit damit zu unterstützen. Als der Brief geschlossen war, näherte ich mich mit leisen Schritten; ich warf mich auf der Schwelle der Thüre vor ihrem Zimmer auf die Kniee; ich küßte das Holz und den Stein; ich ließ das Billet unter der Thüre durch in die Kammer gleiten und bezwang das mich fast erstickende, innere Schluchzen.

Mein Freund legte seine Hand unter meinen Arm, zog mich empor und nahm mich fort. In diesem Augenblick öffnete Graziella, welche dieser ungewöhnliche Lärm ohne Zweifel aufgeschreckt hatte, die Thüre. Der Mond beleuchtete die Terrasse. Das arme Kind erkannte meinen Freund wieder; es sah meinen Koffer, welchen ein Bedienter auf seinen Schultern fort

trug. Sie streckte die Arme aus, stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sank leblos auf die Terrasse.

Wir eilten auf sie zu und brachten sie, die alles Bewußtsein verloren hatte, auf ihr Bett. Die ganze Familie eilte herbei. Man spritzte ihr Wasser ins Gesicht und rief ihr bei allen Namen, welche ihr die theuersten waren. Erst beim Ton meiner Stimme kam sie zum Bewußtsein zurück. „Du siehst es," sagte mein Freund zu mir, „sie lebt; der Schlag ist gefallen. Ein längerer Abschied würde nur noch schrecklichere Gegenstöße hervorbringen." Er löste die beiden eiskalten Arme des jungen Mädchens von meinem Halse und zog mich aus dem Hause. Eine Stunde nachher rollten wir in der Stille und in der Nacht auf dem Wege nach Rom hin.

34.

In dem Briefe, welchen ich an Graziella geschrieben hatte, hatte ich ihr mehre Adressen an mich angegeben. Ich fand den ersten Brief von ihrer Hand in Mailand. Sie schrieb mir, daß sie körperlich wohl sei, aber am Herzen leide; daß sie sich aber gleichwohl auf mein Wort verlasse, und mich mit Sicherheit im Monat November erwarte.

Bei meiner Ankunft in Lyon fand ich einen noch heitereren und hoffnungsvolleren Brief vor. Derselbe enthielt einige Blätter von der rothen Nelke, welche in einem irdenen Gefäße auf der kleinen Mauer der Brustwehr der Terrasse dicht vor meinem Zimmer wuchs, und von der sie am Sonntag eine Blüte in ihr Haar wand. War es, um mir etwas zu senden, was sie berührt hatte? War es ein zärtlicher, unter einem Symbol versteckter Vorwurf, um mir ins Gedächtniß zu rufen, daß sie für mich ihre Haare geopfert habe?

Sie schrieb mir, daß sie das Fieber gehabt habe, daß ihr das Herz wehe thue, aber daß sie von Tag zu Tag wieder wohler werde; daß man sie zur Luftveränderung und vollkom-

menen Wiedergenesung zu einer ihrer Cousinen, der Schwester Cecco's, in ein Haus des Vomero, eines hohen, gesunden Hügels, der Neapel beherrscht, geschickt habe.

Dann vergingen mehr als drei Monate, ohne daß ich einen Brief erhielt. Ich dachte alle Tage an Graziella. Beim Beginn des nächsten Winters sollte ich nach Italien zurückkehren. Ihr trauriges reizendes Bild erschien mir oft reuevoll und zuweilen auch wie ein zarter Vorwurf. Ich befand mich in jenen undankbaren Jahren, wo der Leichtsinn und die Nachahmungskunst den jungen Mann über seine besten Gefühle schamroth machen; — ein grausames Alter, in dem die schönsten Geschenke Gottes, reine Liebe, naive Anhänglichkeit auf den Sand fallen und im Aufblühen vom Winde der Welt fortgetragen werden. Diese schlechte und ironische Eitelkeit meiner Freunde bekämpfte oft in mir die verborgene und im Grund meines Herzens lebende Liebe. Ich hätte nicht ohne zu erröthen und ohne mich dem Spotte bloßzustellen zu gestehen gewagt, weß Namens und Standes der Gegenstand meiner Sehnsucht und meines Heimwehs war. Graziella war in meinem Leben nicht vergessen, aber verschleiert. Diese Liebe, welche mein Herz entzückte, demüthigte mich in der Achtung der Menschen. Die Erinnerung an sie, welche ich nur in einsamen Stunden in mir nährte, verfolgte mich in der Gesellschaft fast wie ein Gewissensbiß. Wie sehr erröthe ich jetzt, damals erröthet zu sein! Und war ein einziger Freudenstrahl oder Thränentropfen, der aus ihren keuschen Augen träufelte, nicht mehr werth als alle diese Blicke, Lockungen und alles jenes Lächeln, welchen ich ihr Bild zu opfern bereit war? Ach, der zu junge Mann ist nicht fähig zu lieben! Er kennt den Preis von Nichts! Er kennt das wahre Glück erst dann, wenn er es verloren hat! Die jungen Schößlinge des Waldes besitzen mehr wilden Trieb und Schatten, das alte Herz der Eiche aber mehr Feuer.

Die wahre Liebe ist die reife Frucht des Lebens. Im zwanzigsten Jahre kennt man sie nicht, sondern stellt sie sich nur vor. Wenn im Pflanzenleben die Frucht ansetzt, so fallen die Blätter ab; vielleicht verhält es sich ebenso in der menschlichen Natur. Ich habe es oft gedacht, seitdem ich graue Haare auf meinem Haupte gezählt habe. Ich habe mir vorgeworfen, daß ich damals den Preis dieser Liebesblüte nicht erkannt habe, ich war nichts als Eitelkeit. Die Eitelkeit ist aber das thörichtste und grausamste aller Laster, denn sie macht, daß man über sein Glück erröthet.

35.

Eines Abends in den ersten Tagen des Novembers stellte man mir, als ich von einem Ball zurückkehrte, ein Billet und ein Packet zu, welches ein von Neapel kommender Reisender mitgebracht und während des Pferdewechsels auf der Post für mich abgegeben hatte. Der unbekannte Reisende ließ mir sagen, daß er für mich durch einen seiner Freunde, den Direktor einer Korallenfabrik in Neapel mit einer wichtigen Kunde beauftragt worden sei, daß er sich bei der Durchreise seines Auftrags entledige, daß er mich aber nicht zu sehen wünsche, da die Nachrichten, welche er mir bringe, ernste Trauerbotschaft enthalten; er bitte mich deßwegen nur, ihm den Empfang des Packets nach Paris anzuzeigen.

Zitternd eröffnete ich das Packet. Es enthielt unter dem ersten Umschlag einen letzten Brief Graziella's, in welchem nur diese Worte standen: „Der Arzt sagt, daß ich vor Ablauf von drei Tagen sterben werde. Ich will von Dir Abschied nehmen, ehe ich meine Kräfte verliere. Oh wenn Du da wärest, so würde ich leben! Aber das ist der Wille Gottes! Bald werde ich und für immer vom Himmel herab mit Dir reden. Liebe meine Seele! Sie wird Dein ganzes Leben hindurch um Dich schweben! Ich hinterlasse Dir meine Haare, welche ich in jener

Nacht wegen Deiner abgeschnitten habe. Weihe sie Gott in einer Kapelle Deines Landes, damit etwas von mir bei Dir sei!“

36.

Vernichtet blieb ich, den Brief in der Hand, liegen, bis es Tag wurde. Erst dann hatte ich die Kraft, das zweite Couvert zu öffnen. Ihr ganzes schönes Haar war darin, wie an jenem Abende, wo sie es mir in der Hütte gezeigt hatte. Es waren noch einige von den Heidekrautblättern darunter gemengt, welche sich in jener Nacht daran festgesetzt hatten. Ich that, was sie mir als ihren letzten Wunsch anempfohlen hatte. Ein Schatten ihres Todes verbreitete sich seit jenem Tage auf meinem Gesicht und über meiner Jugend.

Zwölf Jahre später kehrte ich nach Neapel zurück. Ich suchte ihre Spuren, aber fand sie weder auf der Margellina, noch auf Procida wieder. Das kleine Haus auf dem Klippengestade der Insel war in Trümmer zerfallen, es zeigte nur noch einen Haufen grauen Schuttes über einem Keller, wo die Ziegenhirten ihre Heerden bei Regengüssen unterbrachten. Die Zeit verwischt schnell alles auf der Erde, aber sie verwischt niemals die Spuren einer ersten Liebe in dem Herzen, welches sie berührt hat.

Arme Graziella! Viele Tage sind seit jener Zeit verflossen. Ich habe geliebt, ich bin geliebt worden. Andere Strahlen von Schönheit und Liebe erhellten meinen düsteren Lebensgang. Andere Herzen eröffneten sich mir, um mir in dem Frauenherzen die geheimnißvollsten Schätze der Schönheit, Heiligkeit und Reinheit zu enthüllen, welche Gott je auf der Erde ausgegossen, um uns den Himmel begreifen, ahnen und wünschen zu lassen. Aber nichts hat Deine erste Erscheinung in meinem Herzen verwischt. Je länger ich lebe, je mehr nähere ich mich Dir in Gedanken. Dein Gedächtniß gleicht jenen Feuern der

Barke Deines Vaters, welche die Ferne alles Rauches entkleidet, und die um so heller erglänzen, je weiter sie sich von uns entfernen. Ich weiß nicht, wo Deine sterbliche Hülle schlummert, noch ob Dich noch Jemand in Deinem Lande beweint; aber Dein wahres Grab ist in meinem Herzen. Hier bist Du gesammelt und begraben; Dein Name ertönt mir nie vergebens; ich liebe die Sprache, in welcher er ausgesprochen wird. Immer thränt im Innersten meiner Seele eine Zähre, welche tropfenweise herabsenkt, und heimlich auf Dein Andenken fällt, um es zu erfrischen und in mir einzubalsamiren. (1829.)

Als ich an einem Tage des Jahres 1830 in eine Pariser Kirche des Abends eintrat, sah ich den mit weißem Tuch bedeckten Sarg eines jungen Mädchens dahintragen; dieser Sarg erinnerte mich an Graziella. Ich verbarg mich unter dem Schatten einer Säule. Ich dachte an Procida, und ich weinte lange.

Meine Thränen trockneten; aber die Wolken, welche während dieser Trauerscene eines Begräbnisses meine Gedanken durchzogen hatten, verschwanden nicht. Schweigend kehrte ich auf mein Zimmer zurück. Ich entrollte die Erinnerungen, welche in dieser langen Episode enthalten sind, und schrieb in Einem Athemzug und unter Thränen jene Verse, welche den Titel führen: Der erste Kummer. Sie sind der durch einen Zwischenraum von zwanzig Jahren geschwächte Ton eines Gefühls, welches die erste Quelle meines Herzens eröffnete. Aber man fühlt noch darin das Beben einer verwundeten Herzenssaite, welche niemals vollkommen geheilt werden wird.

Hier sind diese Strophen, — der Balsam meiner Wunde, der Thau meines Herzens, der Duft einer Grabesblume. Es mangelte ihnen nur der Name Graziella's. Ich würde ihn in den Rahmen eines Verses schließen, wenn es auf Erden einen Krystall gäbe, rein genug, um diese Thräne, diese Erinnerung, diesen Namen zu umschließen!

Der erste Kummer.

Auf jenem Küstenstrich, wo sich das Meer Sorrents
An dem Orangenwald hinzieht in blauer Flut,
Liegt bei dem schmalen Pfad in frischem Blütenduft
Ein kleiner schmaler Stein zum Fuß des Wanderers,
Der unbekümmert, still an ihm vorübergeht.

Nur einen Namen birgt der Mutternelke Blatt,
Ein Name, den noch nie das Echo wiederholt',
Doch wenn aus Zufall je der Wandrer stille steht,
Das Gras entfernt und liest der jungen Jahre Zahl,
So fühlt im Auge er die Thränen quillen sich:
„Nur sechszehn Jahre alt! Wie bald mußt' sterben sie!“

Warum doch kehr' ich mich zu alter Zeit zurück?
Laßt seufzen nur den Wind und murmeln laut die See;
O kehret mir zurück, Gedanken, düster, ernst,
Denn träumen möchte ich, nicht weinen einsam hier!

„Nur sechszehn Jahre alt!“ — Ja, und die Jugendzeit
Erglänzte schöner nie auf eines Mädchens Stirn!
Und niemals strahlte sich der heißen Küste Glut
In einem Auge ab, das liebereicher war!
Nur ich erblickte sie, so wie Erinnerung
In meiner Seele sie verewigt, immerfort,
Lebendig, wie zur Stund', wo Aug' in Aug' ich sie
Erblickte und mit ihr zum ersten Male sprach,
Ich sah das schwarze Haar, vom Winde aufgelöst,
Des Segels Schatten, der auf ihren Wangen irrt;
Sie hörte den Gesang des Fischers in der Nacht,
Sie athmete die Luft des frischen Seewinds ein,

Und zeigte ferne mir den aufgegang'nen Mond,
Wie eine Blum' der Nacht, ob der der Tag sich freut,
Den blendend weißen Schaum, und sagte mir: „Warum
Erglänzt denn Alles so rings um mich und in mir?
Es glänzt' der Himmel nie in solchem Feuermeer;
Nie hat der goldne Sand, an dem die Woge stirbt,
Nie haben mir das Herz der Berge Gipfel hoch,
Noch diese Golfe je, mit Waldungen bedeckt,
Die Flammen am Gestad', der Sang auf hoher See —
Bewegt mit süßer Lust, wie an dem heut'gen Tag!
Warum doch träumte ich wie diesen Abend nie?
Ging mir im Herzen auch ein glänzend Sternlein auf?
Und Du, des Morgens Sohn, sag, sind in Deinem Land
Die Nächte auch so schön, wenn fern von Dir ich bin?"
Hierauf betrachtet' sie die Mutter neben uns,
Und legte ihre Stirn' auf ihren Schoß zur Ruh.

Warum doch kehr' ich mich zu alter Zeit zurück?
Laßt seufzen nur den Wind und murmeln laut die See;
O kehret mir zurück, Gedanken, düster, ernst,
Denn träumen möchte ich, nicht weinen einsam hier!

Wie war ihr Auge rein und ihre Lippe keusch!
Wie überschwemmt' ihr Aug' mein Aug' mit klarem Licht!
Der schöne Nemi-See, von keinem Wind gefurcht,
Hat nicht so vielen Glanz und Schimmer doch als sie.
In ihrer Seele sah man früher als sie selbst,
Was sie gedacht, und nie umhüllte sich ihr Blick
In ihrem schönen Aug', von Unschuld strahlend hell;
Von keiner Sorge war die Stirne ihr gefurcht;
Es lachte Alles stets an ihr, es spielte stets
Auf ihrer Lippen Paar das Lächeln frohen Sinns,
Das später auf dem Mund mit Traurigkeit erlosch,

Wie sich am reinen Tag der Regenbogen bricht.
Kein Schatten hüllte ein dies reizende Gesicht,
An keiner Wolke brach sich dieser Freudenstrahl!
Ihr sorgenloser Schritt, unstät und unbestimmt,
Bewegte sich dahin wie freier Wogenschlag,
Und ihre Stimme, die so hell wie Silber klang,
Das reine Echo nur von ihrem Kindersinn,
Die Weis' der Seel', an der zu singen Alles schien,
Erheiterte sogar die Luft, in der sie klang!

Warum doch kehr' ich mich zu alter Zeit zurück?
Laßt seufzen nur den Wind und murmeln laut die See;
O kehret mir zurück, Gedanken, düster, ernst,
Denn träumen möchte ich, nicht weinen einsam hier!

Mein Bild schrieb ich zuerst in ihrem Herzen ein,
Wie in dem Aug' das Licht, das öffnet Morgens sich;
Nichts schaute sie mehr an nach diesem ersten Tag;
Und von der Stunde an, wo ihre Lieb' begann,
War ihr die ganze Welt mit Liebe angefüllt!
Mit ihrem Leben war ich eins geworden ganz,
In meiner Seele sah sie Alles, und ich war
Ein Theil der hehren Welt, die ihrem Blick sich bot,
Des Glücks auf Erden und der Hoffnung jener Welt.
Vergessen hatte sie die Zeit und auch den Raum;
Ihr ganzes Leben war der Stunde nur geweiht!
Erinnrungslos war einst dies Leben ohne mich,
Ein schöner Abend bracht' ihm alle Zukunft bei!
Sie traute kindlich fromm dem milden Himmelsstrich,
Der über uns erglänzt', und dem Gebete, rein,
Das sie mit frohem Sinn und ohne Thränen stets
Mit ihrem Blumenschmuck im Tempel brachte dar;
Zu ihrem Tempel zog mich freundlich ihre Hand,

Ich folgte willig ihr als ein bescheiden Kind,
Und leise sagte sie zu mir: „Bet' auch mit mir!
Denn ohne Dich versteh ich selbst den Himmel nicht!

Warum doch kehr' ich mich zu alter Zeit zurück?
Laßt seufzen nur den Wind und murmeln laut die See;
O kehret mir zurück, Gedanken, düster, ernst,
Denn träumen möchte ich, nicht weinen einsam hier!

Seht in dem Bette dort des Quelles Wasser rein
Sich runden gleich dem See in seinem engen Raum,
So blau und rein, geschützt vom Winde, der ihm droht,
Und von der Sonne Glut, die es vertrocknen macht!
Ein weißer Schwan, der schwimmt auf diesem Spiegel hin
Und seinen schönen Hals darin stets untertaucht,
Schmückt ohne Trübung uns den Wasserspiegel, rein;
Doch wenn er seinen Flug zu neuen Quellen nimmt
Und zitternd peitscht die See mit nassem Flügelschlag,
So weicht des Himmels Schein vom aufgeregten See,
Der schwere Flügelschlag verwischt ihn alsobald,
Als ob der Geier, der verfolgt den eignen Stamm,
Des Todes Spuren hätt' verbreitet auf der See;
Und jener Lichtazur von diesem schönen See
Ist nur noch eine Quell', von trübem Sand gestört!

So zitterte dies Herz, als ich zum Abschied kam;
Der Strahl erlosch darin, und seine Flamme, die
Erlosch, bewegte sich zum Himmel ewiglich.
Nicht zweimal harrte sie auf Zukunft, schwankte nicht
Von Hoffnung zu der Furcht abwechselnd hin und her,
Und wollt' ihr Leben nicht um Leiden kaufen ein;
Sie trank auf einen Zug den Kelch der Leiden aus,
In ihrer ersten Thrän' ersäufte sie ihr Herz!

Und gleich dem Vogel, der am Abend seinen Hals
Mit seinem Flügel deckt zur sichern Schlafesruh,
So hüllte sie sich mit Verzweiflung schweigsam ein,
Und schlief so sicher doch noch vor dem Abend ein!

Warum doch kehr' ich mich zu alter Zeit zurück?
Laßt seufzen nur den Wind und murmeln laut die See;
O kehret mir zurück, Gedanken, düster, ernst,
Denn träumen möchte ich, nicht weinen einsam hier!

In ihrem Grabe schlief sie fünfzehn Jahre schon
Und Niemand weinte mehr ob ihrem Ruheplatz,
Und die Vergessenheit, das zweite Leichentuch,
Bedeckte schnell den Pfad, der führte zu dem Grab;
Kein Mensch besuchet mehr den abgeriebnen Stein,
Es denkt und betet hier kein Mensch; nur mein Gedank',
Wenn meines Lebens Strom ich steige aufwärts hin,
Und wenn mein Herz dann fragt geliebten Todten nach,
Und wenn das Auge ruht auf theuren Spuren aus,
Und ich im tiefen Leid beweine manchen Stern,
Der allzu schnell erlosch am Lebenshimmel mir:
Sie war mein erster Stern, und dessen milder Schein
Erleuchtet heute noch mein Herz mit mildem Glanz!

Warum doch kehr' ich mich zur alten Zeit zurück?
Laßt seufzen doch den Wind und murmeln laut die See;
O kehret mir zurück, Gedanken, düster, ernst,
Denn träumen möchte ich, nicht weinen einsam hier!

Ein kleiner Dornstrauch, mit blassem Grün bedeckt,
Ist alles Denkmal, das ihr setzte die Natur;
Vom Wind des Meers gepeitscht, verbrannt von Sonnenglut,
Gleich einem Trauerschmerz, der an dem Herzen nagt,

Lebt er im Felsen fort, beschattet nicht das Grab;
Des Weges grauer Staub bedeckt die Blätter ihm,
Er zieht am Boden hin, wo seine Aeste stets
Von junger Ziegen Zahn zerrissen werden schnell.
Im Frühling blühet hier, gleich einem leichten Schnee,
Nur einen Tag die Blum'; der Wind, der sie berührt,
Entblättert sie, noch eh sie spendet ihren Duft,
So wie das Leben, eh es hat entzückt das Herz!
Ein Vogel setzet sich auf den gesenkten Ast,
Zu singen dort ein Lied von zarter Traurigkeit!
O Blume, die so schnell verblühte, sage an,
Gibt's nicht ein Land, in dem einst Alles wieder blüht?

O kehret doch zurück zu alter Stunden Glück!
Zu seufzen lehret mich, Erinnerungen ernst!
Geht hin, wo ruht mein Herz! Geht, o Gedanken, geht!
Mein Herz ist überall, ich will nur weinen jetzt!

Durch diese geschriebenen Thränen büßte ich die Härte und Undankbarkeit meines achtzehnjährigen Herzens. Ich kann diese Verse niemals wiederholen, ohne das frische Bild, welches mir die durchsichtigen, klagenden Wogen des Golfes von Neapel ewig zutragen werden, anzubeten .... und ohne mich selbst zu hassen! Aber die seligen Geister droben verzeihen. Der ihrige hat mir vergeben; verzeihet mir auch Ihr!! Ich habe geweint.

Elftes Buch.

1.

Im Jahr 1814 war ich, wie alle jungen Leute meines Alters, deren Familien durch ihre Erinnerungen der alten Monarchie zugethan waren, in den militärischen Haushalt des Königs Ludwig XVIII. getreten. Ich gehörte zu jener Leibgarde, welche zuerst bei Nevers, dann bei Fontainebleau gegen Napoleon marschiren und endlich Paris mit der Nationalgarde und den freiwillig, einzig durch den Enthusiasmus der Freiheit gegen den Einfall der Soldaten der Insel Elba unter die Waffen getretenen Zöglingen der Schule vertheidigen sollte.

Seit fünfzehn Jahren wird die Geschichte auf unwürdige Weise über diese angeblich einem Triumph gleich sehende Rückkehr Napoleons, der vom Beifallruf Frankreichs begleitet worden sein soll, entstellt. Es ist dies eine conventionelle Lüge, welche darum nicht weniger eine grobe Lüge bleibt.

Die Wahrheit an der Sache ist, daß das erstaunte und bestürzte Frankreich durch die Erinnerungen des Ruhmes, welche die Nation einschüchterten, erobert wurde, und daß es nichts weniger als durch seine Liebe und seinen Fanatismus für das Kaiserreich in Aufregung versetzt wurde. Dieser Fanatismus existirte damals nur in dem Heere und auch dort nur in den untersten Graden. Frankreich war der Kämpfe für einen Menschen müde; es hatte in Ludwig XVIII. nicht den König der Gegenrevolution, sondern den König einer liberalen Verfassung begrüßt. Die ganze unterbrochene Bewegung der Re-

volution von 1789 begann für uns seit dem Sturze des Kaiserreichs aufs Neue.

Ganz Frankreich, das Frankreich, welches denkt, und nicht das Frankreich, welches schreit, war vollkommen überzeugt, daß die Rückkehr Napoleons die Rückkehr des Soldatenregiments und der Tyrannei mit sich bringe, und bebte davor zurück. Der zwanzigste März war eine bewaffnete Verschwörung und keine nationale Bewegung. Das erste Gefühl, das sich des Volkes bemächtigte, war eine Auflehnung gegen die Frechheit eines Mannes, welcher mit dem Gewicht eines Helden auf ihm lastete. Hätte nicht eine organisirte Armee in Frankreich bestanden, um unter die Adler ihres Kaisers zu fliegen, so wäre der Kaiser niemals bis nach Paris vorgedrungen. Die Armee riß die Nation mit sich fort, sie vergaß die Freiheit um eines Mannes willen; das ist der wahre Thatbestand. Dieser Mann war ein großer General; dieser Mann war fünfzehn Jahre lang ihr General gewesen; dieser Mann war in ihren Augen der Ruhm und das Kaiserreich: das mag sie entschuldigen, wenn es für den Abfall von der Freiheit eine Entschuldigung gibt. Zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich bei dieser Veranlassung eine tiefe Verzweiflung an den Menschen. Ich sah im Zwischenraum von acht Tagen ein Frankreich bereit, sich wie ein einziger Mann gegen Buonaparte zu erheben, und ein anderes Frankreich, das zu den Füßen Buonaparte's lag. Ich wußte wohl, daß die Unterwerfung nicht freiwillig und daß die Bestürzung nicht aufrichtig war; ich begriff, daß auch die größten Nationen nicht immer heroisch waren, und daß sich die Völker ebenfalls durch das Joch durchtreiben ließen.

Von diesem Tage an verzweifelte ich an der Allgewalt der öffentlichen Meinung und glaubte plus quod decet an die Macht der Bajonette. Es war dieses meine erste politische Enttäuschung. Der zwanzigste März und die Beweglichkeit einer

Nation, die sich vor einigen Regimentern beugte, sind mir als eine Last auf dem Herzen liegen geblieben.

Die Geschichte hat die Unterwerfung unter einem erheuchelten Enthusiasmus maskirt. Aber es gibt eine Geschichte, wahrer als diejenige, welche man schreibt, um seinem Jahrhunderte zu schmeicheln; diese wird eine andere Sprache reden, als die Weihrauchspender des großen Volkes und des großen Soldaten. Das Kaiserreich wird seinen Tacitus haben und die Freiheit wird gerächt sein. Unterdessen lassen wir immerhin diese Geschichte ohne Gewissen, diese Annalenschreiber des Generalstabes und der Kaserne ruhig fortlügeu, welche der Armee folgten, wie man dem Wettrennen folgt, und die das Urtheil des Volkes verderben, indem sie immer das Glück rechtfertigen und den Säbel anbeten, und die in ihrem Innern ein solches Bedürfniß der Knechtschaft haben, daß sie, da sie den Tyrannen nicht mehr anbeten können, wenigstens die Erinnerung an die Tyrannei anbeten! ....

2.

Wir verließen Paris in der Nacht, welche dem Einzug Buonaparte's in Paris voranging. Wir ließen die Hauptstadt in Aufregung zurück. In allen Straßen, auf allen Boulevards, in allen Vorstädten, in allen Dörfern, durch welche uns unser Weg führte, drängte sich das Volk um uns, um uns mit seinen Segenswünschen und Gebeten zu begleiten. Die Bürger kamen aus ihren Häusern und reichten uns weinend Brod und Wein. Sie drückten unsere Hände in den ihrigen; sie brachen in Verwünschungen aus gegen die Prätorianer, welche die kaum errungenen Institutionen und den theuer erkauften Frieden wieder in Frage stellten. Das habe ich von dem Platz Ludwigs XV., von welchem wir abmarschirten, bis zu der belgischen Grenze, wo wir Halt machten, gesehen und gehört.

Und nicht nur die Royalisten, die Anhänger der Familie

Bourbon führten diese Sprache, sondern vor Allem die Liberalen, die Freunde der Revolution und der Freiheit.

Mitten unter diesen einstimmigen Verwünschungen und Thränen kamen wir bis nach Bethune, einer kleinen befestigten Stadt an unserer nördlichen Grenze, zwei Meilen von Belgien entfernt. Der Marschall Marmont befehligte uns. Der Graf von Artois und der Herzog von Berry, sein Sohn, marschirten mit uns. Der König hatte sich in Arras von uns getrennt und den Weg nach Lille eingeschlagen. Er brachte nur wenige Stunden in Lille zu, wo die Stimmung der Garnison seine Sicherheit bedrohte, und flüchtete von dort nach Belgien.

Bei dieser Nachricht verließen der Graf von Artois, der Marschall Marmont und die Grenadiere zu Pferd der Leibgarde Bethune, um dem Könige in das Ausland zu folgen. Einige Compagnien Garde-Infanterie, Chevauxlegers und Musketiere blieben zur Vertheidigung der Stadt zurück. Am Abend wurden wir auf dem Appellplatze versammelt, wo man uns eine Proklamation von den Prinzen vorlas, worin diese uns für unsere Treue dankten, ihre Abschiedsgrüße an uns richteten und uns sagten, daß wir, von unserm Eide gegen sie entbunden, die Freiheit hätten, in unsere Familien zurückzukehren oder dem Könige auf die fremde Erde zu folgen.

Bei dem Vorlesen dieser Proklamation bildeten sich überall Gruppen; wir beriethen uns über die ehrenvollste und patriotischste Maßregel, welche wir in der Verlassenheit, in welcher man uns zurückließ, ergreifen könnten. Die Einen beantragten, dem Könige zu folgen, die Andern in die Reihen der Nation zurückzutreten und den Zeitpunkt abzuwarten, wo wir unserer vom Schicksale, aber nicht vom Recht verrathenen Sache nützliche Dienste leisten könnten. Die leidenschaftlichsten und zahlreichsten Stimmen schlugen vor, unsere Fahnen nach Belgien zu tragen und unser Geschick an die Schritte des Königs, welchen wir zu vertheidigen geschworen

hatten, zu knüpfen. Man sprach mit Aufregung und mit jener militärischen Beredsamkeit, welche die Falten der Fahne aufrollt und welche die Worte mit der Bewegung und dem Klirren des Säbels begleitet. Es war dieses das erste Mal, daß ich öffentlich das Wort ergriff. Von vielen meiner Kameraden geliebt und trotz meiner großen Jugend mit einem gewissen Einfluß unter ihnen beehrt, stieg ich, auf die Bitte einiger meiner Freunde, auf die Radachse eines Karrens und antwortete einem Musketier, welcher die Gemüther durch eine kräftige glänzende Rede zu Gunsten der Auswanderung gestimmt hatte.

Ich war ein so erklärter Feind Buonaparte's und einer liberalen Restauration so sehr als irgend Einer in der Armee ergeben; aber ich stammte aus einer Familie, welche sich niemals vom Lande losgetrennt hatte und die an die Rechte des Vaterlandes glaubte, wie unsere Vorfahren an die Rechte des Thrones glaubten. Mein Vater und seine Brüder gehörten zu jener Generation des französischen Adels, die in den Provinzen und Feldlagern fern vom Hofe gelebt hatte, die Mißbräuche desselben verabscheute, seine Entsittlichung verachtete, Mirabeau's und der ersten Constitution Freunde, der Verbrechen der Revolution Feinde, aber beständige und gemäßigte Anhänger ihrer Grundsätze. Keiner von ihnen war emigrirt. Koblenz war ihnen als ein Thorheit oder als ein Fehler zuwider. Sie hatten die Rolle der Opfer der Revolution der Rolle von Verbannten der Feinde ihres Landes vorgezogen. In diesen Ideen war ich auferzogen worden; sie waren in Saft und Blut bei mir übergegangen: die Politik liegt in dem Blute.

Ich drückte diese Gedanken mit Freimüthigkeit und Energie aus; ich unterstützte sie durch einige kühne Entscheidungsgründe, die von der Art waren, daß sie auf schwankende Gemüther Eindruck machen mußten.

Ich sagte, die Sache der Freiheit und die Sache der Bourbonen sei glücklicherweise in Frankreich geeinigt, seit Ludwig XVIII. Frankreich die Repräsentativverfassung gegeben habe; das eben sei unsere Stärke, daß wir mit den Liberalen und Republikanern von Herzen uns eins wüßten; daß derselbe Haß gegen Buonaparte uns beseele, daß selbst der Usurpator aller Rechte des Volkes von nun an nicht mehr herrschen könne, ohne selbst einen Schatten einer liberalen Constitution dem Lande zu bewilligen; daß diese Constitution nothwendig die Freiheit des Wortes und die Freiheit der Presse in sich begreife; daß, wenn die Republikaner und die Royalisten vereint sich dieser Waffen der öffentlichen Meinung mit einander gegen Napoleon bedienten, seine Herrschaft von kurzer Dauer und sein Sturz gewiß sei; daß aber, wenn die Royalisten auswandern und die Republikaner der Armee überliefern, jeder Widerstand gegen die Tyrannei alsbald entweder im Blut der Liberalen oder in den Gefängnissen des Staats erstickt wäre; daß die Männer der Freiheit die Feinde der Emigration seien; daß sie, die heute bereit wären, sich mit uns auf Grund und Boden der constitutionellen Freiheiten und einer Restauration von 89 zu vereinigen, sich augenblicklich von uns trennen würden, wenn sie uns auf fremdem Boden und unter einer andern Fahne, als der der Unabhängigkeit des Landes sehen würden; daß also unsere Pflicht gegen das Vaterland, unsere Pflicht gegen unsere Familien, wie eine gesunde Politik und nützliche Treue uns verböten, dem König in das Ausland zu folgen; daß die Schritte, welche wir bisher gethan hätten, um ihm zu folgen, die Schritte der Disciplin und der Treue seien, welche in unserem Leben nur Spuren der Ehre zurückließen, daß aber ein Schritt weiter uns entnationalisiren und nur Kummer und später vielleicht sogar Gewissensbisse verursachen werde; daß ich aus diesen Gründen die Grenze nicht überschreite und daß ich, ohne die entgegen=

gesetzte Meinung bei meinen Kameraden tadeln zu wollen, diejenigen, welche gleich mir dächten, aufforderte, auf meine Seite herüberzutreten.

Diese Worte brachten einen tiefen Eindruck hervor und die Masse sprach sich gegen die Emigration aus. Diejenigen, welche darauf bestanden, den Prinzen zu folgen, stiegen zu Pferde und verließen die Stadt. Wir schlossen uns in der von den Truppen, welche der Kaiser von Paris zur Beobachtung des Rückzugs des Königs abgesandt hatte, schon umgebenen Stadt Bethune ein. Da wir durch die Abwesenheit unserer Führer und durch den Mangel eines Oberbefehls uns selbst zu befehligen genöthigt waren, stellten wir wenig zahlreiche Posten an den Hauptthoren der Stadt auf und ließen Tag und Nacht auf den Wällen patrouilliren. Ich brachte drei Tage und drei Nächte auf der Hauptwache des Liller Thores mit einem trefflichen Freunde, Namens Vaugelas, zu, der sich seither im Richterstand und in der Politik ausgezeichnet hat. Am vierten Tage kapitulirten wir. Vom Könige schon verabschiedet, verabschiedete uns der buonapartistische General, welcher in Bethune einzog, aufs Neue. Man gestattete uns, einzeln in unsere Familie zurückzukehren; nur der Aufenthalt in Paris wurde uns untersagt.

Ich kam gleichwohl mit Hülfe von Civilkleidern in einem Kabriolet, welches ich mir nach St. Denis schicken ließ, hinein. Ich brachte dort einige Tage zu, um die öffentliche Meinung kennen zu lernen, und um mit eigenen Augen den Geist der Jugend und des Volkes zu beurtheilen. Ich sah den Kaiser bei einer Revue auf dem Carousselplatze. Es bedurfte des Prisma's des Ruhmes und der Illusion des Fanatismus, um zu jener Zeit in seiner Person das Ideal geistiger Schönheit und angebornen Herrschersinnes zu erblicken, womit Marmor und Bronze später seinem Bilde geschmeichelt haben, um uns dazu zu bewegen, daß wir ihn anbeten. Sein Kopf

war zwischen den Schultern eingesunken, seine dicken blassen Wangen gingen weit über den engen Halskragen seiner Uniform hinaus, sein orangegelbes Gesicht trug den Stempel der Sorge, seine Stirne war durch die Schwierigkeiten seiner Lage gefurcht, sein tief eingesunkenes Auge wanderte mit Unruhe über die Truppen und über das Volk. Sein Mund lächelte mechanisch der Menge zu, während seine Gedanken offenbar anderswo waren. Ein gewisser Ausdruck des Zweifels und des Zauderns verrieth sich in allen seinen Bewegungen. Man sah, daß der Boden unter seinen Füßen nicht fest geschlossen sei, und daß er auf dem Throne mit seinem Glücke umhertaste. Er wußte nicht recht, ob sein Einzug in Paris ein guter Erfolg oder eine Schlinge seines Glückssternes seie. Die an ihm vorbeidefilirenden Truppen riefen mit dem gezwungenen Tone der Verzweiflung ihr: „Es lebe der Kaiser!" Das Volk der Vorstädte ließ dieselben Rufe mit einem mehr drohenden als enthusiastischen Tone vernehmen. Die Zuschauer schwiegen und wechselten leise Worte und Blicke des Einverständnisses mit einander. Man sah leicht, daß der Haß mitten unter dem Gepränge seiner Macht und seines Triumphes seinen Sturz wünschte und herbeizuführen suchte. Die Polizei forschte fragend in den Physiognomien umher; die Rufe der Freiheit mengten sich unter die Rufe der Schmeichelei und der Knechtschaft. Dies Alles glich eher einem Kaiser und einer Scene des sinkenden römischen Reiches, als dem Helden von Aegypten und dem Consulat. Es war der 18. Brumaire, welcher sich rächte.

Ich verließ Paris, diese große und heroische Anstifterin der Revolution, mit aller meiner Energie und mit dem Vorgefühle der kommenden Freiheit.

3.

Als ich zu meiner Familie zurückgekehrt war, folgten sich

die kaiserlichen Dekrete über neue Truppenaushebungen Schlag auf Schlag, und fingen an die Sicherheit meines Vaters zu beunruhigen. Ich mußte entweder in die Reihen der jungen Soldaten eintreten, welche für die Armee mobilisirt wurden, oder einen Mann kaufen, welcher im Dienste des Kaiserreichs mich zu ersetzen gehabt hätte. Ich wollte weder das Eine noch das Andere. Ich erklärte meinem Vater, daß ich es vorzöge, auf Befehl Buonaparte's erschossen zu werden, als einen Tropfen meines Blutes oder einen Tropfen Blutes eines Andern zum Dienst und zur Aufrechthaltung dessen herzugeben, was ich Tyrannei nannte. Ich fühlte, daß dieser vom Sohne offen und fest ausgesprochene Entschluß den Vater compromittiren könnte, wenn man ihn dafür verantwortlich mache, und beschloß, mich zu entfernen.

Die Schweiz war neutral. Ich nahm aus der Börse unserer Mutter einige Louisd'or und reiste in einer Nacht ohne Paß nach den Alpen ab.

4.

Mein Großvater hatte große Güter in der Franche-Comté zwischen St. Claude und der Grenze des Waadlandes besessen. Diese Güter gehörten uns zwar nicht mehr, aber sie waren von alten Agenten meiner Familie, denen mein Name nicht unbekannt sein konnte, angekauft worden. Ich kam, ohne angehalten zu werden, bis zu ihrem Wohnsitze am Fuße der Tannenwälder, welche die Gebiete Frankreichs und der Schweiz berühren. Sie empfingen mich als den Enkel des alten Besitzers dieser Waldungen und verbargen mich einige Tage lang bei sich. Hier ließ ich meine städtischen Kleider zurück, lieh von einem der Söhne des Hauses eine leinene Jacke, wie sie die Leute der Franche-Comté tragen, und ging mit einer Flinte auf der Schulter durch die Vedetten und Zollwächter, welche mich für einen Jäger der Umgegend hielten, nach der

Schweiz hinüber. Als ich auf der Spitze von St. Cargue angekommen war, wo der Blick den Genfer See und die gigantischen Berge, von denen er eingefaßt ist, überschaute, küßte ich mit Enthusiasmus dieses Land der Freiheit. Ich erinnerte mich, daß mich vier Jahre früher, als ich von Mailand nach Lausanne ging, derselbe Enthusiasmus ergriffen hatte, als ich auf einem Grenzstein zwischen Villeneuve und Vevay die magischen Worte: Freiheit, Gleichheit! las.

Ein Greis von Lausanne, welcher in demselben Wagen mit mir reiste und der Zeuge der Bewegung war, welche in meiner Seele dieses Symbol der republikanischen Staatseinrichtungen mitten unter der Knechtschaft des Kaiserreichs erregte, wollte, daß ich in seinem Hause absteige, und hielt mich, wiewohl ich ihm fremd war, mehre Tage in seiner Familie zurück. Die Menschen erkennen sich an ihren Gefühlen so gut als an ihren Namen; edle Ideen sind eine geistige Verwandtschaft unter Ausländern; die Freiheit hat so gut als die Familie ihre Brüderschaft.

5.

Ich besaß weder Briefe, noch Kredit, noch Empfehlungen, noch Papiere, welche mir Zutritt auch nur zu einem Hause in der Schweiz eröffnen konnten. Die Föderalpolizei konnte mich für einen jener zahlreichen Spionen halten, welche der Kaiser in die Kantone ausgesandt hatte, um die öffentliche Meinung für ihn zu gewinnen und das Land gegen die schwachen Ueberreste der Berner Aristokratie in Aufstand zu bringen. Ich mußte nach einer Familie umhertasten, welche für mich einstehen würde. Ich trat in St. Cargue in das Haus eines der Wegweser, welche die Fremden über die Gebirgspfade von Frankreich nach der Schweiz geleiten. Ich bat ihn, mich für die Nacht bei sich zu beherbergen. Im Fluß der Unterredung, in welche ich mich mit ihm nach dem Abendessen

einließ, erkundigte ich mich bei diesem Manne, welches die Hauptfamilien des Waadlandes seien, mit denen er Verbindungen habe, und wohin er am häufigsten die Reisenden führe. Er nannte mir Frau von Staël, deren zahlreiche und berühmte Freunde oft bei ihr ein Unterkommen suchten, wenn sie über die Grenze gingen. Es ist bekannt, daß Coppet die Zufluchtsstätte aller Freunde der Freiheit war, welche seit zehn Jahren keinen andern Beschützer als das Genie eines Weibes zählte. Er nannte mir auch den Baron von Vincy, einen früheren schweizerischen Staabsofficier in französischen Diensten, zeigte mir sein Schloß, welches einige Meilen von ihm entfernt am Fuße der Gebirge hervorglänzte; er zeigte mir zu ihm den Weg, und ich entschloß mich, dort vorzugehen.

6.

Am folgenden Tage stieg ich schon früh in der Richtung von Nyon dem See zu. Es war ein schöner Mittag, der Himmel war rein, der See erglänzte und war hie und da mit weißen Segeln geziert. Auf der Seite von Meilleraie malte sich darin das Bild der Gebirge mit ihren Felsen, ihren Wäldern und Gletschern. Ich berauschte mich an diesem Anblicke der Alpen, die ich nur ein einziges Mal vor mehren Jahren und dann nur aus weiter Ferne gesehen hatte, hielt bei allen Wendungen des steilen Pfades an und setzte mich bei allen Quellen und im Schatten der schönsten Kastanienbäume nieder, um diese schöne Natur durch die Augen in mich aufzunehmen. Zudem zauderte ich unwillkürlich, mich im Schlosse von Vincy vorzustellen. Es war mir nicht unwillkommen, daß sich ein Schritt, der mich in Verlegenheit brachte, verzögern würde.

7.

Endlich kam ich bei dem Gitter des Schlosses an; es

war Mittag vorüber. Ich fragte mit einer Schüchternheit, welche einer schlecht gespielten Zuversicht nicht zu verdecken gelang, ob der Herr Baron von Vincy zu Hause sei. Man antwortete mir mit Ja, und ich wurde eingeführt. Trotz meiner Bauernjacke stand mein Gesicht doch mit meiner Tracht in solchem Widerspruche, daß Herr von Vincy mich sitzen hieß und mich artig fragte, was mich zu ihm führe. Ich sagte es ihm; er hörte mich mit Freundlichkeit an, richtete dann einige Fragen an mich, um sich zu überzeugen, daß ich kein Abenteurer sei, schien mit meinen Antworten befriedigt zu sein, und schrieb mir einen Brief an eine Magistratsperson in Bern, welchen er mir einhändigte. Ich ging fort, nachdem ich ihm meinen gefühltesten Dank ausgedrückt hatte.

Im Augenblick, wo ich ihn auf der Freitreppe des Hofes verlassen wollte, kamen zwei Damen die Treppe herab und erschienen im Hausgang.

Die eine dieser Damen war die Baronin von Vincy, eine Frau von etwa vierzig Jahre, von hoher Statur, majestätischer Haltung, ruhigen und sanften, aber wie die Züge der antiken Niobe-Statuen, von Trauer verschleierten Gesichtszügen. Die andere war ein junges Mädchen von fünfzehn bis sechszehn Jahren, um Vieles kleiner als ihre Mutter, und deren nachdenkende Physiognomie anzeigte, daß diese Blume des Nordens im Schatten eines kalten Himmelstrichs und vielleicht auch häuslichen Kummers aufgewachsen sei. Beide blieben stehen, um im Vorbeigehen die letzten Worte meines Gesprächs mit Herrn von Vincy anzuhören. Sie betrachteten mich mit gütigem Wohlwollen und verweilten in etwas unentschiedener Haltung eine Zeitlang auf der Freitreppe, um mich fortgehen zu sehen.

Ich entfernte mich vom Schlosse und war schon in den Straßen des Dorfes, als ein Bedienter hinter mir her eilte, und mich im Namen der Frau von Vincy bat, noch einmal

zurückzugehen. Ich fand die Familie, welche aus Herrn von Vincy, seiner Gemahlin und einem zehn- bis zwölfjährigen Sohne bestand, noch auf der Freitreppe versammelt und mich erwartend. — „Wir sind von Bedauern ergriffen worden," sagte Frau von Vincy mit einer gemüthlichen und fast mütterlichen Stimme zu mir, „wir fürchteten, daß Sie, in unseren Gebirgen fremd, und von einem weiten Wege zu Fuße ermüdet, im Dorfe vielleicht kein Gasthaus finden möchten, in dem Sie sich genügend erfrischen und ausruhen könnten. Wir bitten Sie, unser Haus zu Ihrem Absteigequartier zu nehmen und mit uns speisen zu wollen. Wir sind im Begriff uns zu Tische zu setzen. Sie werden auch vollkommen genug Zeit haben, um heute Abend bis Rolle zu kommen." Ich versuchte für diese Ehre zu danken, indem ich meine Kleidung vorschützte, die mich unwürdig mache, an ihren Tisch mich zu setzen. Als man aber noch mehr in mich drang, gab ich endlich nach.

Während des Essens, das einfach und mäßig war, in einem Speisesaale, in welchem Alles den verblichenen Glanz eines verarmten Hauses anzeigte, unterhielten sich Herr und Frau von Vincy mit mir auf eine Art, welche die Absicht verrieth, daß sie sich überzeugen wollten, ob ich wirklich Der sei, für den ich mich ausgab. Der Namen meiner Familie war ihnen unbekannt; aber ich hatte in Paris mehre Personen aus ihrer Bekanntschaft gesehen. Die Einzelnheiten, welche ich im Gespräche über diese Personen gab, bewiesen hinlänglich, daß ich in guter Gesellschaft gelebt hatte. Auch meine instinktartige Antipathie gegen Buonaparte war ein zu meinen Gunsten einnehmender Gegenstand. Ich sah vor dem Ende der Mahlzeit, daß der Familie nicht der mindeste Verdacht in Betreff meiner geblieben sei. Die Geradheit meines Blickes, die Offenheit meiner Stirne, die Einfachheit meiner Antworten trugen ohne Zweifel zu dieser Ueberzeugung viel bei. Nach dem Essen dankte ich Frau von Vincy, ich nahm meinen Stock

und wollte gehen. Diese Damen wollten mich begleiten, indem sie einen Spaziergang bis zu einer gewissen Entfernung beabsichtigten, um mich auf den Weg nach Rolle zu bringen; sie gingen ungefähr eine halbe Stunde durch Weinberge und Waldungen mit mir. Da sich der Tag senkte, trennten wir uns.

Aber kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als ich mir von Neuem rufen hörte. Ich kam zurück: „Kommen Sie, mein Herr," sagte Frau von Vincy zu mir, „es ist unnöthig, Sie noch länger auf die Probe zu stellen, und uns selbst zu betrüben, indem wir Sie so allein und in einem fremden Lande dem Zufall und den Abenteuern bloßstellen. Sie interessiren uns, Sie scheinen sich bei uns zu gefallen, trennen Sie sich nicht von uns. Ich stelle mich in Gedanken an den Platz Ihrer Mutter. Ich besitze selbst einen Sohn von Ihrem Alter, welcher in diesem Augenblicke in den Reihen der holländischen Armee kämpft, und der vielleicht verwundet, gefangen, umherirrend, wie Sie, ist; mir dünkt, daß ich ihm selbst, indem ich Sie aufnehme, ein ähnliches Obdach in einem andern Hause bereite. Kehren sie mit uns zurück. Wir sind verarmt und unser Tisch ist sehr einfach, aber wir schämen uns dessen nicht. Ein Gast mehr macht ein armes Haus nicht unglücklich. Sie werden sich damit begnügen und bei uns bleiben, bis die Verhältnisse Europa's sich entwickelt haben und bis man jenseits unserer Berge deutlich sehen kann."

Ich ward von so viel Güte ganz gerührt. Ich kehrte in das Schloß zurück, als ob ich zur Familie gehören würde. Man gab mir ein Zimmer in einem oberen Stockwerke, von dem aus mein Blick sich in den See tauchte, und Bücher, um meine Stunden auszufüllen. Nach Verfluß ganz weniger Tage verwandten die Dame von Vincy keine Aufmerksamkeit auf mich. Ich galt wie der Sohn der einen, wie der Bruder der andern. Ich begleitete sie jeden Abend auf langen Spaziergängen auf das Gebirge oder Spazierfahrten auf dem See.

Ich hatte mir in Genf etwas Leinwand und eine anständige Kleidung kaufen lassen. Man stellte mich bei einigen Freunden in der Nachbarschaft vor. Da mich diese Damen häufig mit der Feder oder dem Bleistift schreiben sahen, so baten sie mich, daß ich sie zum Vertrauten meiner Träumereien machen solle. Ich las ihnen eine Ode an die Freiheit Europa's und einige Stanzen über die Alpen vor, welche ihnen über die Idee, die sie sich zweifelsohne von einem so jungen Gast machten, zu gehen schienen. Sie baten mich, diese Verse noch einmal Herrn von Vincy vorzulesen, welcher mich bei den begeisterten Versen über die Unabhängigkeit seines Vaterlandes und den Schmähungen gegen die Tyrannei des Kaisers gerührt umarmte. Er wollte gar nicht glauben, daß diese Verse von mir herkommen. Ich war genöthigt, noch einige Strophen mehr unter seinen Augen und über ein von ihm gegebenes Thema zu schreiben, um ihn zu überzeugen.

Seit diesem Tage vermehrte sich noch die Nachsicht dieser edeln Familie für mich, aber nicht ihre Güte. Ich lebte geliebt und glücklich in diesem patriarchalischen Hause, wo mich die Frömmigkeit, das verborgene Leben und die Mildthätigkeit meiner Gastwirthe an das Haus meiner Mutter erinnerten. Wir verbrachten unsere Abende auf einer langen und breiten Terrasse, welche sich am Fuße des Schlosses ausbreitet, und von welcher aus man das Becken des Sees beherrscht, unter Gesprächen über die Ereignisse der Zeit und Betrachtung der friedlichen und prachtvollen Scenen, in denen der Mond seine Strahlen über die Wellen und Gletscher vorüberführte.

8.

Man erblickte von hier aus die Gipfel der Bäume des Parkes und die Dächer der Pavillone des Schlosses von Coppet, welche damals unter den Zügen eines Weibes von dem Genie bewohnt wurden, welches am meisten meine Jugend geblendet

hatte. — „Da Sie so viel Pflege auf Ihren Geist verwenden," sagte mir eines Abends Frau von Vincy, „müssen Sie einer der Bewunderer unserer Nachbarin, der Frau von Staël sein." — Ich gestand mit Wärme meine Leidenschaft und Bewunderung für die Verfasserin der Corinna. Ich sah, daß die Rührung meiner Seele und der Enthusiamus meiner Bewunderung den Lippen des Herrn von Vincy eine verächtliche Falte gab, und seine Frau etwas betrübten. „Ich möchte Sie zu Ihrer Herrin führen können," sagte sie zu mir; „ich kenne Frau von Staël genau. Ich liebe ihren Charakter; ich lasse ihrer Güte und Wohlthätigkeit alle Gerechtigkeit widerfahren; aber wir sehen sie nicht mehr. Ihre Ansichten und die unserigen trennen uns. Sie ist als die Tochter Herrn Necker's eine Tochter der Revolution. Wir gehören der Religion der Vergangenheit an. Wir können ebenso wenig zusammenkommen als die Demokratie und Aristokratie; wiewohl wir in diesem Augenblicke durch den gemeinschaftlichen Haß gegen Napoleon vereinigt sind, dürfen wir uns doch nicht sehen, denn dieser Haß stammt nicht aus denselben Grundsätzen. Wir verabscheuen in ihm die Revolution, welche uns in Bern unsern Rang und unsere Souveränetät geraubt hat. Sie verabscheut in ihm die Contre-Revolution. Wir würden einander nicht verstehen. Was Sie betrifft, so ist das etwas Anderes. Frau von Staël ist ein neutraler Ruhm, welcher über alle Partein hervorglänzt, und welcher ein zwanzigjähriges Herz bezaubern muß. Sie müssen den Wunsch haben, sie zu sehen. Gleichwohl könnte es uns nicht angenehm sein, wenn Sie zu ihr gingen, lo lange Sie bei uns sind. Unsere Freunde würden diese indirekten Beziehungen zwischen zwei von einem verschiedenen Geist beseelten Schlössern nicht begreifen können."

9.

Ich verstand diese Gründe, und versuchte nicht, sie zu

widerlegen; zudem ließ mich meine überaus große Schüchternheit den Frauen und dem Genie gegenüber nicht ohne Schrecken an eine Vorstellung bei Frau von Staël denken. Es war mir genug, aus der Ferne einen Strahl des Ruhmes unter ihren Zügen zu betrachten und zu bewundern, und dieses Glück wurde mir.

Einige Tage nach dieser Unterredung erfuhr ich, daß Frau von Staël oft in Begleitung von Frau Recamier, welche sich damals in Coppet aufhielt, am Abend auf dem Wege nach Lausanne spazierenfahre. Ich erkundigte mich nach der gewöhnlichen Stunde, wo diese Spazierfahrten statt hätten; sie veränderten sich nach den Umständen. So entschloß ich mich, einen ganzen Tag auf der Heerstraße zuzubringen, damit ich die Gelegenheit nicht unbenützt vorbeigehen lasse. Als Vorwand nahm ich einen Ausflug auf den Jura. Ich ging mit frühem Morgen aus dem Hause, nahm ein wenig Brod und einen Band von Corinna mit, und versteckte mich unter einem Gebüsche, auf der Böschung sitzend, und mit den Füßen im Graben der Landstraße.

Die Stunden verstrichen. Hunderte von Wagen passirten auf der Heerstraße, ohne daß einer derselben Frauen geführt hätte, auf deren Gesicht ich die Namen der Frauen von Staël und Recamier setzen konnte. Schon wollte ich traurig und mißstimmt umkehren, als sich eine Staubwolke zu meiner Rechten auf der von Coppet herführenden Straße erhob. Es waren zwei offene, mit prächtigen Rossen bespannte Kaleschen, die in der Richtung nach Lausanne fuhren. Frau von Staël und Frau Recamier fuhren mit Blitzesschnelle an mir vorüber. Kaum hatte ich die Zeit, mitten in dem Staub der Räder eine Frau mit schwarzen Augen zu sehen, welche mit lebhaftem Geberdenspiel mit einer andern sprach, deren Gesicht den einzig wahren Typus der Schönheit, welche bezaubert und hinreißt, hätte abgeben können. Vier andere ebenfalls

junge und schöne Frauen saßen im folgenden Wagen. Ich wurde von keiner derselben bemerkt. Lange folgte ich mit den Augen der fliegenden Wagenspur. Gerne hätte ich den Lauf der Pferde aufhalten mögen, aber Frau von Staël konnte auch nicht entfernt eine Ahnung davon haben, daß ich die leidenschaftlichste Bewunderung von den staubigen Rändern des Grabens aus zu ihr erhebe. Es blieb mir von ihrer Person nur ein unbestimmtes und verworrenes Bild, welches meiner Bewunderung keinen festen Anhaltspunkt gewährte.

Die reizende Gestalt von Frau Recamier grub sich tiefer in meinem Gedächtniß ein. Der Eindruck des Genies wird vergessen; der Eindruck des Liebreizes ist unverwüstlich. Die Schönheit hat einen Blitzstrahl, welcher niederschmettert. Die der Frau Recamier war nur deßwegen so allgewaltig und vollendet, weil sie ihrem Verstand und ihrer Seele ganz entsprach. Nicht nur ihr Gesicht war schön, sondern sie selbst war schön. Diese Schönheit, welche damals dem Romane angehörte, wird dereinst in die Geschichte übergehen. Ebenso strahlend als Aspasia, aber eine rein christliche Aspasia, war sie der Gegenstand der Anbetung eines größeren Genies als Perikles. Ich lernte also Frau von Staël nie kennen, aber später erkannte ich sie in ihrer Tochter, der Frau Herzogin von Broglie, wieder. So mußte man sie vielleicht kennen lernen, um sie in ihrer erhabensten Incarnation zu betrachten.

In Frau von Broglie war alle jene Leidenschaft Schönheit, alles jenes Feuer milde Wärme, alles jenes Genie Tugend geworden. Zu sterben mit Zurücklassung einer solchen Spur von sich auf der Welt war für Frau von Staël eine lebendige Apotheose, welche der Himmel ihrem Ruhme schuldete. Im Jahr 1819 sah ich zum ersten Mal die Frau Herzogin von Broglie. Sie beehrte mich bis zu ihrem Tode mit Beweisen ihrer Güte, deren Erinnerung mir immer heilig sein wird. Ihrem hochgeehrten Andenken widmete ich einige der letzten

Verse, die ich niedergeschrieben habe. Die Poesie ist in einer gewissen Lebensperiode nur noch die Todtenurne, welche dazu dient, einigen Wohlduft zu verbrennen, um heilige Erinnerungen darin einzubalsamiren. Die an Frau von Broglie bedurfte dessen nicht. Sie hat selbst ihren eigenen Wohlgeruch und balsamirt sich in ihrer eigenen Tugend ein.

10.

Ich fing indessen an mich etwas beschämt zu fühlen, daß ich so lange einem Hause zur Last falle, dem ich ein Fremder und Unbekannter war. Ich fürchtete, ein allzulanger Gebrauch meines Gastrechtes möchte indiscret sein, und könne sogar Herrn und Frau von Vincy in einige Verlegenheit versetzen. Was diese achtbare Familie damals an Vermögen besaß, war zu wenig im Verhältnisse zu der Freigebigkeit ihres Herzens. Ich bemerkte es, ob sie gleich alle Rücksichten gegen mich beobachteten. Ich wollte durch die Vermehrung der Ausgaben, welche ich veranlaßte, diese Vermögensverlegenheiten und Geldschwierigkeiten nicht erhöhen, deren Symptome ich zu gut in meiner eigenen Familie kannte, um sie nicht bei Andern leicht herausfinden zu können. Ich sah sie leiden und ich litt für sie. Es waren königliche Seelen im Kampfe mit den Schwierigkeiten der Armuth. Der Himmel hätte ihnen ein mit ihrem Edelmuth harmonirendes Vermögen geschuldet!

11.

Ich nahm zum Vorwande eine Reise in die mittägigen Gebirge der Schweiz. Ich verließ das Schloß, nicht ohne Trauer in den Augen meiner Gastwirthe und in meinen eigenen. Oft schaute ich mit Sehnsucht zurück, um sie in Gedanken zu segnen. Ich durchreiste allein, zu Fuße, und in dem Anzuge eines reisenden Handwerksburschen die schönsten und wildesten Partieen der Schweiz. Nachdem ich dieses irrende

Leben drei Wochen geführt hatte, kam ich zu den Gestaden des Genfer Sees zurück, und verweilte in derjenigen Gegend des Ufers, welche dem Waadlande gegenüberliegt, und welche J. J. Rousseau mit so vielem Recht dem übrigen Theile seiner Ufer vorgezogen hat. Ich quartirte mich für einige Sous täglich bei einem Schiffer des Chablais ein, dessen etwas isolirtes Haus zu einem kleinen Dorfe gehörte. Die Beschäftigung dieses Mannes bestand darin, ein oder zweimal in der Woche die Bauern von einem zum andern Ufer überzusetzen, im See zu fischen und ein wenig Feldbau zu treiben. Seine ganze Familie bestand in einer fünfundzwanzigjährigen Tochter, welche ihm seine Haushaltung besorgte, und die für die Fischer und Vorüberreisenden die Speisen bereitete. Ungefähr dreihundert Schritte von diesem, von dem braven Fischer und seiner Tochter bewohnten Hause stand ein anderes unbewohntes Haus, welches ihnen gleichfalls gehörte, und das nur von Zeit zu Zeit dazu benützt wurde, Reisende oder auf der Lauer liegende Zollwächter zu beherbergen.

Das Haus bestand nur aus einem oberhalb dem Keller gelegenen Zimmer. Ich miethete es. Es lag auf einer Ebene am Saume eines langen Kastanienwaldes und war am Ufer des Sees selbst, dessen Wogen an die Mauern anschlugen, gebaut. Das einzige Möbel meines Zimmers war ein Bett ohne Matratze, auf welches Heu oder Stroh, Betttücher und eine Decke gebreitet wurde, ein Stuhl und eine Bank. Die Fensterbrüstung diente mir als Schreibtisch. Hier richtete ich mich wohnlich ein.

Zweimal des Tags, am Morgen und Abend, ging ich in das Dorf, um bei dem Fischer und mit ihm meine Mahlzeiten einzunehmen. Sie bestanden aus Schwarzbrod, Eiern, gebratenen Fischen und herbem, saurem Landwein. Der Fischer war ehrlich, seine Tochter gefällig und aufmerksam. Nach einigen Tagen gemeinschaftlichen Lebens waren wir Freunde.

Ich schickte den Schiffer einmal wöchentlich nach Lausanne oder Nyon, um mir Bücher oder Zeitungen aus den Lesekabinetten zu verschaffen. Tinte, Federn und Papier besaß ich. An Regentagen las und schrieb ich in meinem Zimmer; an sonnigen Tagen ging ich am Ufer die langen Wendungen des Sees entlang oder auf unbekannten Fußwegen in den Kastanienwaldungen. Am Abend blieb ich lange nach dem Nachtessen im Hause des Fischers sitzen, um die Zeit des Halbdunkels bei ihm zu verbringen, und plauderte mit ihm, mit seiner Tochter, zuweilen mit dem Schulmeister und Pfarrer des Dorfs, welche sich bei uns verspäteten. War ich in mein Zimmer zurückgekehrt, so fand ich hier vor dem Schlaf das einschläfernde Murmeln des Sees, welcher mit jeder Welle Kieselsteine herbeiführte und wieder zurückrollte.

Mein Zimmer lag so nahe bei dem Wasser, daß an stürmischen Tagen die Wogen, wenn sie sich brachen, ihren Schaum bis zu meinem Fenster warfen. Ich habe nie so das Murmeln, die Klagen, den Ungestüm, die Qualen, die Wehlaute und Wellenschwingungen des Wassers studirt, wie während jener so ganz allein in der einförmigen Gesellschaft eines Sees zugebrachten Tage und Nächte. Ich hätte das Gedicht der Wellen schreiben können, ohne auch nur die kleinste Note zu vergessen. Niemals genoß ich auch so sehr die Einsamkeit, dieses freiwillige Leichentuch des Menschen, in welches er sich einwickelt, um wollüstig der Erde abzusterben. Ich sah am Morgen in der Ferne sieben Meilen weit von mir, auf dem entgegengesetzten Ufer das weiße und breite Schloß von Vincy erglänzen; ich hätte dahin zurückkehren können, wenn ich nochmals die rührende Gastfreundschaft seiner Bewohner hätte mißbrauchen wollen. Ich begnügte mich, einen Danksagungsbrief meinen Wirthen zu schreiben, indem ich sie von meiner neuen Wohnung in Kenntniß setzte.

12.

Alle Verbindungen mit Frankreich waren wegen des Kriegs unterbrochen. Ich wußte nicht, ob ich jemals dahin zurückkehren könnte. Ich war fest entschlossen niemals dahin zurückzukehren, um die Unterdrückung des Gedankens und die politische Asphyrie zu erdulden, unter welcher mich die Brutalität des Kaiserreichs erstickte. Ich lebte fast von Nichts; doch hatte meine Reise in die Schweiz das Gewicht meines Ledergürtels, welcher bei meiner Abreise von Frankreich nur fünfundzwanzig Louisd'ors aufwies, erleichtert. Ich dachte ernstlich daran, von meiner Jugend und meinen Studien Gebrauch zu machen, falls ich meinem Vaterlande entsagte. Ich befreundete mich mit dem Gedanken, auf einige Zeit als Sprachlehrer oder Hofmeister in eine russische Familie einzutreten, sodann nach der Krimm, Circasien und Persien zu gehen, um dort das Klima des Orients, seine Kämpfe, Poesie, Abenteuer und wunderbaren Glücksfälle aufzusuchen, welche eine zwanzigjährige Phantasie stets im Geheimnißvollen und in der Ferne zu erblicken glaubt. Unter der Herrschaft dieser Gedanken schrieb ich folgende Romanze, welche niemals in der Sammlung meiner Werke einen Platz fand:

Die Schwalbe.

An Fräulein von Vincy.

Warum doch fliehst Du mich, o flücht'ge Schwalbe, sprich!
Komm, lasse ruhen hier die Schwingen neben mir.
Warum doch flieh'n? ich bin ein Dir befreundes Herz:
Bin ich nicht Reisender und Flüchtling gleich wie Du?

In dieser Wüste hier vereinigt uns das Loos,
Geh, fürchte nicht bei mir zu nisten sorgenlos.

Klagst Du, so klagen wir zusammen und vereint:
Bin ich nicht gleich wie Du verlassen und allein?

Vielleicht verbannet Dich, vom Nest der Eltern fern,
Ein grausames Geschick, wie es mich hat verbannt.
Komm, niste hier Dich ein an meines Fensters Wand,
Bin ich nicht gleich wie Du verlassen und allein?

Bedarfst Du Wolle noch für Deiner Jungen Nest,
Die frösteln neben Dir beim rauhen Herbsteswind?
Mit meinem Athem will ich wärmend um sie stehn,
Hab' eine Mutter ich nicht einst wie Du gesehn?

Siehst Du dort unten hin an Frankreichs Uferrand
Den Boden, der sich mir zur Heimath einst erschloß?
Geh', trage schnell dahin der Hoffnung grünen Zweig,
Bin ich ihr Vogel nicht, so gut als, Schwalbe, Du?

Beklage nicht mein Loos. Wenn auch die Tyrannei
In meinem Land verschließt den Weg zur Heimkehr mir,
Ist nicht der Himmel uns so gut als Dir bestimmt,
Zu finden Freiheit dort, die von der Erd' verbannt?

Ich schickte diese Romanze durch den Schiffer an Fräulein von Vincy. Dies war mein Abschiedsgruß an meine Gastfreunde.

Edle, gastfreundliche Familie! Die Erinnerung an Deine Güte hat mich seither nie verlassen! Ich habe immer bedauert, Dir nicht in der Person eines Deiner Glieder die Dienste, die Großherzigkeit und brüderliche Liebe, welche ich in Dir gefunden, vergelten zu können! Vater und Mutter starben, ehe das Glück zurückkehrte, um ihr Haus wiederaufzurichten und zu begünstigen. Jetzt ist es, wie man sagt, wieder reich

und glücklich geworden. Möge Gott in den Kindern das Andenken der Eltern segnen!

Ich bin nie auf der Straße von Lausanne nach Genf wieder vorbeigereist, ohne meine Augen nach dem Schlosse von Vincy zu richten, und meine Gedanken in Erinnerung und Kummer zu sammeln. Es war für mich einige Wochen lang wie ein Elternhaus. Es knüpft sich daran für mein Herz etwas von dem Gefühle, welches man für das eigne Familienhaus hegt. Von allen Pflanzen, mit denen man heutigen Tages die Gärten und die Schwelle dieses Schlosses zieren wird, ist die lebenskräftigste und dauerndste die Dankbarkeit des Dichters gegen die Schwelle der Gastfreundschaft.

13.

. . . .
. . . .

Um diese Zeit kam ich nach Paris zurück, um meine Stellung in der königlichen Garde wieder einzunehmen. Damals traf ich mit Einem meiner Kindheitsfreunde wieder zusammen, welcher auch in die königliche Garde eingetreten war. Dies war Graf Aymon de Virieu, welchen man bereits in Italien mit mir gesehen hat. Er war der Erste und der Beste meiner Freunde, aber die triviale Benennung Freundschaft bezeichnet unvollkommen das Wesen des Gefühles, welches uns seit der Kindheit mit einander verband. Unser Verhältniß hatte etwas von den Banden des Blutes an sich, oder es war eine Verwandtschaft der Seelen; ich war sein Bruder und er war der meinige. Mit seinem Verlust habe ich die Hälfte meines eigenen Lebens verloren. Meine Gedanken fanden in ihm einen ebenso lebhaften Wiederhall als in mir. Mit dem Tage seines Todes hat sich ein tiefes Schweigen um mich her verbreitet; es war mir, als sei das lebendige Echo aller Schläge meines Herzens mit ihm gestorben. Ich fühle mich noch, höre mich aber nicht mehr.

14.

Aymon de Virieu war ein Sohn des Grafen de Virieu, eines der hervorragensten Männer der constitutionellen Partei in der Constituante, eines Freundes von Mounier, Tollendal, Clermont-Tonnerre und aller jener braven, aber sich selbst täuschenden Männer, welche die Monarchie, ohne sie zu erschüttern, reformiren wollten. Man reformirt nur das, was man beherrscht. Als sie den Thron einmal in die Hände einer Nationalversammlung gelegt hatten, konnten sie ihr denselben nur stückweise wieder entreißen; auch stellte sich die Reue auf dem Fuß bei ihnen ein, und sie kehrte sich, ehe sie noch beendigt war, gegen die Revolution, die sie selbst gemacht hatten. Die Einen emigrirten, die Andern hießen sich Monarchisten und versuchten jene Mittelparteien zu bilden, welche zwischen den beiden Heerlagern erdrückt werden. Die Kühnsten begriffen die Aussichten, welche ihnen die Anarchie bot, und benützten sie, um die Provinzen gegen den Convent aufzuwiegeln.

Aus der Zahl dieser Letzteren war der Graf de Virieu. Als er die Tribüne verließ, griff er zu den Waffen. Lyon empörte sich gegen die Tyrannei; er erblickte in dieser ausschließlich städtischen Empörung eine Aussicht darauf, diese Stadt und den Süden zu einer unfreiwilligen Bewegung für den Royalismus und die monarchische Restauration hineinzuziehen. Er eilte dahin. Man übergab ihm den Oberbefehl über die Lyoner Kavallerie während der Belagerung dieser Stadt durch die republikanische Armee. In der Nacht vor der Uebergabe des Platzes stellte er sich an die Spitze der Kavallerie und versuchte sich durch die Truppen des Conventes durchzuschlagen. Es gelang ihm; während er aber einen Theil der Genossen seiner Flucht rettete, wurde er selbst einige Meilen von Lyon getödtet. Man konnte seinen Leichnam nicht mehr auffinden. Er hat nur seinen Namen zurückgelassen, der in unseren

Annalen unter den Gründern der Revolution eingezeichnet ist.

15.

Nach seinem Tode konnte seine Wittwe, die mit ihrem Sohn in den Mauern Lyons zurückgeblieben war, nur durch die Flucht dem Schaffot entgehen. In eine Bettlerin verkleidet irrte sie lange in den Gebirgen der Dauphiné umher. Hier vertraute sie ihr Kind einer treuen und ergebenen Bäuerin, welche den Sohn des Verbannten mit den ihrigen erzog. Frau von Virieu ging über die Grenze und lebte in Deutschland von der Arbeit ihrer Hände, indem sie stets auf die Rückkehr ihres Mannes, dessen Tod ihr unbekannt war, wartete. Sie war eine Frau von heroischem Charakter, welche ihre äußerst große Frömmigkeit zum zartesten und exaltirtesten religiösen Mysticismus getrieben hatte. Ihre Liebe zu dem Gedächtniß ihres Mannes steigerte sich bis zur exstatischen Vision. Ihr langes Leben von dem Tage an, wo sie ihn verlor, bis zu ihrem Tode war ausschließlich den Thränen, der Hoffnung und der Andacht geweiht. Nachdem sie bei ihrer Rückkehr nach Frankreich ihren Sohn und ihre Tochter wiedergefunden und hier und dort einige Trümmer ihres nicht bedeutenden Vermögens gerettet hatte, zog sie sich auf ein Landgut in der Dauphiné zurück und führte hier ein ganz klösterliches und nur durch ihre guten Werke und ihre Zärtlichkeit für ihre Kinder belebtes Leben. Die Jesuiten hatten unter dem Namen von Vätern des Glaubens ein Collegium auf der Grenze von Frankreich und Savoyen in Belley gegründet. Dieses Collegium wurde inmitten der Trümmer aller durch die Revolution zerstreuten Lehranstalten immer berühmter. Es bildete auch einen glücklichen Contrast gegen die mit Trommelschlag und militärischem Geist eingerichtete Erziehung der kaiserlichen Lyceen, in denen der Kaiser den Gedanken, ganz Frankreich in Uniform zu

zwängen und ein Soldatenvolk anstatt eines Bürgervolks zu bilden, ausführen wollte. Die adeligen, dem Kaiserreiche abholden Familien, wie die religiösen Familien des Bürgerstandes schickten aus Frankreich, Savoyen, Deutschland und Italien ihre Söhne in diese aufblühende Erziehungsanstalt. Dreihundert junge Leute aus allen Ländern erhielten hier eine zugleich fromme und liberale Erziehung. Ich bin kein Anhänger der Erziehung unseres Jahrhunderts durch die Geistlichkeit; ich verabscheue die Theokratie, weil sie die Tyrannei im Namen des Gottes der Freiheit fordert und sie dadurch, daß sie sie als heilig darstellt, verewigt. Ich fürchte für den menschlichen Geist den Einfluß des Priesterthums auf die Regierungen; aber keine dieser Rücksichten kann mich abhalten die Wahrheit anzuerkennen und auszusprechen. Man wird mich nie vermögen, das Gute da wo es ist zu verläugnen.

So lange der Geist des Zeitalters nicht zu einem religiösen Glauben wird, welcher seinerseits alle Seelen verzehrt, werden die Laienanstalten stets einen ungleichen Kampf mit den von dem Clerus errichteten Erziehungshäusern zu bestehen haben. Der Staat muß ebenfalls eine Religion werden; ist er nur eine todte Verwaltung, so ist er der besiegte Theil. Kein Budget ist im Stande, ein Körnchen des Glaubens aufzuwiegen, um damit die Seelen zu erkaufen.

Frau von Virieu beeilte sich, ihren Sohn in dem Lyceum von Belley unterzubringen. Meine Mutter führte mich gleichfalls dort ein; hier begegneten wir uns. Unsere beiden Charaktere hatten dem Anscheine nach wenig Berührungspunkte: er war lebensfroh, ich traurig; er stürmisch, ich ruhig; er spöttisch, ich ernsthaft; er Zweifler, ich fromm. Aber ein sehr zartes Herz schlug unter seinem rauhen Aeußeren und ein hoher Geist, der so zu sagen Alles durch spekulative Anschauung lernte, ohne die Mühe zu haben, die Augen ernstlich auf seine Aufgaben zu richten. Ich bemühte mich nicht um ihn: er

war es, der mir lange entgegenkam, ohne sich durch meinen geringen Geschmack an seinem geistreichen Uebermuthe und meine Langsamkeit, seine Freundschaft zu erwidern, zurückschrecken zu lassen.

Doch je mehr wir heranwuchsen, und unser Verstand sich ein wenig über die Masse unserer Kameraden erhob, nahm auch unsere Freundschaft zu. Es entstand zwischen ihm und mir eine Art von Vertraulichkeit des Geistes über die Köpfe unserer Mitschüler und selbst unserer Lehrer hin. Er besaß nur mich, um ihn anzuhören. Diese Abtrennung vom Gemeinen beförderte unsern Verkehr nur noch stärker. Wenn man sich vollkommen versteht, so liebt man sich fast schon. Unsere etwas kalte Freundschaft war also lange Zeit mehr Sache des Verstandes, ehe sie ein Herzensbündniß wurde. Erst nachdem wir aus dem Collegium ausgetreten waren, und uns später im Alter der Leidenschaft und Rührung wieder begegneten, fingen wir an, uns mit einer vollkommenen Gefühlsneigung zu lieben.

Um diese Zeit trat Virieu, der einige Jahre älter als ich war, in das Jünglingsalter ein. Er hatte einen Kopf des Nordens, von blondem, lockigem Haar umwallt mit einer vorspringenden Stirn mit großen Höckern bedeckt, als wäre sie von der Hand Michel Angelo's geformt worden. Man las auf ihr mehr den Ausdruck verschiedener Anlagen, als den der Regelmäßigkeit und Harmonie in seinen zahlreichen Fähigkeiten. Seine Augen waren blau, aber so glänzend als schwarze Augen. In ihnen spiegelte sich die ganze Anmuth und der volle Strahlenglanz seiner Seele ab. Der übrige Theil seines Gesichtes verrieth Kraft mit etwas Rauhheit gepaart. Sein Blick zitterte, wie ein Licht im Wasser, seine Nase war gleich der des Sokrates ein wenig aufgestülpt und an den Nasenlöchern von den feinen Muskeln der Ironie geschwellt. Sein zu weiter Mund war eher der des Redners, welcher seine

Worte hinausschleudert, als der eines nachsinnenden Philosophen.

In seiner Haltung, seinen Geberden und Worten lag eine gewisse Verachtung der Menge und ein inneres Gefühl der Ueberlegenheit des Geschlechts und des Geburtsstolzes, welches an die Gewohnheiten adeliger Familien, in denen man sich herabzulassen pflegt, erinnerte. Sein Geist war so reich, üppig und fähig, daß er so zu sagen überfloß und durch die große Zahl seine Fähigkeiten gehemmt, und durch das Uebermaß von Fruchtbarkeit unfruchtbar gemacht wurde, wie alle jene Menschen, denen eine zu lebendige Einbildungskraft zu viele Worte auf einmal auf die Zunge legt, und die durch das Uebermaß ihrer Worte dazu gebracht werden, zu stottern. In der That hatte er in seiner Kindheit gestottert und gestammelt. Erst nachdem sich das Aufbrausen der Jugend gelegt hatte, wurden seine Worte klar und deutlich. Wenn er gleich in allen Klassen fast immer der Letzte war, betrachteten ihn doch seine Mitschüler und Lehrer einstimmig als den Ersten. Es war zugegeben, daß er es gewesen wäre, wenn er es gewollt hätte; aber sein Geist richtete sich selten auf das, auf was man ihn hinführen wollte; er dachte an Mathematik, wenn wir es mit dem Lateinischen zu thun hatten, an die Geschichte, wenn wir die Dichter erklärten, an die Dichter, wenn es sich um die Philosophen handelte. Man ließ ihm dieses alles hingehen. Er kam anders als wir, aber er kam doch immer zum Ziel; nur kam er nicht zur rechten Stunde an. Sein Geist war zu ungebunden, er konnte im Gleise von Niemanden gehen; er schrieb sich seinen Weg nach eigener Phantasie und Laune vor; er war für die Einsamkeit des Geistes geboren.

16.

Studirte er weniger als wir, so dachte er dafür mehr als wir Alle. Sein Führer war Montaigne, von welchem seine

Mutter abstammte. Dieser unterhaltende skeptische Geist war zum Theil in das Blut des Jünglings übergegangen. Das Buch von Montaigne war sein Katechismus. Von seinem zwölften Jahre an wußte er fast alle Kapitel dieser Encyklopädie des Skepticismus auswendig und sagte sie mir unablässig vor. Ich bekämpfte diese ausschließliche Vorliebe für Montaigne, so gut ich es vermochte. Dieser Zweifel, welcher sich im Zweifel gefällt, schien mir etwas Teuflisches zu besitzen. Der Mensch ist dazu geboren, zu glauben oder zu sterben. Montaigne kann in dem Geiste, welcher an ihm seinen Gefallen findet, nur die Unfruchtbarkeit erzeugen. Nichts glauben, das heißt nichts thun.

Auch der Cynismus der Ausdrücke Montaigne's verletzte die Zartheit meines Gemüthes und stieß gegen sie an. Der Schmutz der Worte ist eine Besudelung der Seele. Ein obscönes Wort machte auf meinen Geist denselben Eindruck, wie ein fauler Geruch auf meine Geruchsnerven. Ich liebte an Montaigne nur jene zauberische Nacktheit des Styls, welche die anmuthigen Formen des Giftes entschleiert und unter der äußeren Decke des Menschen bis auf die tiefsten Pulsschläge des Herzens blicken läßt. Aber seine Philosophie flößte mir Mitleiden ein. Es ist nicht die Philosophie des Schweines, denn er denkt, auch nicht die Philosophie des Menschen, denn er kommt zu keinem Schluß; aber die Philosophie des Kindes, das mit Allem spielt.

Diese Welt ist aber kein Kinderspiel. Das Werk Gottes verdient wohl, daß man es ernst auffasse, und die menschliche Natur ist edel und unglücklich genug, um sie, wenn man sie nicht achten will, wenigstens zu bemitleiden. In solchen Sachen ist der Scherz nicht nur grausam, sondern eine Gottlosigkeit.

17.

Das sagte ich schon damals zu Virieu und das sagte er

sich später besser als ich, nachdem die ernsten Töne der Leidenschaft und des Unglückes endlich in seiner Seele Anklang gefunden hatten. Er ging zu tief dem Gedanken auf den Grund, um nicht am Ende auf den Urgrund, d. i. auf Gott zu kommen.

Einige Jahre nach der Beendigung unserer Studien begegneten wir uns in Chambéry; ich hielt mich hier ein paar Tage auf, um ihn zu besuchen, als ich zum ersten Mal nach Italien reiste. Unsere Freundschaft erneute und befestigte sich mit mehr Selbstkenntniß und mit einer gegenseitigen Zuneigung des Geistes, die sich viel offener als je beurkundet. Drei Jahre der Trennung hatten uns gelehrt, uns gegenseitig zu vermissen. Wir schwuren uns eine ernste und unveränderliche Bruderliebe, und wir hielten uns Wort. Seit jenem Tage haben wir uns mit Geist und Herz nicht mehr verlassen.

18.

Wir lebten zu Zweien nur ein Leben. Sechs Monate später folgte er mir nach Rom. Wir reisten lange mit einander, und vervollkommneten uns gegenseitig unsere Erziehung; was dem Einen fehlte, gab ihm der Andere. In diesem täglichen Austausch unserer Fähigkeiten brachte er den Gedanken, ich das Gefühl, er die Kritik, ich den unmittelbaren Eindruck, er die Wissenschaft, ich die Einbildungskraft. Er schrieb nie etwas; er gehörte zu jenen gewissenhaften Geistern, welche nie mit ihren Arbeiten zufrieden sind und die darum vorziehen, sie für immer im Stand der ersten Empfängniß in ihrer Brust zu tragen, als sie unvollkommen zu geben und ihr Ideal mit seiner Erscheinungsform zu entweihen. Diese Geister sind die größten. Sie verzweifeln daran, jemals mit ihrem Wort, ihrer Kunst und ihrer Handlung die Größe ihrer Gedanken zu erreichen. Sie leben unfruchtbar, aber nicht aus Ohnmacht, sondern aus Uebermaß an Kraft und in Folge einer krankhaften

Leidenschaft für die Vollkommenheit. Diese Männer sind die Jungfrauen des Geistes. Sie vermählen sich nur mit ihrem Ideale, und sterben, ohne etwas von sich auf der Erde zurückzulassen. So starb Virieu, und hat ein unbekanntes Genie mit sich fortgenommen.

19.

Nach unserer Rückkehr nach Frankreich verließen wir uns fast nicht mehr. In Paris lebten wir zusammen. Im Sommer brachte ich ganze Monate lang im Schoße seiner Familie, in der Einsamkeit seiner Wohnung in der Dauphiné, zwischen seiner Mutter, die sich ganz Gott geweiht hatte, und seiner jüngern Schwester, welche ganz ihrer Mutter und ihm angehörte, zu. Diese Schwester (sie hieß Stephanie) hatte, ob sie gleich jung, reich und von reizendem Aeußern war, schon damals der Welt und der Ehe ganz entsagt, um sich ihrer Familie und der Malerei zu widmen, für welche Kunst sie Talente besaß. Sie ist der Greuze unter den Frauen.

An den langen Herbsttagen lasen wir vor, während sie malte, oder gaben ihr Vorwürfe für Gemälde, denen die schnelle Improvisation ihres Bleistifts auch augenblicklich Form und Leben verlieh. Sie liebte ihren Bruder mit Ehrfurcht, und interessirte sich wegen seiner für mich. Frau v. Virieu, in ihrem großen Lehnstuhle am Kamine sitzend, schweigsam und in Trauer und innerliches Gebet versunken, führte den Vorsitz bei diesen arbeitsamen Familienabenden, und warf von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick und ein zerstreutes Lächeln auf uns, als wollte sie uns sagen: „Ich nehme an den Freuden dieser Erde nur durch Euch noch Theil!“ Das ruhige und unschuldige Leben dieses heiligen Hauses erquickte und beruhigte mein fast stets von Leidenschaften erregtes oder ermattetes Herz. Es war dieses die Sammlung meiner Jugendjahre.

Im Augenblicke des Sturzes des Kaiserreiches, welches Virieu und alle junge Männer jener Zeit nicht minder als ich verabscheuten, traten wir mit einander in die königliche Garde ein, und verließen dieselbe zusammen, als sie entlassen wurde. Wir schlugen mit einander die diplomatische Laufbahn ein. Er folgte dem Herzog von Richilieu nach Deutschland, wurde der Gesandtschaft des Herzogs von Luxembourg in Brasilien beigegeben, begleitete Herrn v. Laferronaye zu dem Congreß nach Verona, und war später Gesandtschaftssekretär in Turin und München. Innerer Gram zehrte an seiner Gesundheit: er verließ die Diplomatie und kehrte zu seiner Familie zurück. Seine Abwesenheit, für die wir in einem täglichen Briefwechsel Ersatz suchten, hatte die Bande unserer Freundschaft um nichts gelockert. Wir sprachen aus weiter Ferne mit einander, das war Alles. Unsere Börse war gemeinschaftlich wie unsere Gedanken. Wie oft hat er nicht mit seinem Vermögen die Geringfügigkeit oder den Verlust des meinigen gedeckt! Er wußte nicht, ob ich es ihm jemals wieder heimzahlen würde, und bekümmerte sich nichts darum. Er hätte sein Herz für mich ausgelöst, ohne mit seinem eignen Leben zu rechnen. Wie hätte er mit seinem Vermögen rechnen sollen?

Ich selbst beschämte ihn nicht durch Worte der Dankbarkeit. Meine Dankbarkeit bestand darin, nicht zu zählen und nichts zwischen uns zu trennen. Wie viel von dem, was ich jetzt mein nenne, gehört nicht ihm? — Geist, Seele, Herz, Vermögen; nur Gott allein könnte sagen: Das ist von dem Einen, Jenes von dem Andern! So vereinigte Menschen sollten auch ihr Andenken verschmelzen können, wie sie ihr Leben verschmolzen haben, und sich wie ein Collektivwesen nur mit einem Namen in der Nachwelt benennen; das wäre zugleich wahrer und süßer. Warum zwei Namen, wo in der Wahrheit nur ein einziger Mensch existirte?

20.

Einige Jahre später heirathete er ein junges Mädchen, dessen bescheidene Anmuth, Tugend und Anhänglichkeit sein Leben auf ewig in der Verborgenheit des häuslichen Glückes begrub. Sein so erhabener Geist schwächte sich nicht ab, aber er ließ sich aus der Wolke auf den Boden herab. Sein früher so forschender, skeptischer Geist glaubte die Wahrheit im Glücke und in der Ruhe und in dem Glauben seiner Mutter gefunden zu haben. Er verschloß sich in der Liebe zu seiner Gattin und zu seinen Kindern; er setzte seinem Leben enge Grenzen und überschritt sie nicht mehr; sein Herz übersprang diesen rings um sich her aufgeführten Wall des Familienlebens nur aus Freundschaft für mich, die er in ihrer ganzen Stärke bewahrt hatte. Von der Grenze aus, wo er sich niedergelassen hatte, sah er mir zu, wie ich weiter ging, stieg oder fiel. Er glaubte mehr an die Vergangenheit als an die Zukunft, wie alle vor der Zeit ermüdete Männer; er interessirte sich weniger für das, was gegenwärtig die politische Welt bewegt, und betrachtete es nur von der Seite. Er liebte immer noch die Freiheit, aber er erwartete sie nur von Gott, wie er nur in dem Glauben das Prinzip der Stabilität erkannte. Der Mysticismus seiner Mutter warf auf seine Frömmigkeit tröstende Täuschungen.

Er schrieb mir oft über die Zeitereignisse; seine Briefe waren traurig und ernst wie die Stimme eines Mannes, der aus dem tiefsten Heiligthume heraus zu Denen redet, welche auf dem Markte des öffentlichen Lebens stehen. Einmal dauerte es vierzehn Tage, ohne daß ich wieder einen Brief von ihm erhielt. Ich erhielt einen von seiner Schwester, welche mir seinen Tod meldete. Er war in den Armen seiner Frau gestorben, nachdem er seine Söhne eingesegnet und mich unter Denen genannt hatte, von welchen ihm der Abschied schwer

würde, und die er einst in einem andern Leben wiederzufinden hoffte. Die Religion hatte seinen letzten Seufzer zum Voraus unsterblich gemacht. Er war zu Anfang seiner Pilgerschaft ein Skeptiker gewesen, hatte aber in demselben Grade, in welchem er an Jahren zunahm, auch heller zu sehen gelernt. Am Ziele seines Weges angelangt, zweifelte er nicht mehr; er nahte der Anschauung Gottes!

Ich verlor in ihm den lebendigen Zeugen der ganzen ersten Hälfte meines Lebens. Ich fühlte, daß der Tod das theuerste Blatt meiner Lebensgeschichte zerreiße; es ist mit ihm ins Grab gelegt.

21.

Es war in der Dauphiné, in den Ruinen seines alten Familienschlosses Pupotières, wo ich an ihn die poetische Betrachtung schrieb, welche „das Thal" betitelt ist. Diese Verse geben die Gefühle wieder, welche jene Einsamkeit, jene Wälder und Gewässer damals in uns erregten. Wenn man das Rauschen der Wälder und Gewässer niederschriebe, so würde man etwas Besseres als die schwachen Strophen erhalten. Die Seele des Dichters ist ein fließendes Wasser, welches sein Rauschen niederschreibt und besingt; aber wir schreiben es mit den Tönen des Menschen, die Natur mit den Tönen Gottes nieder.

Nachdem ich den Staatsdienst definitiv verlassen hatte, kehrte ich in das väterliche Haus zurück und begann meine Reisen von Neuem. Sie führten mich oft in die Alpen. Hier ist die rechte Stelle, von einem Manne zu reden, welcher mich am meisten dorthin zog. Dieser Mann war der Baron Louis von Vignet. Er ist vor wenigen Jahren als sardinischer Gesandter in Neapel gestorben. Sein Grab umschließt eine der theuersten Reliquien meines innern Lebens. Was kann der Mensch für den Abgeschiedenen thun? Nichts, als

ihm einen kalten Leichenstein setzen. Der Stein bewahrt das Gedächtniß länger als das Herz; deßwegen gräbt man einen Namen und ein Wort auf die Leichensteine ein. Sobald aber die Generation erloschen ist, verstehen die Vorübergehenden den Namen und das Wort nicht mehr; man muß sie also erklären.

Louis von Vignet, dessen Bekanntschaft ich im Collegium machte, war der Sohn eines Senators von Chambéry, und von mütterlicher Seite der Neffe des Grafen Joseph von Maistre, des Philosophen, und des Grafen Xavier von Maistre, des Sterne unsers Jahrhunderts, der aber verständiger und natürlicher war, als der englische Schriftsteller.

Louis von Vignet und ich waren im Jesuitencollegium die beiden jungen Rivalen, welche um alle die Ehrenbezeigungen kämpften, welche es dem unklugen Stolze der Lehrer gefiel, dem Ehrgeize ihrer Schüler darzubieten. Um einige Jahre älter als ich, von gereifterem Verstande und kräftigerem Willen trug er oft den Sieg über mich davon. Ich war nicht eifersüchtig: die Natur hatte mich nicht neidisch gemacht. Was ihn betrifft, so schien er von seinen Siegen unbefriedigt, über seine Niederlagen aber gedemüthigt. Wir stellten den Kampf zwischen dem Italiener und dem Franzosen dar. Unsere beiden Nationen beurkundeten im Gesicht wie im Charakter den Contrast dieser beiden Nationaltypen. Vignet war ein großer, magerer junger Mann, der etwas gebeugt ging und seinen mit schwarzem Haar bedeckten Kopf auf die Brust hängen ließ. Seine Gesichtsfarbe war bleich und etwas gebräunt; sein tiefliegendes Auge verlor sich unter langen Wimpern; seine dünne Adlernase war mit bewunderungswürdiger Feinheit geschnitten; seine schmalen Lippen öffneten sich nur selten und seine Mundwinkel waren von einem angewöhnten Ausdruck der Bitterkeit und Verachtung leicht herabgedrückt; sein Kinn war lang und rechtwinklig geformt, wie der Kopf eines arabischen Pferdes.

Das Oval seines Gesichts war länglich, ausdrucksvoll und anziehend. Er sprach wenig und hielt sich gern allein; er fühlte sich durch sein Alter und die Energie seines Charakters über uns. Seine Kameraden hatten ihn nicht gerne; seine Lehrer fürchteten ihn. In seinem Stillschweigen lag der Ausdruck der Unzufriedenheit, in seiner Einsamkeit der des Verschwörers.

Er verheimlichte seine Verachtung für die Religionsübungen nicht, zu denen wir gezwungen waren; er rühmte sich seines Unglaubens und fast seines Atheismus. Ich fühlte in mir Bewunderung für sein Talent, Mitleid mit seiner Vereinzelung, aber wenig Neigung zu seiner Person. In seinem Blicke lag Etwas von dem deutschen Faust, welches den Gedanken wie ein Räthsel fesselte, zur Bewunderung hinriß, aber die Vertraulichkeit zurückstieß.

Niemand, den ich je kennen lernte, hatte von der Natur so hohe Fähigkeiten zur Mitgift erhalten. Sein Geist war ein scharfes, starkes Werkzeug, dessen sich sein Wille zu Allem bediente, ohne auf Widerstand zu stoßen. Er besaß von Natur die Gabe des Styls, als ob seine Feder den Vorlegblättern der größten Schriftsteller gefolgt wäre. Er war in Gesprächen von antikem Gepräge, in seinem Wesen ein harmonischer, gefühlvoller Dichter und vor dem Alter des Denkens ein kühner und herrschender Philosoph. Alle unsere Arbeiten erbleichten vor den seinigen. Sein einziger Fehler war ein Uebermaß von Reminiscenzen und etwas Erkünsteltes. Das Natürliche und eine wahrere Improvisation gaben mir zuweilen den Vorzug. Ich überflügelte ihn nur durch den Mangel an einigen Fehlern, war aber weit entfernt, mir diese Siege zum Verdienst anzurechnen, und fühlte mehr als irgend Einer, wie überlegen er mir an Alter, Arbeitskraft und Talent war.

22.

Er hatte seine Studien drei Jahre vor mir vollendet. Er ließ unter uns einen Namen zurück, wie die Spur, welche ein ausgezeichneter Mensch in der Menge, die sich erst lange nach ihm wieder schließt. Wir redeten von ihm mit einer Bewunderung, zu welcher sich etwas Schrecken gesellte. Wir glaubten, daß er zu einer hohen, aber düsteren Sendung berufen sei, und erwarteten von ihm etwas uns unbekanntes Großes. Wir ahnten gewissermaßen sein Schicksal. Wir erfuhren, daß er in der Schule zu Grenoble die Jurisprudenz studire; daß er auch hier, wie sonst, bewundert, aber wenig beliebt sei; daß er in einer stolzen Verachtung der Menge lebe; daß er sich keiner von den thörichten Eitelkeiten der studirenden Jugend hingebe, sondern sich selbst, gleich dem jungen Macchiavell, einen stoischen Ruhm aus seiner Armuth mache, und daß man ihm oft am hellen Tage auf der Straße begegne, wie er seine zerrissenen Schuhe zum Ausbessern in den nächsten Laden trage, oder stolz mit einem Buch unter dem Arm sein Stück Brod verzehre. Dieser Stolz der Mäßigkeit und männlichen Unabhängigkeit bot der Verachtung seiner Kameraden Trotz und bewies, daß sein Geist stärker war als ihr Spott. Aber man verspottete ihn nicht, sondern achtete ihn, und die Proben, die er bei Gelegenheit von seinen juridischen und rednerischen Talenten abgelegt hatte, hatten ihn schon in der Meinung der Stadt sehr hoch gestellt.

Sechs Jahre waren seit unserer Trennung vergangen, als uns der Zufall in Chambery, wo ich auf der Rückkehr von einem Ausflug in die Alpen einige Tage verlebte, zusammenführte. Ich befand mich damals in der ganzen Aufregung meiner unreifsten und rauhesten Jahre. Es gab weder am Himmel genug Luft, noch in der Sonne genug Feuer, noch auf der Erde genug Raum für das Bedürfniß des Athmens,

der Bewegung und der Glut, von der ich verzehrt wurde. Ich war ein Mensch gewordenes Fieber und trug in allen meinen Gliedern dessen Delirium und Unruhe. Die regelmäßigen Gewohnheiten meiner Studienjahre und die sanfte Frömmigkeit meiner Mutter und unserer Lehrer lagen weit hinter mir. Meine Freundschaften profanirten sich gleich meinen Gefühlen, wie es eben die Laune des Zufalls wollte. Ich war mit den leichtsinnigsten, unruhigsten und schlechtesten Menschen, die es, unter angenehmen Formen, unter der Jugend meines Vaterlandes und meiner Zeit gab, verbunden. Ich eilte auf allen Abhängen der Ausschweifung zu, und doch widerstrebte mir diese. Sie stammten alle aus dem Trieb der Nachahmung und nicht aus meiner Natur. Wenn ich allein war, so reinigte mich die Einsamkeit wieder.

In diesen Umständen begegnete ich Vignet. Ich erkannte ihn kaum wieder. Nie hatten so wenige Jahre eine so vollständige Veränderung in der Physiognomie hervorgebracht. Ich sah einen jungen Mann von bescheidener Haltung, langsamem träumerischem Gange, wohlklingender, einschmeichelnder Stimme, ruhigem, harmonischen Gesichte, das nur durch einen Schatten von Trauer verhüllt war. Er kam mir mehr wie ein Vater seinem Kinde, als wie ein junger Mann seinem Kameraden entgegen, umarmte mich gerührt, klagte sich der schlimmen Eifersucht an, welche ihm früher unsere Rivalität in den Wissenschaften eingeflößt hatte, und sagte mir, daß ihm von dieser nur die Scham, die Reue und das leidenschaftliche Verlangen, eine unauflösliche Freundschaft für das Leben mit mir anzuknüpfen, übrig geblieben sei. Seine Gesichtszüge, Geberden und die Klarheit seines blauen Auges entsprachen diesen Worten. Mein Herz öffnete sich für die Ergießungen des seinigen. Ich fühlte, daß dieser ernste, strenge, aber zärtliche Mann, der in der Zurückgezogenheit des Gebirgslebens gestählt worden war, und die Kraft besessen hatte, sich von dem

Strom der Thorheit und des Leichtsinnes, von dem wir fortgerissen wurden, fern zu halten und im Guten originell war, während wir uns bestrebten, erbärmliche Kopisten im Schlimmen zu sein, mehr werth war, als die Freunde meiner Vergnügungen.

23.

Eine reizende Salbung floß von seinen Lippen. Er erzählte mir seine Sinnesänderung, als wir am Morgen, bei Sonnenaufgang, in dem kleinen Kastanienthale hinaufstiegen, welches nach Charmettes, der bekränzten Wiege der ersten Liebe und des ersten Genies J. J. Rousseau's, führt. Vignet besaß in diesem Augenblick mit seinem hohen, aber etwas zusammengesunkenen Wuchse, seinem vorgebeugten Kopfe, den am Hinterkopfe unter seinem Hute hervorquellenden, schwarzen Locken und ihrem Contraste mit der Bläße seiner eingefallenen Wangen, seinem langsamen, gesammelten Gange, und selbst seinem schwarzen, engen, abgetragenen, auf der Brust zugeknöpften Rocke, so wie dem sanften, aber etwas entmuthigten Ton seiner Stimme, die vollkommenste Aehnlichkeit mit dem Bilde, welches ich mir von dem savoyischen Pfarrer, jener pittoresken Schöpfung Rousseau's, jenem Plato des Gebirges, dessen Kap Sunium ein armes Dorf in Chablais war, gebildet hatte.

24.

Der Vater von Vignet war arm; die Revolution hatte ihm das Amt und die Besoldung eines Senators entrissen. Er hatte sich auf das einzige kleine Gut, welches er eine Stunde von Chambery besaß, neben einem hübschen Dorfe Namens Servoler, zurückgezogen. Hier war er einige Jahre nachher gestorben, während sein Sohn mit mir im Collegium war.

Die Mutter meines Freundes, eine anbetungswürdige und von ihren Kindern angebetete Frau, hatte jährlich einige

Aecker ihres ererbten Gutes verkauft, um die Erziehung ihrer beiden Söhne und einer Tochter zu bestreiten. Der Aelteste ihrer Söhne, welchen ich nicht kannte, lebte in Genf und studirte dort das Verwaltungsfach. Die arme Mutter lebte allein mit ihrer Tochter in Servoler vom Ertrag der letzten Ueberbleibsel des Familienvermögens; sie war in eine verzehrende Krankheit versunken, welche die Täuschung ihrer Hoffnungen, der Verfall ihres Hauses und der Tod ihres Gatten herbeigeführt hatte. Als sie selbst ihren Tod nahe fühlte, hatte sie ihren Sohn Louis von Grenoble zu sich gerufen, damit er sie in der Verwaltung des kleinen Gutes ersetze und seiner Schwester als Beschützer diene.

25.

Vignet war herbeigeeilt: Der Anblick seiner sterbenden Mutter hatte ihn gänzlich verändert, und eine einzige Leidenschaft, die kindliche Liebe zu jener frommen Frau, hatte in ihm alle übrigen erstickt. Sein Stolz war in seinen Thränen ertränkt worden; das Beispiel dieser ruhigen und gefaßten Resignation im Tode, welches ihm seine Mutter gab, hatte ihn selbst mit dem Leben versöhnt; die Frömmigkeit hatte ihn zwar nicht überzeugt, aber seine Seele gerührt. Dieser Gott, welchen er noch nicht sah, er fühlte und hörte ihn in sich. Er hatte zum ersten Mal und tausendmal am Fuße dieses Leidens- und Friedensbettes gebetet. Er hatte sich zu der Religion seiner Mutter bekannt, um in derselben Sprache zu beten. Sie lag noch zwei Jahre auf ihrem Siechbette, und hatte ihm bei ihrem Tode keine andere Erbschaft als ihre Religion hinterlassen. Er hatte ihr zur Stunde, wo die Worte heilig sind, versprochen, dieses Vermächtniß ihrer Seele anzunehmen. Er hielt seinen Eid. Seine Religion war seine Mutter; seine Ueberzeugung war sein Versprechen, sein Glaube war seine Erinnerung.

26.

Doch diese zweijährige Unterbrechung seiner Studien und seiner Laufbahn hatte seine ganze Zukunft in Frage gestellt. Sein Ehrgeiz lag unter dem Grabstein seiner Mutter auf dem Friedhofe von Servoler begraben. Seine Gesundheit war durch sein einsames Leben und seine Trauer angegriffen. Seine allzufrüh durch das Denken und den Schmerz abgespannten Nerven waren zerrissen; alle seine Aussichten hatten sich durch eine gefaßte, aber tiefe und unheilbare Trauer umhüllt. Die Menschen und ihre Gedanken, flüchtig wie sie selbst, flößten ihm Mitleid ein. Nichts auf der Welt hatte für ihn einen Werth.

Er hatte entschlossen jeder Laufbahn entsagt, und den Vorsatz gefaßt, mit seiner Schwester, einem seiner würdigen Mädchen, allein auf dem Landgut von Servoler zu leben. Er besaß ungefähr dreißigtausend Franken in Weinbergen, Wäldern und Feldern um das Haus her, deren Ertrag für seine mäßige Lebensart und seine bescheidenen Wünsche hinreichte. Bücher, das Gebet und einige literarische Arbeiten füllten seine Tage aus. Vielleicht liebte er im Grunde seiner Seele ein junges Mädchen, aus seiner Familie, das gleich ihm verwaist und arm war und oft seine Schwester besuchte. Aber diese Liebe, wenn sie je bestand, verrieth sich nie anders, als durch die Beständigkeit einer schweigenden Anbetung. Er traute zu wenig seinem eigenen Schicksal, um mit ihm das eines armen Mädchens zu verbinden. Seinem Herzen fehlte nur ein Freund; er bot sich an, der meinige zu werden.

Er hatte seit sechs Jahren sehr oft an mich, als das einzige Herz, gedacht, welchem er das seinige zuzuwenden gewünscht hätte, hatte aber nie gewagt, mir zu schreiben. Er wußte, daß sein damaliger bitterer und scheuer Charakter seine Kameraden von ihm abgestoßen hatte; ebenso wußte er, daß ich

mich mit meinen zufälligen Bekannten in allen Leichtsinn des Weltlebens verloren hatte. Er beklagte dies um meinetwillen. Ich war nicht aus dem Fleische gemacht, aus welchem die Welt ihre Spielbälle und Götzen macht; ich besaß eine Seele, die über jenen Kloaken der Eitelkeit und des Lasters schwamm. Diese Seele mußte sich nach Oben, aber nicht nach Unten wenden. Meine Mutter war fromm wie die seinige; sie mußte über die verpestete Luft, in welcher ich lebte, bekümmert sein. Den Jahren nach, besonders aber durch das Unglück, welches seine Jahre nach Tagen zählt, älter als ich, bot er mir eine reinere, echtere Zuneigung als die der jungen Genossen meiner Verirrungen, und weihte sich mir wie ein Bruder.

27.

Ich fühlte die Wahrheit und vor Allem den Ton seiner Worte und war davon gerührt. Unter diesem Gespräch traten wir in das verlassene Haus von Charmettes, welches uns von einer armen Frau geöffnet wurde, als ob die erst seit gestern abwesende Herrschaft noch am Abend zurückkehren müsse. Das reizende Bild der Frau von Warrens und des jungen J. J. Rousseau bevölkerte für uns die drei kleinen Zimmer im Parterrestock. Wir suchten die Stelle, wo sie sich niedersetzten, durchgingen den schmalen Garten, setzten uns an das Ende des Ganges in die Geisblatt- und Zaunrebenlaube nieder, wo das erste Geständniß einer später so entweihten Liebe gemacht worden war. Vignet, obgleich er durch seinen Willen ein Christ war, hegte in seinem Herzen denselben Enthusiasmus für Jean Jacques Rousseau, diesen einzigen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Genie eine Seele war, wie ich. Wir verbrachten einen Theil des Tages in diesem von Wohlgerüchen und Sonnenstrahlen erfüllten Garten, als ob die Pflanzen und die Bäume sich gefreut hätten, Gäste zu empfangen, die würdig seien, ihre alte Herrschaft zu lieben.

Erst mit Sonnenuntergang verließen wir den Ort und stiegen herab.

Ich fühlte, wie hoch der junge, in der Nähe von Rousseau's Wiege geborene Mann, der gleich Jenem begeistert, arm und unglücklich, aber reiner und religiöser als er war, über denjenigen, welche ich meine Freunde nannte, stehe, und daß ich Charmettes noch etwas Besseres danke, als die eitle Erinnerung an den großen Mann, — die Freundschaft eines guten Menschen, den mein Herz nur bewundern wollte.

28.

Vignet führte mich in sein Haus nach Servoler und stellte mich seiner Familie vor. Es lebten damals zwei Oheime seiner Mutter in Chambery oder in der Nähe von Servoler. Es waren die Brüder des Grafen Joseph und Xaver de Maistre, die in Rußland lebten. Der Eine war Oberst außer Dienst, der Andere Kanonikus von Aosta in Savoyen, wo er bald darauf Bischof wurde. Die beiden Männer waren des schönen Namens werth, welchen später das verschiedenartige Genie ihrer Brüder ihrem Hause bereitet hat. Sie besaßen das Genie der Güte. Ihre Unterredung strahlte von jenem Lichte milder Heiterkeit, deren Lachen dem Wohlwollen nicht schwer ankommt. Die Natur hatte dieser Familie das Geschenk der Anmuth zur Mitgift gegeben. Es war die italienische Feinheit unter der Naivetät des Gebirgsbewohners Savoyens. Ihre Grundsätze waren streng, ihre Nachsicht entschuldigte Alles. Lange von den Ereignissen der Revolution umhergeworfen, ausgewandert, von einem Ufer zum andern getrieben, glichen sie jenen harten Steinen ihrer Gebirge, welche die Lawinen in den Strom gewälzt hat, die von diesem Jahrhunderte lang gefeilt und polirt worden sind, und dadurch glänzend und glatt wurden, aber nichtsdestoweniger unter ihrer glatten Oberfläche Steine bleiben.

29.

Da sie mit den Ereignissen und den verschiedenartigsten Menschen in Berührung gekommen waren, konnten sie das ganze Zeitalter auswendig. Die scherzhafte, ironische Seite der Dinge drang sich ihrem Blicke immer zuerst auf. Ernstlich nahmen sie es nur mit der Ehre und mit Gott; alles Uebrige gehörte für sie zum Bereiche der menschlichen Komödie. Sie scherzten über das Stück, aber sie hatten mit den Schauspielern Mitleiden.

Der Kanonikus zumeist war der excentrischste und originellste Geist, den ich je kennen gelernt habe. Er schrieb am Morgen Predigten, aus denen er uns am Abend Fragmente vorlas, und er legte eine Sammlung von allen komischen, aber keuschen Anekdoten an, die er auf seinen Gängen hatte auffinden können: eine Art von Wörterbuch der Heiterkeit oder Lach-Encyklopädie zum Gebrauch der Familie und der Nachbarn. Aber dieses Lachen war das eines Engels und eines Heiligen, es durfte weder Schamröthe noch Thränen die Opfer kosten. Es war die komische, aber niemals die schlechte Seite der Natur. Er war mit Frau von Staël, deren Grundsätze er nicht liebte, deren Enthusiasmus er verspottete, aber deren Güte er anbetete, eng verbunden. Ihr Briefwechsel war eifrig und bizarr. Es war die reizende Neckerei des Geistes und Genies. Es war die anmuthige und tolerante Religion, die gerne etwas Staub auf die Flügel der Philosophie warf, aber ohne sie beschmutzen zu wollen. Es war die anständige Schäckerei der Poesie und Prosa, die in ihrem Kampfe sich gegenseitig verherrlichten. Ich brachte köstliche Tage in diesem vertraulichen Familienkreise zu.

Erst später machte ich die Bekanntschaft des Grafen Joseph von Maistre, des ältesten aller dieser Brüder, des Levi dieses Stammes. Ich hörte aus seinem Munde die Lektüre der

Abende von St. Petersburg, ehe sie veröffentlicht wurden. Die Freunde und die Feinde seiner Philosphie kannten den Menschen unter dem Schriftsteller gleich wenig.

Der Graf von Maistre war ein Mann von hohem Wuchse, schöner und männlicher, militärischer Gestalt, von hoher und offener Stirne, auf welcher nur einige schöne Locken silberner Haare wie die Trümmer einer Krone spielten. Sein Auge war lebhaft, rein, frei. Sein Mund hatte gewöhnlich den Ausdruck feinen Scherzes, welcher die ganze Familie charakterisirte; er hatte in seiner Haltung die Würde seines Ranges, seiner Gedanken und seines Alters. Es wäre unmöglich gewesen, ihn anzusehen, ohne stehen zu bleiben und ohne zu ahnen, daß man etwas Großes hier vor sich habe.

Er hatte in jungen Jahren sein Gebirg verlassen und zuerst in Turin gelebt; dann hatten ihn die politischen Umwälzungen nach Sardinien, später nach Rußland geworfen, ohne daß er durch Frankreich, England oder Deutschland gekommen wäre. Er war seit seiner Jugend der Heimath moralisch entfremdet worden. Er kannte Alles nur aus den Büchern, und er hatte ihrer nur wenige gelesen. Daher stammte die wundersame Excentricität seines Gedankens und Styls. Er besaß eine nicht abgeschliffene, aber große Seele, einen wenig gezügelten, aber ungeheuren Verstand, einen rauhen, aber kräftigen Styl. Da er so ganz auf sich selbst gewiesen war, bestand seine ganze Philosophie nur aus der Theorie seiner religiösen Instinkte. Die heiligen Leidenschaften seines Geistes waren bei ihm zu Glaubensartikeln geworden; er hatte sich aus seinen Vorurtheilen die Dogmen gebildet. Darin bestand seine ganze Philosophie. Der Schriftsteller war in ihm dem Denker weit überlegen, aber der Mensch war noch mehr in ihm dem Denker und Schriftsteller überlegen. Sein Glaube, dem er allzuoft das Gewand des Sophismus und die Stellung des der Vernunft Trotz bietenden Paradoxen gab, war auf-

richtig, erhaben, fruchtbar in seinem Leben. Es war eine antike Tugend oder vielmehr die rauhe, großartige Tugend des alten Testaments, wie der Moses Michel Angelo's, dessen Formen noch die Spur des Meißels tragen, welcher sie angedeutet hat. Man fühlt unter dem Menschen noch den Felsen. So war dieses Genie nur aus dem Gröbsten gehauen, aber in großen Proportionen. Deßwegen ist Herr von Maistre populär. Wäre er harmonischer und vollkommener, so würde er der Menge, welche niemals aus der Nähe betrachtet, weniger gefallen. Er ist ein Bossuet der Alpen.

Zwölftes Buch.

1.

Diese Gesellschaft war mir von großem Nutzen. Sie entfremdete meinen Geist jener Wachtstubenphilosophie und jener entweichlichten Literatur, welche man damals in Frankreich einathmete. Sie zeigte mir Naturmenschen, anstatt jener verwischten Kopien, welche damals die denkende Welt in Paris bildeten. Sie verpflanzte mich in eine originelle, excentrische neue Welt, deren Typus mir bis dahin unbekannt war. Das war nicht nur die Gesellschaft des Alpengenies in einem savoyischen Thale; es war auch die Gesellschaft der Jugend, der Anmuth und der Schönheit; denn um die hundertjährigen Stämme der Familien de Maistre und de Vignet hatten sich junge saftige Sprößlinge, künftige Genies, in der Blüte begriffene Seelen erhoben. Ich war in dieser bewundernswerthen und bezaubernden Familie wie der Sohn oder der Bruder von allen ihren Mitgliedern aufgenommen.

Die Zeit, der Tod, die verschiedenen Vaterländer, die entgegengesetzten Meinungen und philosophischen Systeme haben uns seither getrennt. Aber wenn ich auch ein Jahrhundert leben würde, so könnte ich nie die der Gespräche Boccacio's während der Pest in Florenz würdigen Tage vergessen, die wir einen ganzen Sommer hindurch in Bissy bei dem Obersten de Maistre, oder in dem kleinen Kloster von Servolex bei meinem Freunde Louis v. Vignet zubrachten.

Unser Gesellschaftszimmer war unter freiem Himmel, bald ein junger Fichtenwald auf den letzten grünen Sätteln des Mont du Chat, von welchem aus man das wahrhaft arkadische Thal von Chambery und seinen See zur Linken beherrscht, bald eine hohe Hagebuchenallee im Garten von Servoler, die sich terrassenförmig über einem mit Bäumen und hohen, um Nußbäume geschlungenen Weinstöcken bedeckten Thale erhob. Die Sonne zog schweigsam an dem Himmelsgewölbe von Azur zwischen dem Mont du Chat und den ersten Alpen von Rivoley hin. Der Schatten verkürzte oder verlängerte sich am Fuß der Bäume. Der Graf von Maistre mit seinem gallischen Platokopf zeichnete träumerisch mit der Spitze seines auf dem Kaukasus geschnittenen Stockes Figuren auf den Sand und erzählte seinen aufmerksamen und ihn hochachtenden Brüdern seine lange Verbannung und seine verschiedenen Glücksfälle. Die älteste seiner Töchter spielte nachdenklich, schweigsam und gesammelt nicht weit davon auf dem Klavier melancholische scythische Melodien. Die geöffneten Fenster des Salons ließen die vom Winde gebrochenen Töne bis zu uns herübertönen. Der Kanonikus von Maistre, eine durch den Geist des Christenthums gemilderte und geheiligte sokratische Gestalt, las in einer Seitenhalle des Gartens sein Brevier, warf aber von Zeit zu Zeit unwillkürlich einen zerstreuten, bedauernden Blick auf uns. Man sah, daß er Eile hatte, seinen Psalm zu endigen, um sich an der ohne ihn dahinfließenden Unterhaltung zu betheiligen.

2.

Die jüngste der Töchter des Grafen von Maistre, welche damals erst siebenzehn oder achtzehn Jahre alt war, trug auf ihrer Stirne, in ihren Augen, auf ihren Lippen die Strahlen des Genies ihres Vaters. Sie war eine Tochter des Sinai, ganz glänzend vom Strahlenglanz des heiligen brennenden

Busches, ganz begeistert von den theokratischen Grundsätzen der Familie. Sie kopirte die Schriften ihres Vaters; sie schrieb, wie man sagt, selbst Blätter, welche ihre Bescheidenheit allein verhinderte, herauszugeben und das ihrem Hause eigene natürliche Talent damit ans Licht zu stellen. Sie war eine christliche Corinna, nur einige Stunden am Ufer eines andern Sees entfernt von der philosophischen und revolutionären Corinna von Coppet. Ich habe nie etwas von diesem jungen Mädchen gelesen, aber ihre Beredsamkeit war, wie ihre Stimme, männlich, kräftig und eindringlich. Die religiöse oder politische Inspiration, von welcher sie unwillkürlich ergriffen wurde, hob sie auf Augenblicke von der Rasenbank, wo sie neben uns saß; sie ging dann redend auf und ab, ohne zu bemerken, daß sie gehe. Ihre Füße schienen den Boden nicht zu berühren, wie die der Phantome oder Sibyllen, welche aus dem bezauberten Boden aufsteigen. Der Wind trug dann Blätter von Reden mit sich fort, welche der ersten Denker und der ersten Schriftsteller des Jahrhunderts würdig gewesen wären. Wir erbleichten, wenn wir sie anhörten. Der Name ihres Vaters hat später über ihr geleuchtet. Das unerwartete Glück suchte sie in ihrer bescheidenen Dunkelheit auf. Ich weiß nicht, was sie mit ihrem Genie angefangen hat — einer Waffe für einen Mann, einer Last für eine Frau. Ich glaube, daß sie es in Tugenden verwandelt haben wird, wie ihren Reichthum in Wohlthaten

3.

Louis de Vignet, seine Schwester, welche so geistreich als er war, und ich, bewunderten stillschweigend diese Ausbrüche der Grazie, des Feuers und Glaubens. Die unter einem so schönen Himmel, durch einen so schönen Mund, in einer so schönen Sprache, von einem den Töchtern eines Propheten gleichenden Mädchen gepredigte Theokratie hatte zu jener Zeit

einen großen Reiz für meine Phantasie. Es wäre so schön, wenn das Reich Gottes keine Männer zu seinen Dienern hätte! Später mußte ich erkennen, daß das Reich Gottes nur jene ewige Offenbarung sein könne, deren Codex das Wort und deren Diener die Jahrhunderte sind. Ich kehrte schnell zu der Freiheit zurück, welche alle Worte in allen Menschen denken und reden läßt.

4.

Mein Freund deklamirte uns liebliche und melancholische Verse, welche er einzeln in den Böschungen seiner Gebirge pflückte, und die er niemals veröffentlichte, um ihnen nicht jenen Blütenduft zu nehmen, welchen die Oeffentlichkeit der Seele, wie die Luft den Pfirsichen und Trauben an den Spalieren nimmt. Ich fing damals auch an, einige Verse zu stammeln. Ich sagte sie erröthend vor dem Grafen v. Maistre und seinen Töchtern her. „Dieser junge Franzose,“ sagte Herr v. Maistre zu seinem Neffen, „hat eine schöne Sprache als Instrument seiner Gedanken. Wir wollen sehen, was er daraus machen wird, wenn das Alter der Gedanken für ihn gekommen sein wird. Wie glücklich sind doch diese Franzosen!“ setzte er mit Ungeduld hinzu. „Ach, wenn ich in Paris geboren wäre! Aber ich habe Paris nie gesehen. Ich habe nur das Jargon unseres Savoyens zur Sprache!“

Er wußte noch nicht, daß der Mensch der Ausdruck der Sprache ist, und daß dieses Jargon eine große Beredsamkeit sein würde, daß, je mehr die Sprachen gebraucht werden, sie sich desto mehr abschleifen, und daß die französische Sprache in Servoler sich in seinem Genie wieder stählen würde, wie sie sich in Charmettes in der Unwissenheit J. J. Rousseau's gestählt hatte.

Später heirathete der Neffe des Grafen v. Maistre eine meiner hübschesten Schwestern. Sie fand ihre kurzen Tage der

Mutterfreuden in demselben Servolex, wo wir damals mit einander träumten, und bald darauf auch ihr Grab.

5.

Hier fehlen die Aufzeichnungen von ungefähr zwei Jahren, während derer ich nichts aufschrieb. Darauf war ich auf die Bitten meiner Mutter in das durch unerwartete Schicksalsschläge beinahe ruinirte väterliche Haus zurückgekehrt. . .

. . . .

. . . .

6.

Ich lebte damals (wenn man das leben nennen kann) in einer Art von halb finsterer, halb lichtvoller Vorhalle, welche in meine Seele, meine Gefühle und meine Gedanken nur ein kaltes und düsteres Halbdunkel, wie eine Winterdämmerung ergoß. Ehe ich gelebt hatte, war ich des Lebens überdrüssig. Ich zog mich so zu sagen aus dem Leben in eine entzauberte Einöde und in jene Einsamkeit des Herzens zurück, welche sich der Mensch zuweilen selbst darstellt, indem er alle seine Verbindungen mit der Welt abschneidet und sich von jeder Theilnahme an der dieselbe aufregenden Bewegung trennt. Es ist dies eine Art von voreiligem und freiwilligem Greisenalter, in welches man sich vor den Jahren flüchtet, aber ein falsches und erheucheltes Greisenalter, welches unter seiner anscheinenden Kälte eine feurigere und stürmischere Jugend nährt als die, welche man schon zurückgelegt hat.

Die ganze Familie war abwesend. Der Vater bei einem meiner Oheime auf der Jagd in den burgundischen Wäldern, die Mutter auf Reisen, meine Schwestern zerstreut oder im Kloster. Ich verbrachte einen ganzen langen Sommer ganz allein mit einer alten Magd, meinem Pferde und meinem Hund, in das Haus meines Vaters in Milly eingeschlossen. Dieser

aus grauen Steinen erbaute Weiler mit seinem pyramidalischen Kirchthurm, dessen Steinschichten in der Sonne verkalkt zu sein scheinen, seinen von Hütten und Düngerhaufen begrenzten steilen, felsigen, verschlungenen Pfaden und seinen Häusern, die mit von Regengüssen geschwärzten Moosschichten bedeckt sind, erinnert an ein Dorf Calabriens oder Spaniens.

Diese Unfruchtbarkeit, diese Armuth, diese Calcination, dieser Mangel an Wasser, Schatten und Pflanzenleben gefiel mir. Mir schien es, diese Natur stehe so besser im Verhältniß mit meiner Seele. Ich selbst war eine Weinrebe dieses Gebirges, eine Ziege jenes Felsens, ein dürrer Ast dieser Gebüsche. Diese ungewohnte Stille des väterlichen Hauses, diese Einsamkeit des Gartens, diese leeren Zimmer vergegenwärtigten mir ein Grab. Dieser Gedanke an ein Grab mißfiel meiner Einbilbildungskraft nicht. Ich fühlte mich todt da, wo ich mich todt fühlen wollte. Ich liebte dieses steinerne Bahrtuch, in welches ich mich freiwillig gehüllt hatte. Die einzigen, in das Haus dringenden Geräusche des Lebens waren entfernt und eintönig, wie die Klänge von den Feldern, und sind seit jener Zeit in meinem Ohre geblieben.

Ich glaube noch jetzt die taktmäßigen Schläge der Flegel zu hören, welche auf der gehärteten Lehmtenne im Hofe unter freiem Himmel das Getreide ausdroschen, das Geschrei der Ziegen auf dem Berge, die Stimmen der auf der Gasse spielenden Kinder, die Holzschuhe der des Abends von der Arbeit zurückkehrenden Winzer, das Spinnrad der auf ihren Schwellen sitzenden armen Spinnerinnen, oder das scharfe, kreischende Zwitschern der Eikade, welches einem durch die Glut der Mittagssonne entrissenen und aus dem heißen Dampfe, welcher von den Gartenbeeten aufstieg, empordringenden Schrei glich.

Monate vergingen mit Lesen, Träumen, nachlässigem Umherstreifen den ganzen Tag aus meiner Kammer oben zu dem verödeten Gesellschaftszimmer, aus diesem zu dem Stall, wo

ich mich mit dem Hunde auf die frische Streu niederlegte, die ich selbst meinem unbeschäftigten Pferd bereitete; aus dem Stall zu dem Garten, wo ich einige Salat- oder Schotenbeete begoß; aus dem Garten auf den Schieferberg, welcher sich hinter demselben erhebt, und 'wo ich mich unter den Buchsbaumsträuchern verbarg, dem einzigen Laube, welches durch seine Bitterkeit dem Zahne der Ziegen entgeht. Von hier aus schaute ich in die Ferne auf die ausgezähnten Schneegipfel der Alpen, die mir als der Vorhang eines für die Menschen zu herrlichen Landes erschienen und noch erscheinen. Ich lauschte mit entzückter Aufmerksamkeit und schwärmischer Trauer dem melancholischen Geläute der Glocken der Heerden, die von der Erde kein anderes Glück verlangen, als ein wenig Gras zum Abweiden auf ihrer Oberfläche.

Ich hätte Bände voll geschrieben, wenn ich die unerschöpflichen Eindrücke, Herzensschauer, Gedanken, innere Freuden- oder Trauerempfindungen aufgezeichnet hätte, welche während jenes langen Sommers in der Einöde meine Sinne oder meine Seele durchzogen. Ich schrieb aber nichts auf, sondern ließ alle diese Empfindungen und Modulationen an mir vorüberziehen, wie die Winde über das Gras des Gebirges, die sich weder um die unartikulirten Seufzer, welche sie ihm entlocken, noch um die Wohlgerüche kümmern, welche sie von ihm mit forttragen.

Die Seufzer und Düfte meines jugendlichen Herzens schienen mir nicht zu verdienen, daß sie gesammelt werden. Ich war sogar bis zu dem Grade der Muthlosigkeit und Herzenstrockenheit gelangt, daß ich einen bitteren Genuß an dem Gefühle fand, umsonst zu leben, zu denken und zu fühlen, wie jene Blumen, welche auf den unerreichbaren Stellen der Alpen wachsen, welche vegetiren, ohne daß irgend ein Blick sie blühen sieht, und welche die Natur anzuklagen scheinen, daß sie in ihren Schöpfungen weder Plan noch Mitleiden besitze.

7.

Ein Umstand bestärkte mich noch in dieser Entmuthigung des Herzens und dieser Verachtung für die Welt. Es war dieser die Gesellschaft und die Unterhaltung mit einem andern Einsiedler, der so empfindsam, aber älter und unglücklicher als ich war. Diese Gesellschaft war die einzige Zerstreuung, welche ich zuweilen in meiner Einsamkeit fand. Dieser Umgang, welcher dem Zufall seine Entstehung dankte, verwandelte sich mit jedem Tage mehr in Freundschaft. Der Zufall schien zwei Männer von verschiedenem Alter und verschiedener Stellung, die sich aber durch die Empfindsamkeit, durch den Charakter und gleiche Traurigkeit, Einsamkeit der Seele und Verzweiflung am Glücke glichen, genähert zu haben. Der Eine dieser Männer war ich, der Andere war der arme Pfarrherr des Dorfes Bussieres, in welches der Weiler Milly eingepfarrt war.

Ich habe in der Erzählung der ersten Eindrücke meiner Jugend von einem jungen Vikar gesprochen, welcher die Kinder des Dorfes in dem Katechismus und dem Lateinischen in dem Hause des alten Geistlichen von Bussieres unterrichtete, und der, durch seine Natur und sein Alter der kindischen Erziehungsweise, zu welcher er verurtheilt war, widerstrebend, mit Widerwillen das Buch und den Stock liegen ließ, seine Hühner und Hunde herbeirief, das Gewehr auf die Schulter nahm und dem Pfarrhaus entfloh, noch ehe der Zeiger das Ende der Stunde angezeigt hatte, und seinen Tag auf den Feldern und in den Wäldern unserer Gebirge zubrachte. Ich erwähnte, daß man ihn den Abbé Dumont nannte, daß das Pfarrhaus eher sein väterliches Haus, als ein Dorfvikariat zu sein schien, daß seine betagte, aber noch schöne und anmuthige Mutter seit undenklicher Zeit dem Pfarrhause vorstand; daß eine weitläufige Verwandtschaft zwischen dem alten Pfarrherrn und dem jungen Vikarius bestand; daß diese entfernte Verwandtschaft

endlich diesem mehr die Stellung eines Sohnes als eines fremden Tischgenossen im Hause gab.

Ferner habe ich berichtet, wie der Bischof von Macon, der ebensowohl ein Mann von feiner Sitte, als ein Gelehrter war, den jungen Mann in sein Haus aufgenommen und in allen Gewohnheiten, Freiheiten und der ganzen Eleganz der sehr weltlichen Gesellschaft, die in seinem bischöflichen Palast vor der Revolution den Mittelpunkt fand, erzogen hatte. Die Revolution hatte diese Gesellschaft zerstreut, den Palast confiscirt, den Bischof eingekerkert und den jungen Sekretär aus dem Schooße dieses Luxus und dieses Wohllebens in das arme Pfarrhaus von Bussieres verbannt. Der alte Pfarrherr war gestorben; der junge Mann war in den Priesterstand getreten und die Pfarrei war wie ein Erbe dem jungen Geistlichen zugefallen.

Der Abbé Dumont war damals achtunddreißig Jahre alt. Seine Gestalt war hoch, seine Glieder geschmeidig, seine Haltung soldatisch, seine Kleidung die eines Laien, leicht und sorgfältig, als hätte er sich, ohne den äußeren Anstand ganz bei Seite zu stellen, doch so viel als möglich dem Anzug des Mannes von Welt nähern und Andern, wie sich selbst, einen Stand verhehlen wollen, welcher ihm spät erst auferlegt worden war.

Sein Gesicht hatte einen Ausdruck von Energie, Stolz, Männlichkeit, welchen nur eine gewöhnlich über seine Physiognomie ausgegossene Färbung von sanfter Trauer milderte. Man erkannte darin eine kräftige, unter einem Gewand durch einige geheime Bande, welche die freie Bewegung hindern, gefesselte Natur. Die Wangen waren blaß wie eine unterdrückte Leidenschaft, der Mund fein und zart, die Nase gerad, mit einer seltenen Reinheit der Linien modelirt, gegen die Nasenlöcher zu aufgeschwellt und zitternd, fest, schmal und muskulös an der Wurzel, wo sie sich mit der Stirne verbindet

und die Augen trennt. Die Augen waren von meerblauer Farbe, in der sich graue Tinten mischten, wie die Welle mit dem Schatten; die Blicke waren tief und ein wenig räthselhaft wie ein unvollendetes Geständniß; sie leuchteten unter der hervorspringenden Bogenwölbung einer geraden, hohen, breiten, vom Denken geglätteten Stirne hervor. Seine schwarzen, durch das Ende seiner Jugend schon etwas gelichteten Haare waren in geschmeidigen, glänzenden Locken dicht an die Schläfe gekämmt, deren Weiße sie hervorhoben. Sie ließen keine Spur der Tonsur bemerken. Ihre Feinheit und die gewöhnliche Feuchtigkeit der Haut verlieh ihnen über der Stirne und nach den Schläfen zu einige kaum bemerkbare Schwingungen, wie die des Achanthus um ein Marmorkapital.

Das war das Aeußere des Mannes, mit welchem mich, trotz der Entfernung der Jahre, die Einsamkeit, die Nachbarschaft, eine gleichartige Natur, gegenseitige Anziehungskraft und endlich sogar die traurige Lage, in der wir uns Beide befanden, unmerklich zu einem wahrhaften und dauernden Freundschaftsbunde verbanden.

Diese Freundschaft ist seither durch die Jahre noch fester geworden; sie dauerte bis zu seinem Tode, und wenn ich noch jetzt von Zeit zu Zeit durch das Dorf Bussieres komme, verläßt mein an diesen Umweg gewöhntes Pferd die Straße in der Nähe eines kleinen Kreuzes, steigt einen kleinen felsigen Pfad hinauf, der hinter der Kirche weg bis unter die Fenster des alten Pfarrhauses geht, und steht freiwillig an der Kirchhofmauer still. Ueber diese Mauer hinweg erblickt man den Grabstein, welchen ich der Leiche meines Freundes gesetzt habe. Ich ließ darauf statt aller Grabschrift seinen Namen neben dem meinigen einmeißeln. Ich gebe ihm hier einen Augenblick des Stillschweigens — Alles, was die Lebenden den Todten geben können: einen Gedanken... ein Gebet... eine Hoffnung, sich anderswo wiederzufinden!...

8.

Wir verknüpften uns instinktartig, ohne es selbst vorauszusehen. Er hatte nur mich, mit dem er sich unterhalten konnte, in dieser Einöde von Menschen, Gedanken, Büchern, geistigen Gegenständen, mit denen er sich in seiner Jugend und in dem Palaste des Bischofs von Macon beschäftigt hatte. Er pflegte seine früheren Liebhabereien noch in der Einsamkeit, auf welche er verbannt war. Ich hatte gleichfalls nur ihn, in den ich selbst meine von Eindrücken und Melancholie übersprudelnde Seele ergießen konnte.

Unsere Zusammenkünfte waren häufig: am Sonntag in der Kirche, an den Wochentagen auf den Fußpfaden des Dorfes oder im Gebüsch des Gebirges. Ich hörte von meinem Fenster aus das Bellen seiner Jagdhunde.

Nachdem wir einander so zu jeder Stunde begegnet waren, stellte sich endlich bei Beiden das Bedürfniß nach einander ein. Er begriff, daß in der Seele dieses jungen Mannes Keime liegen, die aufwachsen und entwickeln zu sehen, sich der Mühe lohnte. Ich begriff, daß in diesem reifen und lebensmatten Manne ein rauhes, getäuschtes Geschick, wie das meinige, in diesem Augenblick eine kranke, aber starke Seele schlummere, bei der die meinige sich dadurch an ihrem Unglücke rächen könnte, daß sie sich wenigstens mit einem andern Unglücklichen verbinde.

Ich lieh ihm Bücher; ich entlehnte sie in jeder Woche in einem Lesekabinet in Macon und brachte sie in dem Mantelsacke meines Pferdes nach Milly. Er seinerseits lieh mir die alten Bände der Kirchengeschichte und der theologischen Literatur, welche er in der Bibliothek des Bischofs von Macon vorgefunden hatte. Er hatte sie durch das Testament erhalten. Wir unterhielten uns über das, was wir lasen. Durch die gewöhnliche Gleichförmigkeit unserer Eindrücke über dieselben Werke

bemerkten wir die Uebereinstimmung unseres Geistes und Herzens. Jeder Tag, jedes Buch und jede Unterhaltung brachte eine Entdeckung und so zu sagen eine neue unfreiwillige Vertraulichkeit zwischen uns. Man schließt sich durch das an, was man in Denen, welche man studirt, mit sich Gleichartiges entdeckt. Die Liebe und die Freundschaft sind im Grunde nur das Bild eines gegenseitig gesehenen und im Herzen eines Andern verdoppelten Wesens. Wenn sich diese beiden Bilder so verschmelzen, daß die beiden nur noch Eines bilden, sind die Freundschaft oder die Liebe vollkommen. Unsere Freundschaft wurde so mit jedem Tage vollkommener.

9.

Bald genügten uns diese zufälligen Begegnungen auf den Wegen der beiden Dörfer nicht mehr: er kam zu mir, ich ging zu ihm. Zwischen seinem und dem Hause meines Vaters lag nur ein niedriger Hügel, der mit Weinreben besflanzt war und an dessen Fuß man unter Weiden einen Brunnen fand, von dem aus sich ein Weg zwischen zwei Hecken durch die Wiesen hinschlängelte.

Am Ende dieser Wiesen angelangt, führte eine kleine, mit einem Riegel verschlossene Thüre in einen mit Spaliermauern umgebenen Garten; auf der andern Seite desselben lag ein niedriges, langes Haus mit einer äußern Galerie, deren Dach auf hölzernen Säulen ruhte, einem kleinen Hofe, der von einer Scheune, einem Backofen und einem Holzschuppen umgeben war. Auf der Brustwehr der Galerie lagen zwei schöne Hunde, welche sobald man die Thüre öffnete, zu bellen anfingen. Auf der Treppe, die zur Galerie führte, standen einige Töpfe mit Reseda und seltenen Blumen; im Hofe befanden sich einige Hühner, auf dem Dache einige Tauben. Das war das Pfarrhaus.

Nach der andern Seite ging das Haus auf den Friedhof,

der sich grün wie eine ungleiche Wiese um die Kirche hinzog. Ueber den Kirchhof hinweg erstreckte sich die Aussicht auf unbebaute Bergabhänge mit hohen Kastaniengruppen. Von da aus gleitet das Auge auf ein düsteres, dunkles Thal, welches sich in den Sommermonaten in den warmen, von der Sonne aufgezogenen Dünsten, im Winter im Nebel verlor. Das Geläute der Glocken, welches zu den drei Tageszeiten, zu Taufen und Begräbnissen ertönte, die Schritte der von der Arbeit heimkehrenden Bauern, das Weinen der Kinder, welche um Mittag und gegen Abend schreien, um ihre verspäteten Mütter unter den Thüren der Hütten herbeizurufen, bildeten das einzige Geräusch, welches von Außen in dieses Haus drang. Innen hörte man nur die kleinen Zänkereien der Mutter des Pfarrvikars und seiner jungen Nichte, wenn sie Kräuter für die Suppe reinigten oder die Wäsche auf der Galerie ausbreiteten.

10.

Bald wurde ich ein weiterer Stammgast dieses bescheidenen Hauses, ein weiterer Theilnehmer an dem armen Tische. Ich ging fast alle Abende bei Sonnenuntergang dahin. Wenn ich den Schatten der zwei oder drei Hagenbuchen im Garten von Milly verlassen hatte, unter deren Schutz ich die Hitze der Tage im Monat April hingebracht hatte; wenn ich meine Bücher zugemacht, mein Pferd geliebkost und sorgfältig gestriegelt und das frische Nachtlager unter seinen glänzenden Hufen ausgestreut hatte, stieg ich langsamen Schrittes den Hügel hinauf und schlich wie ein weiterer Abendschatten unter den letzten Schatten, welche die Weidenbüsche auf die Wiese warfen, dahin. Ich öffnete die kleine Gartenthüre der Pfarre von Bussieres. Die Hunde, welche mich bereits kannten, bellten nicht mehr; sie schienen mich zur bestimmten Stunde auf der Schwelle zu erwarten; sie witterten mich mit wedeln=

dem Schweife und Freudensprüngen. Sie liefen mir entgegen, als wollten sie das Haus von der Ankunft des jungen Freundes benachrichtigen. Das nachsichtige Lächeln der alten Mutter des Pfarrherrn, wie das Erröthen seiner Nichte zeigten mir die guten gastfreundlichen Gesichter, welche die besten Begrüßungen und herzlichsten Willkomms für den Gast bilden.

11.

Gewöhnlich fand ich den Abbé Dumont damit beschäftigt, seine Weinstöcke zu beschneiden, seinen Salat zu begießen oder seine Bäume abzuraupen. Ich nahm der Mutter die Gießkanne aus den Händen und half der Nichte das lange Seil des Brunnens aufziehen. So lange noch ein Schein des Tages im Garten blieb, arbeiteten wir alle Vier und kehrten dann nach dem Zimmer des Pfarrers zurück. Seine Mauern waren nackt und nur mit weißem Kalk beworfen, den die Nägel, welche er eingeschlagen, um daran seine Gewehre, Jagdmesser, Kleider nnd einige mit finstern Rahmen umgebene Kupferstiche, die die Gefangenschaft Ludwigs XVI. und seiner Familie im Temple vorstellten, daran aufzuhängen, abgesprengt hatten. Denn der Abbé Dumont war, wie ich schon erzählt habe, in Folge eines bei den Menschen jener Zeit sehr häufigen Widerspruchs, Royalist, ob er gleich Demokrat war, und im Herzen ein Gegner der Revolution, ob er gleich das alte Regime verabscheute und alle Lehren und Bestrebungen der Revolution billigte.

Man sah übrigens auf diesen Mauern oder oberhalb des Kamines keinerlei Attribut seines Amtes: weder Brevier, noch Kruzifix, noch Heiligenbilder, noch Kirchengewänder. Er verbannte dieses Alles in seine Sakristei und überließ es der Pflege seines Glockenläuters. Er wollte nicht, daß irgend etwas aus der Kirche ihm in sein Haus folge und ihn an seine Knechtschaft und seine Bande erinnere. Nichts erinnerte

daran, daß er der Pfarrer des Dorfes sei, außer einem kleinen wackeligen Tische, auf welchem man ein Geburts- und Todtenregister und mit blauen oder Rosabändern umwundene Zuckerwerkschachteln erblickte, welche man bei der Trauung oder Taufe dem Pfarrer zu geben pflegt.

Mit dem Anbruche der Nacht zündete er ein Talglicht oder ein von den Leuchtern des Altars verworfenes gelbes Wachslichtstümpchen an. Nach kurzer Lektüre oder Gesprächen legte die Nichte das Tischtuch auf den vom Schreibzeuge, den Büchern und Papieren geräumten Tisch und trug das Abendessen auf. Dieses bestand gewöhnlich aus schwarzem, mit Gerste und Roggen gemischtem Brode, in Butter, gebratenen und mit Essig gewürzten Hühnereiern aus dem Geflügelhofe, Salat oder Spargeln aus dem Gemüsegarten, am frühen Morgen auf den Rebenblättern gesammelten und langsam in einer Kachel im Backofen gebackenen Schnecken und von Zeit zu Zeit jenen alten, magern gelben Hühnern, welche die jungen Frauen des Gebirges den Pfarrern statt der Tauben, die die jüdischen Frauen, sobald sie ihr Wochenbett gehalten hatten, zum Tempel brachten, bei demselben Anlaß schenkten, und endlich dem in Hasen oder Rebhühnern bestehenden Ertrage der Morgenjagd. Selten wurden andere Gerichte aufgetragen. Die Armuth des Hauses gestattete der Mutter nicht, auf den Markt zu gehen. Dieses frugale Mahl ward mit weißem oder rothem Landwein benetzt, den die Weingärtner dem Sakristan geben, wenn er bei der Weinernte von Kelter zu Kelter terminiren geht. Das Mahl schloß mit einigen Spalierfrüchten, wenn es die Jahrszeit erlaubte, und dem kleinen weißen frischen, mit grauem Salz bestreuten Ziegenkäse, der Durst erregt und den mäßigen Landleuten unserer Thäler den Wein würzt.

Obgleich der Abbé Dumont nichts weniger als ein Feinschmecker war, verschmähte er es doch nicht, zur Unterstützung

seiner alten Mutter und zur Bildung seiner Nichte selbst zuweilen das Brod im Backofen, den Braten am Spieße, die Eier oder Gemüse am Feuer zu beaufsichtigen und mit eigenen Händen die einfachen oder fremdartigen Gerichte zu würzen, welche wir zusammen verzehrten und uns dabei über die Kunst des Haushofmeisters lustig machten. So lernte ich selbst mit eigenen Händen die tägliche Kost der armen Landleute bereiten und Vergnügen und eine gewisse ländliche Würde an den häuslichen Arbeiten der Wirthschaft finden, welche den Menschen von der Knechtschaft seiner Bedürfnisse befreien und ihn daran gewöhnen, die Armuth oder den Mittelstand weniger zu fürchten.

12.

Nach dem Nachtessen unterhielten wir uns, bald den Ellbogen auf das Tischtuch gestützt, bald im Vollmond auf der Galerie, über jene Gegenstände, welche ewig wie unvermeidliche Zufälle in den Gesprächen zweier Einsiedler, die keine andere Beschäftigung als ihre Gedanken haben, wiederkehren, — über das Loos des Menschen auf der Erde, die Eitelkeit seiner ehrgeizigen Bestrebungen, die Ungerechtigkeit des Schicksals gegen das Talent und die Tugend, die Beweglichkeit und Unstätigkeit menschlicher Meinungen, die Religionen, die philosophischen Systeme, die Literaturen der verschiedenen Epochen und Völker, die Bevorzugung, welche dieser große Mann vor einem andern verdiene, die Ueberlegenheit dieses Redners oder Schriftstellers über jenen Redner oder Schriftsteller, der sein Nebenbuhler war, über die Größe des menschlichen Geistes bei gewissen Menschen, über die Geringfügigkeit desselben bei Andern; dann lasen wir Stellen von diesem oder jenem Schriftsteller vor, um unsere Urtheile zu rechtfertigen oder unsere Bevorzugung zu motiviren; Fragmente von Platon, Cicero, Seneka, Fenelon, Bossuet, Voltaire, Rousseau, — Schriften,

die der Reihe nach auf den Tisch gelegt, geöffnet und zugemacht, nochmals aufgeschlagen, confrontirt, besprochen, bewundert oder beseitigt wurden, als wären sie Karten jenes großen Seelenspieles, welches das menschliche Genie mit dem Räthsel der Natur seit dem Anfang der Welt bis zum Ende der Zeit spielt.

13.

Zuweilen, aber nicht oft, deklamirte ich schöne Verse der alten Dichter in ihrer Muttersprache unter demselben Dache, wo ich die ersten griechischen und lateinischen Wörter buchstabiren gelernt hatte. Doch nahmen die Verse in diesen Citaten und diesen Unterhaltungen wenig Platz ein. Der Abbé Dumont, wie mehre andere ausgezeichnete Männer, welche ich am genauesten kannte und am meisten in meinem Leben liebte, fanden an ihnen keinen Geschmack. Von dem geschriebenen Wort achtete er nur den Sinn und sehr wenig die Musik. Er war nicht mit jener Art geistiger Materialität begabt, welche bei dem Dichter mit einer harmonischen Empfindung einen Gedanken oder ein Gefühl verbindet, und welche ihm also einen doppelten Eindruck auf den Menschen durch das Ohr und durch den Geist verleiht.

Es schien ihm, und mir selbst kam es später oft so vor, daß in der That eine gewisse für die Vernunft demüthigende Kinderei in dem studirten Tonfall des Rhythmus und dem mechanischen Zusammenklingen des Reims, welches sich nur an das Ohr des Menschen richtet und einen rein sinnlichen Genuß mit der moralischen Größe eines Gedankens oder der männlichen Energie eines Gefühls verknüpft, liege. Die Verse erschienen ihm als die Sprache der Kindheit der Völker, die Prosa als die Sprache ihrer Reife. Ich glaube jetzt, daß er mit seinem Urtheil Recht hatte. Die Poesie liegt nicht in jenem eiteln Wohlklang der Verse, sie beruht in den Gedanken,

in dem Gefühl und in dem Bilde, dieser Dreiheit der Rede, welche sie in das menschliche Wort verwandelt. Die Versemacher werden sagen, daß ich lästere, die echten Dichter werden fühlen, daß ich Recht habe. Das Wort in Musik verwandeln heißt, es nicht vervollkommen, sondern es materialisiren. Das einfache, passende und kräftige Wort um den reinen Gedanken oder das nackte Gefühl auszudrücken, ohne ebenso wenig an den Ton, als an die materielle Form des Wortes zu denken, das ist der Styl, das ist der Ausdruck, das ist das Wort. Alles Uebrige ist Sinnengenuß, oder Kinderei: Nugæ canores. Bezweifelt ihr es, so verbindet in Gedanken Platon und Rossini zu einem einzigen Menschen. Was hättet Ihr gethan? Ihr hättet zweifelsohne Rossini vergrößert, aber Platon verkleinert.

14.

Damals bestritt ich weder, noch billigte ich diese instinktmäßige Abneigung gewisser männlich denkender Menschen gegen die wohlklingenden Verführungen des in Verse gebrachten Gedankens. Ich liebte die Verse ohne Theorie, wie man eine Farbe, einen Ton, einen Wohlgeruch in der Natur liebt. Ich las ihrer viele, schrieb aber keine nieder.

Von diesen Gegenständen der Literatur gingen wir immer durch eine natürliche Abschweifung auf die höchsten Fragen der Politik, Philosophie und Religion über. Da wir beide mit dem Marke des griechischen und römischen Alterthums genährt waren, beteten wir die Freiheit als ein wohlklingendes Wort an, ehe wir sie als einen heiligen Gegenstand und als das moralische Eigenthum im freien Menschen anbeteten.

Wir verabscheuten das Kaiserreich und diese nachgeahmte Herrschaft der Monarchie; wir bedauerten, daß ein Heros wie Buonaparte nicht zu gleicher Zeit ein vollkommener großer Mann sei, und die ermüdet in seine Hände gesunkenen mate-

riellen Kräfte der Revolution nur dazu dienen lasse, die alten Ketten des Despotismus, der falschen Aristokratie und der Vorurtheile, welche die Revolution gesprengt hatte, umzuschmieden. Der Abbé Dumont, so sehr er vor dem Jakobinismus das Kreuz machte, bewahrte doch von der Republik her noch eine gewisse bittere, aber würzige Frische auf seinen Lippen und in seinem Herzen. Er theilte sie mir, ohne daß ich es merkte, mit. Meine junge Seele, rein von gemeinem Ehrgeiz, unabhängig wie die Einsamkeit, verbittert von der Bedrückung des Schicksals, welches sich verschworen zu haben schien, mir die Welt zu verschließen, war zu dieser strengen Lebensanschauung disponirt, welche über die Mißgunst des Schicksals tröstet, indem sie es in denjenigen, die es begünstigt, verachten lehrt, und nach der Herrschaft der Tugend allein strebt. Die Restauration, welche uns Beide mit Hoffnungen berauscht hatte, fing an, dieselben zu täuschen. Sie erlaubte zwar zu lesen, zu schreiben, zu sprechen; sie besaß das innere Geräusch der freien Regierungen und die Stürme der öffentlichen Meinung; aber die abergläubische Anbetung des Alten, welche durch unglaubige Hofleute einem in fünfundzwanzig Jahren um zwei Jahrhunderte gealterten Volke eingeflüstert wurden, entzauberten uns. Wir murrten nicht, um uns nicht mit den Anhängern des Kaiserreichs zu vermengen; aber wir seufzten ganz leise und stiegen den Lauf der Jahrhunderte hinauf oder hinab, um hier der Menschheit würdige Regierungen wiederzufinden. Aber ach! wo sind sie?...

Was die Religion betrifft, so erschien uns der Fanatismus, welchen man damals unter diesem Namen durch Ceremonieen, Prozessionen, Predigten, weniger religiöse als dynastische Congregationen neu zu beleben suchte, als eine elende Verkleidung einer politischen Partei, welche sich in den Augen des Volkes durch die Erheuchlung eines Glaubens, von dem sie nur das Gewand annahm, heiligen wollte. Es war leicht

zu sehen, daß der Abbé Dumont, wie das Jahrhundert, in dem er geboren ward, Philosoph war. Die Mysterien des Christianismus, welche er aus Ehrfurcht und Rücksicht auf seinen Stand erfüllte, erschienen ihm als nicht viel mehr, denn als ein Ritual ohne Folgen, als ein Codex einer durch symbolische Dogmen und traditionelle Gebräuche illustrirten Moral, welche in keiner Weise die Unabhängigkeit seines Geistes und Verstandes hinderten. Es war, wie er sich ausdrückte, die Sprache des Heiligthums, in welcher er zu einem kindischen Volk von Gott redete. Aber war er in seine Wohnung zurückgekehrt, so sprach er in der Sprache eines Platon, Cicero und Rousseau.

15.

War übrigens auch sein Geist ungläubig, so war doch sein Herz, durch das Mißgeschick erweicht, fromm. Sein höchstes Glück wäre es gewesen, dieser unbestimmten Frömmigkeit die Form und Wirklichkeit eines bestimmten Glaubens zu geben. Er gab sich alle Mühe, seinen Verstand unter das Joch des Katholizismus und unter die Dogmen seines Standes zu beugen. Er las mit Beharrlichkeit Chateaubriand's Geist des Christenthums, die Schriften von Herrn v. Bonald, von Lamennais, Frayssinous, vom Kardinal de Beausset, alle diese, mehr oder minder beredten Orakel, welche plötzlich um jene Zeit aus den Trümmern des Christenthums ertönten. Aber sein skeptischer Geist, welcher sich der Logik dieser Schriftsteller widersetzte, bewunderte mehr ihr Genie als er ihre Dogmen gut hieß. Er wurde gerührt, begeistert, betete mit ihrem Styl, aber glaubte nicht mit ihrem Glauben.

Was mich betrifft, der ich jünger, empfindlicher und weicher als er war, gab ich jenen Verführungen der Religion meiner Kindheit und meiner Mutter ein willigeres Gehör. Die Frömmigkeit stellte sich in der Einsamkeit wieder bei mir

ein; diese hat mich immer gebessert, als ob der Gedanke des von der Welt abgeschiedenen Menschen sein bester Rathgeber wäre. Ich glaubte nicht mit dem Verstand, aber ich wollte mit dem Herzen glauben. Die Leere, welche mein Kindheitsglaube in meinem Herzen zurückgelassen hatte, als er sich in den Zerstreuungen jener Jahre der Schande und Trübsal verflüchtigte, schien mir auf eine köstliche Weise durch dieses Gefühl einer göttlichen Liebe, welche sich unter der Asche meiner ersten Verirrungen entzündete, und mich, wie tröstete, so reinigte, ausgefüllt zu werden. Die Poesie und die Liebeslehre der Religion glichen für mich jenen beiden auf dem Grabe des Welterlösers sitzenden heiligen Frauen, zu denen die Engel umsonst sagten: „Er ist nicht mehr hier!"

16.

Ich gab mir alle Mühe, den Glauben meiner Jugend da wiederzufinden, wo ich den meiner Kindheit eingesogen hatte. Ich liebte die Sammlung und das Halbdunkel jener kleinen Dorfkirchen, wo sich das Volk versammelt und niederwirft, um sich zu den Füßen eines Gottes, der gleiches Fleisch und Blut mit ihm theilte, zu trösten. Der unermeßliche Raum zwischen dem Menschen und dem Gott ohne Gestalt, Namen und Schatten schien mir durch dieses Geheimniß der Fleischwerdung ausgefüllt zu werden. Nahm ich es auch nicht vollkommen als Wahrheit und Wirklichkeit auf, so betete ich es als bewunderungswürdiges Gedicht der Seele an. Ich verschönerte es mit allem Zauber meiner Phantasie, ich balsamirte es mit allen meinen Wünschen ein; ich färbte es mit allen Tinten meines Gedankens und meines Enthusiasmus. Ich ordnete meine rebellische Vernunft diesem feurigen Verlangen, zu glauben, unter, um lieben und beten zu können. Ich entfernte gewaltsam die Schatten, Zweifel und das Widerstreben meines Geistes. Es gelang mir so ziemlich, mir die Illu-

sionen zu machen, nach welchen ich leidenschaftlich verlangte, und soll ich ein klares Bild des Standes meiner Seele in jener Zeit entwerfen, so kann ich sagen, daß ich, wenn ich auch den Gott meiner Mutter noch nicht als meinen Gott anbetete, ihn wenigstens als mein Idol auf meinem Herzen trug.

17.

Wenn die Worte auf unsern Lippen zu versiegen anfingen, und der Schlaf uns überwältigte, griff ich wieder nach meiner Flinte und pfiff meinem Hunde; der Abbé Dumont begleitete mich bis zum Ende der Wiese, welche das Thal von Bussieres abgrenzen; wir drückten uns die Hand. Schweigend stieg ich den felsigen Hügel hinauf, bald beim Lichte des schönen Sommermondes, bald im feuchten Schatten der Nacht, der noch durch die Nebel der Frühherbstes verdichtet wurde.

Zu Hause fand ich die alte Magd vor, welche beim Scheine der in der Küche aufgehängten kupfernen Lampe ihre Spindel drehte. Ich legte mich zu Bette. Ich schlief ein und wachte am andern Morgen beim Fluge der Schwalben der Wiesen auf, welche frei in mein Zimmer durch die zerbrochenen Glasscheiben hereinflogen, um dasselbe Tagewerk wie am vorangegangenen Tage neu zu beginnen.

Was mich mehr und mehr an den armen Pfarrherrn von Bussieres anzog, war die Wolke einer nicht ganz resignirten Melancholie, welche seine Physiognomie umdüsterte. Dieser Schatten ertödtete in seinem Blicke die letzten Feuer der Jugend, gab seinen Worten und seiner Stimme eine gewisse entmuthigte Ermattung, welche ganz gut zu der eigenen Ermattung meines Geistes stimmte. Man fühlte ein trauriges und unterdrücktes Geheimniß unter den Ergießungen seiner Seele. Man sah, daß er nicht Alles sagte, und daß ein letztes Geheimniß nicht über seine Lippen komme.

Ich suchte niemals, ihm dieses Geheimniß zu entlocken, er hätte es selbst mir niemals anvertraut. Zwischen einem derartigen Geständniß und der innigsten Freundschaft mit einem jungen Manne meines Alters lagen die geheiligten Rücksichten seines geistlichen Standes. Aber das Geflüster der Frauen des Dorfes begann mich allmählig mit einem Gerüchte davon bekannt zu machen, und später erfuhr ich dieses traurige Geheimniß in allen seinen Einzelnheiten. Hier ist es:

Zur Zeit, als der Bischof von Macon durch die Verfolgung gegen den Klerus von seinem Palaste verbannt und eingekerkert worden war, war der Abbé Dumont nur ein junger und schöner Sekretär; er begab sich zu dem alten Pfarrer von Bussieres, welcher die Constitution beschworen hatte. Er besuchte die Welt und mischte sich mit der Ueberlegenheit seiner Schönheit, seines Muthes und seines Geistes in die verschiedenartigen Bewegungen der öffentlichen Meinung, welche die Jugend von Macon und Lyon bei dem Sturz der Monarchie und dem Beginn der Republik aufregten. Vor Allem machte er sich durch seine Abneigung und Kühnheit gegen die Jakobiner bemerklich. Unter der Schreckensherrschaft als Royalist verfolgt, reihte er sich endlich unter jene geheime Gesellschaften junger Royalisten ein, welche sich von den Cevennen bis zu der Umgebung von Lyon verzweigten und mit einander in Verbindung standen.

Unerschrockenen und abenteuerlichen Geistes verband er sich, in Folge der Gleichförmigkeiten der Ansichten und durch zufällige Bewegung in den Kämpfen und Gefahren des Bürgerkrieges, mit dem Sohne eines alten Edelmanns in Forez. Das Schloß dieser Familie lag in einem wilden Thale auf einem steilen Hügel. Es diente als Centrum für die Verschwörungen und als Hauptquartier für die royalistische Jugend dieser Gegenden. Der alte Edelmann hatte beim Ausbruch der Revolution seine Frau verloren. Bei ihrem Tode hatte

sie vier Töchter, die kaum erst der Kindheit entwachsen waren, zurückgelassen. Ohne Mutter und Gouvernantin in dem Schlosse eines alten Jägers und Soldaten von bizarrem Wesen und ungebildetem, unwissenschaftlichem Geiste erzogen besaßen die jungen Mädchen von ihrem Geschlechte nur die größte Schönheit, die Naivetät und Grazie mit der vollen Lebhaftigkeit der Eindrücke und der ganzen Unerfahrenheit ihres Alters.

Ihr Vater hatte sie schon von den ersten Kindesjahren an gewöhnt, ihm bei Tisch, mitten unter seinen Gästen jeder Art, Gesellschaft zu leisten, zu reiten, die Flinte zu tragen, und ihn auf seine Jagdpartieen zu begleiten, welche die Hauptbeschäftigung seines Lebens ausmachten. Man begreift leicht, daß eine so reizende, um einen solchen Vater versammelte und sich stets auf der Jagd, auf Festen oder im Kriege befindende Gesellschaft natürlicherweise die Jugend, den Muth und die Liebe in das Schloß von *** ziehen mußte.

Der junge Dumont wurde im Kriegs- und Jagdkostüme, als ein schöner, schlanker, gewandter, beredter Mann vom Vater willkommen geheißen, war der Freund des Bruders, in Gunst bei den jungen Mädchen wegen der Eleganz seiner Manieren und seines Geistes, und wurde der regelmäßigste Tischgenosse des Schlosses. Er machte, so zu sagen, einen Theil der Familie aus und war für die jungen Mädchen wie ein weiterer Bruder. Er hatte sein Zimmer in dem höchsten Stockwerke des Thurmes, welcher die Gegend beherrschte und von wo aus man eine lange Strecke des einzigen zum Schloß führenden Wegs erblickte. Da er den Auftrag hatte, die Annäherung der Gendarmen- oder Nationalgarden-Patrouillen zu signalisiren, überwachte er die Festigkeit der Thüren und hielt das stets mit geladenen Flinten und Pistolen versehene Arsenal und selbst die beiden Feldschlangen in Ordnung, mit denen der Graf von *** entschlossen war, die Republikaner

niederzudonnern, wenn sie sich je bis in seine Bergschluchten wagen sollten.

Die Zeit verging unter dem Empfang und der Absendung von verkleideten Boten, welche den abergläubischen, revolutionären Geiste dieser Gebirge mit den Emigranten in Savoyen und den Verschwörungen in Lyon in Verbindung erhielten, mit dem Durchstreichen der Wälder zu Fuß und zu Pferd auf den endlosen Jagden und den Waffenübungen, Verhöhnungen der Jakobiner der Nachbarstädte, die stets auf diese Aristokratenhöhle schimpften, aber sie nie aufzuheben wagten, unter Wachen, Spielen und Tanzen mit der Jugend der benachbarten Schlösser, die durch den dreifachen Zauber gleicher Ansicht, Abenteuer und Vergnügungen angezogen wurden.

Obgleich die jungen Damen an allem diesem Gewühle Antheil nahmen, und einzig ihrer Klugheit überlassen waren, bestanden zwar zwischen ihnen und ihren Gästen gegenseitige Zuneigungen, Bevorzugungen und Anziehungskräfte, aber keinerlei Unordnung oder Ausschweifung irgend welcher Art. Das Andenken an ihre Mutter und ihre eigene Gefahr schienen sie besser zu bewachen, als es der strengsten Ueberwachung möglich gewesen wäre. Sie waren naiv, aber unschuldig, und glichen hierin den jungen Töchtern der Landleute, ihrer Vasallen, ohne Argwohn und Prüderie, aber nicht ohne Wachsamkeit über sich selbst und Würde des Geschlechts und Instinktes.

Die beiden Aeltesten hatten sich in zwei junge Edelleute aus dem Süden verliebt und waren mit ihnen versprochen; die Dritte erwartete mit Ungeduld die Zeit, wo die Klöster wieder geöffnet würden, um sich ganz Gott, ihrem einzigen Gedanken, zu weihen. Ruhig mitten in dieser Aufregung, kalt an diesem Heerde der Liebe und der Begeisterung leitete sie das Haus ihres Vaters, wie eine zwanzigjährige Matrone

Die Vierte war kaum erst in das vierzehnte Lebensjahr getreten, sie war der Liebling ihres Vaters und ihrer Schwestern.

Die Bewunderung, welche man ihr als junges Mädchen zollte, war mit der freundlichen Nachsicht gepaart, welche man für die Jugend hegt. Ihre Schönheit, noch anziehender als blendend, war die Blüte einer liebenden Seele, welche sich durch die Physiognomie, die Augen und das Lächeln betrachten und bis zum Grunde einathmen läßt. Je tiefer man in sie drang, desto mehr Zärtlichkeit, Unschuld und Herzensgüte entdeckte man darin. Den Eindruck, welchen sie auf mich machte, als ich sie viele Jahre später sah, als der Staub des Lebens und ihre Thränen diesem Gesichte zweifelsohne die Frische und den Duft der Jugend benommen hatten, sagte mir, daß sie im sechszehnten Jahre bezaubernd schön gewesen sein mußte.

Es war weder das Schmachten einer bleichen Tochter des Nordens, noch das feurige Strahlen einer Tochter des Südens, noch die Melancholie einer Engländerin, noch der Stolz und die edle Haltung einer Italienerin; ihre mehr anmuthigen als reinen Gesichtszüge, ihr sprechender Mund, ihr Stumpfnäschen, ihre Augen, kastanienbraun wie ihre Haare, erinnerten eher an die von der Sonne und die Blicke der jungen Leute ein wenig gebräunte ländliche Braut, wie sie ihre Hochzeitkleider angelegt hat, und beim Eintritt in die Kirche ein bezauberndes, aber nicht einschüchterndes Gefühl verbreitet.

Sie schloß sich, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, an diesen jungen Abenteurer, den Freund ihres Bruders, an, der ihr durch die Jahre näher stand als die übrigen Fremden, welche das Schloß besuchten. Die Eigenschaft eines Royalisten verlieh damals denen, welche für dieselbe Ansicht kämpften und litten, eine gewisse unverdächtige Familiarität in den adeligen Häusern, wo man sie als Waffengenossen aufnahm.

Der junge Mann war gelehrt, und deßhalb war er vom

Vater beauftragt, dem jungen Mädchen im Lesen, Schreiben und in der Religion Unterricht zu ertheilen. Sie betrachtete ihn als zweiten Bruder, der im Leben etwas weiter als sie vorgeschritten war. Er stand für sie ein bei den gefährlichen Ausflügen, welche sie mit dem Vater und den Schwestern im Gebirge zur Eberjagd machte; er war es, der die Zügel ihres Pferdes ordnete, die Riemen anzog, ihr Gewehr lud, das er hinter seinem Rücken im Büchsenriemen trug; er half ihr beim Uebersteigen der Schluchten und Setzen über die Gebirgsströme, brachte ihr aus dem Gebüsch das erlegte Wild, und hüllte sie unter Regen oder Schnee in seinem Mantel ein. Eine so unausgesetzte und so vollständige Vertraulichkeit zwischen einem feurigen und gefühlvollen jungen Mann und einem jungen Mädchen, deren Kindheit unbemerkt täglich mehr in das Jungfrauenalter überging, konnte nicht verfehlen, sich ihnen unbewußt in eine erste, unwillkürliche Liebe zu verwandeln. Es gibt für zwei reine Herzen keine gefährlichere Schlinge als die, welche durch die Gewohnheit gelegt und durch die Unschuld verdeckt ist. Beide waren bereits darein gefallen, ehe es auch nur Eines von ihnen ahnte. Die Zeit und die Umstände mußten es ihnen alsbald entdecken.

Das revolutionäre Comité der Stadt *** war von den Fäden unterrichtet, welche ungestraft im Schlosse von *** zusammenliefen. Dieses Comité war ärgerlich über die Feigheit oder die Mitschuld der benachbarten Municipalbehörden, welche dieses Nest von Verschwörern nicht zerstreuen konnten oder nicht zu zerstreuen wagten. Es beschloß, diesen Heerd der Gegenrevolution, welcher das Land in Brand zu stecken drohte, zu ersticken. Es bildete insgeheim eine mobile Colonne von Gendarmen, leichten Truppen und Nationalgarden, und ließ sie die ganze Nacht marschiren, um vor Tagesanbruch unter den Mauern des Schlosses anzukommen und die Bewohner zu überraschen.

Das Schloß, das während des Schlafes der Familie von allen Seiten umzingelt war, bot keinen Ausweg mehr zur Flucht. Der Commandant befahl dem Grafen von *** die Thore zu öffnen; er war genöthigt zu gehorchen. Man hatte im Voraus Verhaftsbefehle gegen den Grafen und alle majorennen Mitglieder der Familie, selbst gegen die Frauen, abgefaßt. Sie mußten sich als Gefangene fügen. Der alte Edelmann, sein Bruder, sein Sohn, seine Gäste, seine Bedienten und seine drei älteren Töchter wurden auf Karren geworfen, um in die Gefängnisse von Lyon abgeführt zu werden. Die Wappen, Waffen und die mit Eichenzweigen umwundenen beiden Kanonen folgten dem Karren der Gefangenen als Trophäen. Von diesem ganzen am gestrigen Abend noch freien und ruhigen Hause entging der Gefangenschaft nur der tägliche Gast und die jüngste Tochter des Hauses.

In seinem Thurme durch das Geklirr der Waffen und das Stampfen der Pferde im Schloßhofe aufgeweckt, hatte sich der junge Mann beeilt, sich anzukleiden, zu bewaffnen und nach dem Arsenal hinabzusteigen, um sein Leben theuer zu verkaufen und das seiner Wirthe und Freunde zu vertheidigen. Es war zu spät. Alle Thore des Schlosses waren von den Nationalgarden besetzt. Der Commandant der Colonne war bereits mit den Gendarmen in den Zimmern des Grafen beschäftigt, das Siegel auf dessen Papiere zu drücken. Der junge Mann begegnete auf der Treppe den jungen Mädchen, welche kaum nothdürftig angekleidet hinabstiegen, um ihren Vater einzuholen und ihr Loos an das seinige zu knüpfen. — „Retten Sie unsere Schwester," sagten die drei älteren eilig zu ihm, „wir, wir wollen unserem Vater und unsern Verlobten überall hin, sei es in die Gefängnisse oder in den Tod, folgen; aber sie, sie ist ein Kind, sie hat nicht das Recht, über ihr Leben zu verfügen; entführen Sie sie den Verbrechern, welche die Thore bewachen. Hier ist Gold! Sie werden sie in unserem Zimmer

finden, wo wir sie in ihre Männerkleidung gesteckt haben. Sie kennen die geheimen Gänge. Gott wird über Ihnen wachen. Sie werden sie in die Cevennen, zu unserer alten Tante, der einzigen Verwandten, welche sie auf dieser Erde hat, führen; sie wird sie wie eine zweite Mutter aufnehmen. Adieu!"

Der Fremde that, was ihm befohlen ward, glücklich, einen solchen Auftrag und solche Instruktionen zu erhalten, welche mit seiner eigenen Neigung so ganz übereinstimmten.

18.

In dem Schlosse von *** befand sich, wie in fast allen befestigten Häusern des Mittelalters, ein unterirdischer Gang, der von den Kellern unter dem großen Thurme aus unter der Terrasse hinführte, auf eine Ausfallpforte herausging und mittelst einer vier= bis fünfhundert Stufen langen dunkeln Treppe bis an den Fuß des Hügels vorging. Hier öffnete sich ein eisernes Gitter, gleich dem Luftloche eines Gefängnisses in einer Felsenspalte befestigt, auf die großen, waldumgebenen Wiesen, welche das Becken des Flusses und Thales bildeten.

Die Existenz dieser nie geöffneten Thüre war den Republikanern unbekannt. Nur die Bewohner des Schlosses wußten, wo der Schlüssel niedergelegt war für außerordentliche Vorkommnisse. Der junge Mann ergriff sie, stieg in das Zimmer des jungen Mädchens hinauf, zog sie ganz in Thränen durch die Finsterniß mit sich fort, öffnete das Gitter, glitt unbemerkt im Bette des Stromes von Weide zu Weide hin und gelangte mit seiner Begleiterin in den Wald.

Sobald er sich auf den bekannten Fußpfaden der Wälder befand, mit zwei Flinten, der seinigen und der seiner Begleiterin, bewaffnet, mit Gold und Munition versehen, fürchtete er von den Menschen nichts mehr. Wie ein Sklave ergeben, einem Vater gleich aufmerksam, führte er in wenigen Tagen mitten durch Felder, von Wäldern zu Wäldern, von Wegen zu Wegen

das junge Mädchen, das er als seinen jüngeren Bruder ausgab, bis zu der Umgegend der kleinen Stadt, welche die Tante der Fräulein *** bewohnte.

Sein Jägerkostüm rettete ihn von den Erklärungen, welche er über die Sorge, mit der er die Landstraßen und die Dörfer vermied, leicht hätte geben müssen. Uebrigens waren die royalistischen frommen Landleute schon gewöhnt, ein Auge zuzudrücken und das Geheimniß solcher häufigen Fluchten und Verkleidungen zu achten.

Doch ehe er die kleine Stadt *** betrat, wo größere Aufmerksamkeit herrschen mußte, hielt er es für nöthig, die Tante der Fräulein v. *** von der Ankunft ihrer nahen Verwandten in Kenntniß zu setzen und sie zu fragen, unter welchem Namen, unter welcher Kleidung und zu welcher Stunde er sie in ihr Haus führen dürfte.

Er schickte ein mit einem an diese Dame gerichteten Billet beauftragtes Kind in die Stadt. Nach einigen Stunden des Wartens, während derer seine junge Begleiterin nicht aufgehört hatte, wegen der so nahen Trennung zu weinen, sah er das Kind mit dem Billet zurückkehren. Die Tante selbst war so eben verhaftet und von Gendarmen nach Nimes abgeführt worden. Das Haus war versiegelt. Diese einzige Zufluchtsstätte des armen Kindes verschloß sich vor ihren Schritten am Ziel ihrer Reise. Dieser Schlag kam den beiden Flüchtlingen mehr unerwartet, als er sie betrübte. Der Gedanke einer nahen und für immer bevorstehenden Trennung hatte sie tiefer bestürzt gemacht, als sie es sich selbst einzugestehen wagten. Das Schicksal vereinigte sie aufs Neue. Während sie es anklagten, konnten sie nicht umhin, ihm zu danken.

19.

Sie berathschlagten einen Augenblick über den Entschluß, den sie zu fassen hätten. Natürlich und ohne Einverständniß

vereinigten sie sich auf denjenigen, welcher sie so spät als möglich trennen würde. Der junge Geächtete konnte sich nicht wieder in dem Hause des Pfarrers von Bussieres zeigen, ohne augenblicklich festgesetzt zu werden und seinen Wohlthäter ins Verderben zu stürzen; das junge Mädchen hatte keine einzige Zufluchtsstätte mehr bei den Verwandten ihres Vaters in Forez, welche ihr nicht durch die Schreckensherrschaft verschlossen, und deren Bewohner nicht selbst Geächtete gewesen wären. Sie beschlossen, sich dem Schlosse von *** zu nähern und in den benachbarten Gebirgen in den Hütten einiger gastfreundlichen Landbewohner, die ihrem alten Herrn zugethan waren, ein Unterkommen zu suchen.

Sie kehrten in langsamen Tagemärschen zurück. Bei Nacht klopften sie an der Thüre einer armen Frau, der Wittwe eines Holzschuhmachers, an, welche die Amme des jungen Mädchens gewesen war, und deren Liebe, Dankbarkeit und Ergebenheit für ihre Treue Gewähr leisteten. Die einsame, auf einem der höchsten Punkte des Gebirges in der Lichtung eines Buchengehölzes gelegene Hütte war für alle andern Besucher, als die der Holzhauer oder Jäger der benachbarten Dörfer unzugänglich. Sie war klein, niedrig, in eine Thalwindung versteckt, mit moosgrünen Schindeln, die fast bis zum Boden herabgingen, und deren Farbe sich mit der der Umgebung verschmolz, bedeckt, und man konnte sie von unten kaum von den grauen Felsen unterscheiden, an die sie der arme Holzschuhmacher gelehnt hatte. Eine kleine bläuliche Rauchsäule, welche man am Morgen und Abend mitten unter den weißen Buchenstämmen aufsteigen sah, kündigte allein eine menschliche Wohnung, oder das Grünholzfeuer unter der Nomadenhütte des Kohlenbrenners an.

20.

Diese Hütte enthielt in ihrem vom Regen geschwärzten

und von dunklem Granit und schwarzem Schiefer erbauten Wänden nur ein einziges kleines Zimmer, wo die arme Frau und ihre Kinder schliefen. Hier war der Heerd, welcher, von einem unbehauenen Stein gebildet, das Reisigfeuer trug. Daneben war ein Stall, ein wenig länger als das Zimmer, der durch das Korbgeflecht, auf welchem das Heu und Stroh für den Winter aufbewahrt wurde, vom Dache getrennt war, und in den des Abends eine Eselin, zwei Ziegen und ein Schaf durch die Kinder von der Weide zurückgebracht wurden.

Die Amme, welche schon seit langer Zeit von der Katastrophe im Schlosse, von der Einkerkerung des Grafen und von dem Verschwinden des von ihr so zärtlich geliebten jungen Fräuleins benachrichtigt war, zerfloß in Thränen, als sie sie unter der Jägertracht wieder erkannte. Sie gab ihr ihr Bett in dem einzigen Zimmer, bereitete für sich selbst ein Lager von Ginsterbüschen zu den Füßen ihrer Herrin, trug die Betten der kleinen Kinder in den vom Hauch der Thiere erwärmten Stall, und gab dem Fremden einige noch nicht gesponnene Wollvließe, damit er sich auf dem Boden vor der Kälte schütze.

Nachdem sie diese Sorge getroffen hatte, machte sie sich vor Sonnenaufgang auf den Weg, um in dem entferntesten Dorf des Gebirges weißes Brod, Wein, Käse und Hühner für die Nahrung ihrer Gäste zu kaufen. Sie beobachtete die Vorsicht, diese Lebensmittel in verschiedenen Dörfern einzukaufen, um nicht durch eine mit ihren Gewohnheiten und ihrer Armuth in keinem Verhältniß stehende Ausgabe Verdacht zu erregen. Vor Mittag war sie wieder ihren Berg heraufgekommen, hatte ihren Quersack auf den Fußboden gelegt und ein Mahl für die Fremden aufgetragen.

Die Amme hatte ihren Kindern untersagt, sich weiter als eine gewisse Strecke von der Hütte zu entfernen und mit den Hirten von den beiden Jägern zu sprechen, welche Wohlstand, Freude und den Segen Gottes in das Haus brachten. Die

Kinder, welche stolz darauf waren, ein Geheimniß zu besitzen und zu behalten, gehorchten treulich. Niemand in der Gegend ahnte, daß das arme Haus des Holzschuhmachers, das im Sommer in Blätter, im Winter in Nebel und Schnee begraben war, eine innere Welt des Glückes, der Liebe und der Treue in sich schließe. Wenn ich so diese Hütte beschreibe, so geschieht es, weil ich in einer andern Epoche meines Lebens auf einer Reise, die ich in den Süden machte, sie in Augenschein nahm.

Niemand kann erfinden oder beschreiben, was in dem Herzen dieses jungen Mädchens und dieses jungen Mannes vorging, welche also durch die Einsamkeit, die Noth und die gegenseitige Anziehung während eines ganzen langen Jahres des Schreckens draußen, vielleicht im Innern aber in Gesprächen, Geständnissen und Liebe zu kurzen Jahres sich näherten. Es verlautete davon nichts außerhalb der Mauern der engen Hütte, und sie hatten keinen andern Zeugen, als die Gebüsche des Gartens, das Bett des Waldstromes und die Buchen des Waldes. Das Leben der beiden jungen Einsiedler erstreckte sich nie auf Weiteres. Nur bei Nacht gingen sie mit einander aus, ihre Flinte unter dem Arm, um, stets die betretenen Wege vermeidend, ihre von der Ruhe erschlafften Glieder in langen nächtlichen Ausflügen zu üben, die von Ginster durchduftete Luft frei einzuathmen, die Alpenblumen im Schein des Sommermondes zu pflücken oder sich neben einander auf die Moosstufen eines ausgehöhlten Felsens zu setzen, von dem aus man das Thal von * * *, das verödete Schloß, aus dem kein Lichtstrahl noch Rauch hervorging, und den weiten blauen Horizont übersehen konnte, der sich von dort aus, dem Meere gleich, vom Rhonebecken an bis zu den beschneiten italienischen Alpen erstreckte.

21.

Wer könnte sie anklagen, ohne vielmehr ihr Geschick anzu-

klagen? Wer kann sagen, an welcher unbestimmten Grenze zwischen der Achtung und Anbetung, zwischen dem Vertrauen und der Hingebung, zwischen der Zuneigung und der Schwäche, zwischen der Tugend und der Liebe in diesen gezwungenen Zusammenkünften die Gefühle dieser beiden Kinder gegen einander stehen blieben? Dazu bedürfte es des Auges Gottes; das Auge der Menschen trübt sich, erblindet und befeuchtet sich vor dem Geheimniß einer solchen Lage! Wenn ein Fehler dabei stattfand, so darf es denselben nur durch Thränen erblicken und verzeiht ihm, während es ihn verurtheilt. Die ihnen verschlossene Welt, der geöffnete Himmel, der auf ihrem Herzen lastende Druck der Verbannung, welche sie gegen ihren Willen immer wieder an einander trieb, entsprechendes Alter, gleiche Tracht, gemeinschaftliche Eindrücke, die gleiche Unschuld oder Unerfahrenheit der Gefahr, die in dieser gänzlichen Abgeschiedenheit von der Welt vergessene oder verwischte Standesverschiedenheit, die Ungewißheit, ob sich die Gesellschaft mit ihren Rücksichten und Rangstufen jemals für sie wieder eröffnen werde, die Eile, die zu jeder Stunde bedrohte Freiheit zu genießen, die sie nur besaßen wie ein entwendetes Gut, die Kürze des Lebens in einer Zeit, wo Niemand auf den kommenden Tag rechnete, das Dunkel der Nacht, welches Alles nähert, der Schein des Mondes und der Sterne, welcher die Augen trunken macht und das Herz höher hebt, die Gefangenschaft im Hause der Amme, welche ihnen keine Zerstreuung ihrer Gedanken, keine Unterhaltungen möglich machte, endlich der hohe, enge und wie unzugängliche Punkt, der für sie zur ganzen Welt geworden war und ihnen wie eine über der in der Ferne zu ihren Füßen liegenden Erde schwebende luftige Insel erschien, unter dem Himmel, den sie so nahe über ihren Häuptern erblickten — Alles das vereinigte sich, um sie durch alle Bande ihrer Seele zusammenzuknüpfen und sie in ihren Herzen das Leben allein suchen zu lassen, welches sich um sie her entfernt

und wie vernichtet hatte: ein in dem Augenblicke, wo sie mit dem Verlust desselben bedroht waren, verdoppeltes Leben, dessen Bühne nur die Einsamkeit und dessen Nahrung nur die Betrachtung war.

22.

Waren sie klug genug, um in ihrer ersten Jugend die Gefahren dieser nicht endenden Verführungen ihrer Einsamkeit vorauszusehen? Waren sie stark genug, um ihnen, wenn sie sich einstellten, Widerstand zu leisten? Liebten sie sich wie ein Bruder und wie eine Schwester? Versprachen sie sich noch zärtlichere Namen? Wer kann es sagen? Ich habe sie Beide auf das Intimste gekannt, aber keines von Beiden machte je ein Geständniß über dieses abenteuerliche Jahr. Nur wenn sie sich viele Jahre später begegneten, vermieden sie es, sich vor der Welt Auge in Auge zu sehen. Ein plötzlicher Schatten, gemengt aus Schamröthe und Bläße lagerte sich auf ihrem Gesicht, als ob das für uns unsichtbare Phantom der Zeit vor ihnen vorübergezogen und auf sie seine magischen Reflexe geworfen hätte. War es eine nicht ganz erloschene Liebe? eine durch einen Hauch unter der Asche wieder angefachte Leidenschaft? von Erinnerungen aufgeschreckte Gleichgültigkeit? Bedauern oder Reue? — Wer kann in zwei verschlossenen Herzen die durch Thränenströme verwischten Charaktere, die sich nur unter dem Auge Gottes wieder beleben, herauslesen?

23.

Mehr als ein Jahr verging also; dann besänftigte sich die Schreckensherrschaft ein wenig in der Gegend. Die Gefängnisse öffneten sich wieder. Der alte Graf kehrte mit seinen drei Töchtern in sein verfallenes Schloß zurück. Die Amme führte die jüngste in die Arme ihres Vaters zurück; der Fremde verließ zuletzt diese Gebirge.

Er kam traurig und um zwanzig Jahre in wenigen Monaten gereift in das Pfarrhaus von Bussieres zurück. Mehr und mehr führte er das Jägerleben mit meinem Vater und den Adeligen der Umgegend. Nur entfernte er sich von Zeit zu Zeit auf mehre Tage auf weite Ausflüge, deren Ziel man nicht kannte. Er sagte bei seiner Rückkehr, daß ihn seine Hunde auf die Spur eines Rehes mit fortgerissen hätten, und daß er genöthigt gewesen sei, ihnen zu folgen, um sie zurückzubringen. Auch im Schloß von *** in der andern Provinz, sagte man, habe nichts ein verändertes Aussehen gehabt, außer daß der verschwundene Gast sich in ihm nicht mehr wie ehedem einstellte. Man führte auch hier das alte Leben der Jagd, der Feste und der angewohnten Gastfreundschaft fort, welches man hier während der Revolution geführt hatte.

24.

Was die arme Amme betrifft, so bewohnte sie immer die einzeln stehende Hütte im Gebirge. Sie erzog einen Waisen mit ihren eigenen Kindern. Dieses Kind hatte etwas feinere Leinwand, als die Hanfleinwand jener Gebirge. Man sah in seinen Händen Spielzeug, das in der Stadt gekauft worden zu sein schien. Wenn man die arme Frau fragte, woher dieser Unterschied komme und wem dieser Waise gehöre, antwortete sie, sie habe ihn eines Morgens im Buchengehölze, am Ufer der Quelle gefunden, als sie das Wasser für den täglichen Gebrauch schöpfte, und ein Hausirer dieser Gebirge bringe ihm von Zeit zu Zeit weiße Leinwand und elfenbeinerne und korallene Spielsachen. Sie war durch diese Wohlthätigkeit reich geworden. Ich lernte später diesen Waisen kennen; er war ein Kind der Aechtung und trug die Trauer in seiner Seele und auf seinen Gesichtszügen.

Fünf oder sechs Jahre später wurde die jüngste Tochter des Grafen an einen Greisen, den sanftesten, nachsichtigsten

Vater für das junge Mädchen, verheirathet. Sie weihte sich der Pflege seiner alten Tage. Er führte sie für immer in eine kleine Stadt des Südens, wo er wohnte. Ihr junger Verbannungsgenosse, welcher bis dahin zwischen der Welt und der Kirche unschlüssig schwankte, fühlte plötzlich alle seine Unentschlossenheit verschwinden, als er von der Verheirathung des jungen Mädchens hörte. Er sah nichts mehr im Leben, was er zu vermissen gehabt hätte; es wurde ihm nicht schwer, darauf zu verzichten. Er trat in ein Seminar ein, ohne mehr hinter sich zu blicken. Später begab er sich auf einige Wochen zu dem Bischof von Macon, seinem alten Schutzherrn, der aus dem Kerker losgeworden war und sein armes und kränkliches Leben in dem Hause eines seiner treuen Diener, einige Schritte von seinem alten bischöflichen Palast, beschloß. Der Bischof ertheilte ihm die priesterliche Weihe. Er kam zurück, um die bescheidenen Funktionen eines Vikars in Bussieres zu vollbringen. Er hatte dieselben, wie ich schon erzählt habe, bis zum Tode des alten Pfarrherrn, dem er in seinem Amte nachfolgte, fortgesetzt.

25.

Das war der verborgene Hintergrund des Lebens dieses Mannes, welchen der Zufall neben mein eigenes Leben als eine sanfte Consonanz mit der vorzeitigen Entzauberung meiner Jugend gestellt zu haben schien, ein bitteres resignirtes Lächeln über einen Abgrund von leidenden Gefühlen, peinigenden Erinnerungen, theurer Fehler, schlecht erloschener Liebe und unterdrückter Thränen. Das Durchschimmern aller dieser Erlebnisse in seiner Haltung, seiner Physiognomie, seinem Stillschweigen und seinem Accent zog mich zweifelsohne so natürlich an ihn an. Wäre ich glücklich und klug gewesen, so hätte ich ihn nicht so sehr geliebt. In unsern Freundschaften spielt das Mitleid seine Rolle. Das Unglück hat für gewisse Seelen eine Anzie-

hungskraft. Der Kitt unserer Herzen ist mit Thränen durchknetet und beinahe alle unsere tieferen Neigungen beginnen mit einer Rührung.

26.

So verging für mich jener Sommer der Einsamkeit und der Trockenheit der Seele. Die Umfriedung meines gemüthlichen Lebens in dieser Trockenheit und dieser Einöde, die Intensität der unablässig die Leere meiner Existenz durchwühlenden Gedanken, das Klopfen meines Herzens, das ohne eine wirkliche Nahrung glühte und gegen die harten Entbehrungen der Luft, des Lichts und der Liebe, nach der ich dürstete, sich empörte, verzehrten und verkümmerten endlich selbst meinen Körper und verursachten mir Ermattungen, Krämpfe, Niedergeschlagenheit, Lebensüberdruß und Verlangen nach dem Tode — Erscheinungen, welche ich für körperliche Krankheiten nahm, während sie nur der Ausdruck einer Seelenkrankheit waren.

Der Hausarzt, welcher von Zeit zu Zeit sein Pferd an meiner Thüre bei seinen Gängen durch die Dörfer anhielt, nahm die Sache bedenklich. Er war gutmüthig, mitfühlend und verständig; er hieß Pascal. Er liebte mich wie eine Pflanze, welche er in ihrer schönen Kindheit gepflegt hatte. Er rieth mir, ins Bad nach Aix in Savoyen zu gehen, obgleich die eigentliche Badsaison schon vorüber war und der Monat Oktober den Thälern ihren ersten Nebel und der Luft die erste Rauhheit mitgetheilt hatte. Was er aber mit seiner ärztlichen Vorschrift beabsichtigte, war weniger der Genuß der Bäder, als die Zerstreuung, gemüthliche Erschütterung und Veränderung. Ach! er hatte nur zu sehr Recht und fand in mir nur einen allzu gehorsamen Patienten.

Ich entlehnte fünfundzwanzig Louisd'or von einem alten Freunde meines Vaters, einem armen und liebenswürdigen Greisen Namens Blondel, welcher die Jugend lieb hatte, weil

er selbst die Herzensgüte, diesen ewigen Trieb, diese unerschöpfliche Jugend des Herzens besaß. Ich setzte mein Pferd in Freiheit mit den Ochsen, welche man auf den Wiesen von Saint-Point mästet, und reiste ab. Ich reiste ohne einen jener unbestimmten Triebe, Ahnungen oder freudige Vorgefühle ab, welche ich wohl sonst beim Antritt anderer Reisen empfunden hatte, sondern war trübe, nahm meine freiwillige Einsamkeit mit mir fort, und gleichsam das Vorgefühl, daß ich einen Theil meiner selbst auf dieser Reise zurücklassen, und daß ich bei meiner Rückkehr mein Herz nicht wieder zurückbringen würde.

Hier folgen die Zeilen, welche ich zu jener Zeit niederschrieb, und die ich auf dem Rande meiner Ausgabe des Tacitus wiedergefunden habe:

27.

(Geschrieben auf der Reise unter einem Baume im Echellesthale bei Chambery.)

Heute trete ich in mein einundzwanzigstes Lebensjahr, und ich bin müde, als ob ich schon hundert Jahre gelebt hätte. Ich hätte nicht geglaubt, daß es etwas so Schweres um das Leben sei. Ei, warum ist es doch so schwer? Ein Stück Brod und ein Tropfen Wassers aus dieser Quelle genügen doch für dasselbe. Meine Organe sind gesund; meine Glieder sind gelenkig; ich athme frei eine von Pflanzenleben balsamisch duftende Luft ein. Ich habe einen blendenden Himmel über meinem Haupte, eine natürliche, erhabene Dekoration vor meinen Augen; dieser vor Freude zu meiner Rechten vorbeifließende, ganz schäumende Waldstrom; diese ganz stolze Kaskade, die ihre Regenbogen in ihren Sturz hinabzieht; diese Felsen, welche ihr Moos und ihre Blüten in die fruchtbare Feuchtigkeit des Wassers tauchen, wie jene Bouquette, welche in den Vasen nicht welken; dort oben die wie Schwalbennester am Rande des Himmelsdaches auf den Felsenvorsprüngen

schwebenden Sennhütten; die in dem ihnen bis an das Knie gehenden fetten Grase weidenden Heerden; die auf den vorspringenden Gipfeln des Thales sitzenden und unbeweglich dem Vorüberfließen des Stromes und Tages zuschauenden Landleute und jungen Mädchen, die beim Schalle der entfernten Glocke ihre Schritte ein wenig beeilen, um zu rechter Zeit an der Thüre des Gotteshauses anzulangen — ist nicht dieses Alles ein Bild der Zufriedenheit und des Lebens? Haben diese Physiognomien die nachdenklichen Falten und die Zusammenziehung der meinigen? Nein, sie verbreiten einen schattenlosen Tag auf ihren Zügen; man sieht bis auf den Grund, und sieht nur klare Seelen. Würde ich auf den Grund meiner selbst schauen, so brauchte ich lange Stunden, um Alles, was sich in mir bewegt, zu entwirren....

Und doch fühle ich keine irdische Leidenschaft mehr: aber das Herz ist nie so schwer, als wenn es leer ist. Warum? Weil es sich dann mit Langeweile anfüllt. Ach ja, ich habe eine Leidenschaft, die fürchterlichste, die schwerste, die am meisten von allen am Herzen nagt .... die Langeweile!

Ich bin ein Thor gewesen. Ich habe das Glück getroffen und habe es nicht anerkannt! oder vielmehr ich habe es erst anerkannt, als es mir entflohen war. Ich habe nichts davon gewollt. Ich habe es verachtet. Der Tod hat es für sich genommen. O Graziella! Graziella! .... warum habe ich dich verlassen? .... Die einzigen köstlichen Tage meines Lebens sind diejenigen, welche ich bei dir, in dem armen Hause deines Vaters, mit deinem jungen Bruder und deiner alten Großmutter wie ein Kind der Familie verlebt habe! Warum bin ich nicht dort geblieben? Warum habe ich nicht begriffen, daß du mich liebtest? Und als ich dich begriffen hatte, warum habe ich dich nicht selbst genug geliebt, um dich Allem vorzuziehen, um nicht mehr wegen deiner zu erröthen, um Fischer mit deinem Vater zu werden, und um in diesem

einfachen Leben und in deinen Armen meinen Namen, mein Land, meine Erziehung und alle die Ketten zu vergessen, mit denen man meine Seele angekleidet hat, und welche sie bei jedem Schritte fesseln, wenn sie zur Natur zurückkehren will?

Jetzt ist es zu spät ... du kannst mir nichts mehr geben, als einen ewigen Vorwurf, daß ich dich verlassen habe!.... und ich kann dir nichts mehr geben, als diese Thränen, welche mir in die Augen steigen, so oft ich an dich denke, — Thränen, deren Ursprung und Gegenstand ich verberge, damit man nicht sage: Er beweint die Tochter eines Fischhändlers, welche nicht einmal alle Tage Schuhe trug, die die Feigen ihrer Insel ohne andere Kopfbedeckung, als ihr Haar, auf Weidenkörben an der Sonne trocknete und ihr tägliches Brod sich erwarb, indem sie für zwei Grani täglich Korallen am Schleifsteine rieb. Welche Geliebte für einen jungen Mann, der den Tibull übersetzt und Dorat und Parcey gelesen hat!....

Eitelkeit! Eitelkeit! du stürzest die Herzen ins Verderben! Du kehrst die Natur um! Ich finde nicht genug Lästerungen gegen dich auf meiner Zunge!....

Gleichwohl lag mein Glück und meine Liebe dort. Oh! wenn ein Seufzer, trauriger als das Klagen der Gewässer in diesem Abgrunde, feuriger als der von diesem feuerrothen Felsen zum Himmel zurückgeworfene Sonnenstrahl dich beleben könnte!.... Ich würde deine schönen nackten Füße mit meinen Thränen waschen .... du würdest mir verzeihen... Ich wäre stolz auf meine Erniedrigung für dich in den Augen der Welt!...

Ich sehe dich vor mir, als ob drei Jahre der Vergessenheit und die dichte Mauer des Sarges und der Erde deines Grabes nicht zwischen uns liegen würden!.... Da bist du! Ein graues Gewand von grober Wolle mit rauhem Ziegenhaar gemischt, umschließt deinen kindlichen Wuchs und fällt in schweren Falten bis zu den runden Knöcheln deiner nackten

Beine hinab. Es ist mit einer einfachen schwarzen Schnur um deine Brust geknüpft. Deine am Hinterkopfe zusammengebundene Haare sind mit zwei oder drei Nelken, gestern gepflückten und schon verwelkten Blumen, durchflochten. Du sitzest auf der gepflasterten Cimentterrasse am Ufer des Meers, wo die Wäsche trocknet, wo die Hühner brüten, wo die Eidechse kriecht, zwischen den Rosmarin- und Resedatöpfen. Der rothe Staub der Korallen, welche du gestern polirt hast, bedeckt die Schwelle deiner Thüre neben der meinigen. Ein kleiner wackelnder Tisch steht vor dir; ich stehe hinter ihm. Ich halte deine Hände, um deine Finger auf dem Papiere zu lenken und dich schreiben zu lehren. Du strengst dich mit aller Aufmerksamkeit des Geistes und einer reizenden Unbehülflichkeit der Haltung an, welche deine Wangen fast bis auf den Tisch herabdrückt. Dann plötzlich fängst du vor Ungeduld und Scham zu weinen an, wenn du siehst, daß der Buchstabe, welchen du nachgebildet hast, von dem Vorlegblatt soweit absticht. Ich zanke dich aus, ermuthige dich, und du greifst nochmals zu der Feder. Dieses Mal gelingt es besser. Du kehrst dein von Freude strahlendes Gesicht nach meiner Seite, als wolltest du in einem Blick der Zufriedenheit deines Lehrers deine Belohnung suchen! Ich wickle nachlässig eine Flechte deines schwarzen Haares um meine Finger, wie einen lebenden Ring; einen Epheuzweig, welcher noch am Aste festhängt!... Du sagst zu mir: Bist Du zufrieden? werde ich bald Deinen Namen schreiben können? Und wenn die Lektion zu Ende ist, setzest du dich wieder an deine Arbeit auf deinen Schemel im Schatten. Ich setze mich zum Lesen zu deinen Füßen nieder. — Und an den Winterabenden, wenn der lebhafte, rosige Wiederschein der in dem von dir angeblasenen Kohlenbecken brennenden Olivenschalen sich auf deinem Hals und Gesicht abspiegelte und dich der Fornarina ähnlich machte! Und die schönen Tage von Procida, als du mit nackten Füßen in den

Meerschaum tratest, um die Früchte des Meeres einzusammeln! Und wenn du, deine Wangen auf die Hand gestützt und mich anblickend träumtest, und ich voraussetzte, du denkest an den Tod deiner Mutter, so traurig wurde dein Gesicht! .... und die Nacht, wo ich dich leblos und bleich auf deinem Bette liegend wie eine Marmorstatue verließ und endlich begriff, daß dich ein Gedanke getödtet hatte, — und daß ich dieser Gedanke war! — Ach, ich will kein anderes Bild mehr bis zu meinem Tode vor den Augen haben! In meiner Vergangenheit befindet sich ein Grab, auf meinem Herzen steht ein kleines Kreuz. Ich werde es nie ausreißen lassen, aber ich werde es mit den keuschesten Blüten der Erinnerung umschlingen!

. . . .

Hier endigt die Aufzeichnung. Die übrigen Blätter des Buches enthalten Versskizzen und Wirthshausrechnungen auf dem Wege nach Chambery.

28.

Im Augenblick, als ich diese traurigen Linien auf meinen Knieen am Rand der Straße schrieb, fuhr ein Postwagen von Frankreich her im Galopp an mir vorüber. In dem Wagen saßen drei junge Männer und eine junge Frau. Sie betrachteten mich mit einem Blicke der Ueberraschung und Ironie. — Ei, sehet doch, rief die junge Frau lächelnd aus, das ist ohne Zweifel der Dichter dieser Natur! Oh, der schöne Dichter, wenn er nur nicht so bestaubt wäre! — Verhaßte Welt! So willst du mich überallhin mit deinen leichtsinnigen Erscheinungen verfolgen? Ich veränderte meinen Platz, um nicht mehr den Blicken ausgesetzt zu sein, und setzte mich von dem Straßenrand weiter weg unter einem Buchsbaumgebüsch nieder, wo ich den Wasserfall nicht mehr sah, aber von wo aus ich ihn noch hörte, und ich fuhr fort zu schreiben.

Erst dann fühle ich ein wenig frischen Thau im Herzen, wenn ich mit der Natur ganz allein bin. Alles, was auch nur an dieser Einsamkeit vorbeistreift, stört oder unterbricht diese stumme Unterredung zwischen dem Geist der Einsamkeit, welcher Gott ist, und mir. Die Sprache, welche die Natur zu meinem Herzen redet, ist eine leise Sprache. Das leiseste Geräusch verhindert mich sie zu hören. In diesem Heiligthume, in welchem man sich sammelt um zu träumen, nachzudenken, zu beten, hat man es nicht gerne, wenn hinter Einem der Gang eines Fremden sich hören läßt. Ich befand mich in einer damals häufigen, jetzt seltenen Stunden des Trübsinns, in denen ich mein eigenes Herz schlagen hörte, wo ich das Ohr an die Erde legte, um unter der Erdoberfläche, im Walde, im Wasser, im Laube, im Zuge der Wolken, in den fernen Kreisen der Gestirne das Flüstern der Schöpfung, das Räderwerk der unendlichen Weltenuhr und so zu sagen die Laute Gottes zu hören.

29.

Ich flüchtete mich also mit einem gewissen inneren Zorn gegen dieses überlästige mißtönige Gelächter, das mich zerstreut hatte, und lagerte mich hinter einem großen, vom Gebirge abgelösten Felsen neben der ungeheuren Rinne nieder, durch die der Strom senkrecht in das Thal hinabströmte. Sein eintöniges Murmeln betäubte mich; sein sich ausbreitender Wasserstaub bildete auf meinem Rasenbette einen von der Sonne durchbrochenen Nebel, welcher unabläßig umherzog, wie die Gazefalten eines vom Winde hin- und herwehenden Vorhangs. Ich setzte meine innere Unterredung mit mir fort; ich versenkte mich in meine Trauer; ich ging alle Schritte und Tritte meines kurzen Lebens zurück. Ich fragte mich, ob es sich der Mühe lohnte, gelebt zu haben, und ob es nicht besser wäre, einer der leuchtenden Tropfen dieses feuchten, in einer Sekunde

in der Sonne verdunstenden und sich im Aether ohne Gefühl verlierenden Staubes zu sein, als eine Menschenseele, die sich Jahr aus Jahr ein leben, schmachten, leiden und sterben fühlt, und sich endlich in irgend einem unbekannten Ocean des Seins verlieren, der voll von Seufzern sein muß, wenn er alle Schmerzen der Erde und Todeskämpfe des empfindenden Wesens aufnimmt.

Ich habe nur erst einige Schritte zurückgelegt, sagte ich zu mir, und doch habe ich schon genug! Die Thätigkeit meines Geistes verzehrt sich von selbst, da es ihr an Nahrung gebricht. Ich fühle in mir Kraft genug, um diese Gebirge wegzutragen, und mein Geschick gibt mir nicht einmal einen Strohhalm zum Wegtragen! Die Arbeit würde mich zerstreuen, aber ich habe nichts zu thun! Alle Pforten des Lebens schließen sich vor mir! Es scheint, mein Loos sei ein Verbannter aus dem thätigen Leben zu sein, der auf dem Gebiete der Uebrigen wohnt und nirgends als in der Einöde und in der Betrachtung zu Hause ist!

Da ich meine geistigen Kräfte nicht zu einer nützlichen, ruhmvollen Beschäftigung meines Lebens verwenden konnte, hatte ich wenigstens die Kraft der Liebe und Anhänglichkeit anwenden wollen, die mir das Herz bis zum Ersticken bedrückt, da ich kein anderes Wesen an dieses Herz drücken kann: selbst dieses ist mir benommen. Ich bin allein in der Welt der Gefühle so gut als in der Welt des Gedankens und der Handlung. Als ich Graziella begegnete, war es zu früh; mein Herz war noch zu jung für die Liebe. Die Herzen der Frauen, welchen ich später begegnete, waren Vasen, deren natürliche Wohldüfte verdunstet, und die nur noch mit Eitelkeiten, Leichtsinn und Wollust, mit der Falschheit weltlicher Liebe, dieser Hefe der Seele, angefüllt waren, die mir schnell genug zum Ekel geworden ist. Jetzt liebt mich Niemand, ich liebe Niemanden; ich bin auf der Erde, als ob ich nicht auf ihr wäre;

dieser Fels könnte über mich hereinstürzen, diese Feuerzunge des Wassers könnte mich mit fortreißen und auf dem Boden dieses Schlundes mich zu Staub zermalmen — und es würde außer meiner Mutter Niemand bemerken, daß ein Wesen seinem Herzen mangle. Ei, wie! fuhr ich in meinem Selbstgespräche fort, sollte es nicht auf der weiten Erde eine zweite Graziella geben, in welchem Stande sie auch geboren sein möge? Gibt es nicht eine junge reine, liebende Seele, mit der sich die meinige verschmelzen, die sich in mir verlieren und vervollständigen würde, wie ich in ihr dieses Wesen vervollständigen würde, das in der Einsamkeit unvollkommen, unstät und klagend ist, aber getröstet, glücklich und beruhigt würde, sobald es sein leeres Herz gegen ein anderes ausgetauscht hätte?

Und ich fühlte so schmerzlich die Langweile dieser Einsamkeit der Seele, diese Einöde der Gleichgültigkeit, diese Trockenheit des Lebens, daß ich hätte gleich sterben mögen, um den Schatten Graziella's wiederzufinden, da ich ihr entsprechendes Bild unter den leichtsinnigen, sorglosen, übermüthigen Frauen, die ich seither getroffen hatte, nicht wiederzufinden vermochte.

30.

Während ich mich so, die Stirne auf meine Hand gestützt, in diese Trauer meiner Empfindungen ohne Gegenstand versenkte, wurde ich aus meiner Träumerei durch das harmonische Getön der Saiten eines jener ländlichen Instrumente aufgeweckt, welche die jungen Savoyarden an den Winterabenden auf ihren Bergen verfertigen und in ihre langen Verbannungen nach Frankreich und Piemont mit hinausnehmen, um sich durch einige ländliche Melodieen oder Kuhreigen die Bilder ihres armen Vaterlandes ins Gedächtniß zurückzurufen. Sie nennen diese Instrumente „Vielles“ oder Alte, weil sie mehr

plaudern als singen und weil die Töne immer schwächer werdend verklingen, wie die Stimmen der alten Frauen bei den Abendfesten des Dorfes.

Ich kehrte mich nach der Seite, von welcher diese sehr nahen Töne herkamen. Ich sah, ohne selbst gesehen zu werden, einige Schritte von mir entfernt eine Gruppe, die seither nie mehr aus meinem Gedächtniß verschwunden ist, von der ich einen Theil in meinem Gedichte Jocelyn abgebildet habe, und die der Pinsel des Greuze zum Gegenstand eines seiner naivsten und rührendsten Gemälde gewählt haben würde.

31.

Auf einer, gegen den Weg und gegen den Wasserfall versteckten Rasenfläche, zwischen zwei von einigen Ulmen überragten Felsen, saßen ein zwölf- bis dreizehnjähriger Knabe, ein zwanzigjähriger Jüngling und ein achtzehnjähriges Mädchen im Sonnenschein. Das Kind spielte mit einem kleinen weißen, langgehaarten Gebirgshund mit geraden, dreieckigen Ohren, wie sie die Murmelthiere im Alpenschnee auffsperren. Es erfreute sich, ihm abwechselnd sein ledernes Band um den Hals zu legen und wieder abzunehmen, dessen Schellen es erklingen ließ, indem es das Halsband mit einer Hand in die Höhe hielt, während der Hund sich auf den Hinterpfoten aufrichtete, um seine Zierde wieder zu erhaschen.

Der junge Mann war mit einer langen neuen Jacke von grobem, weißem, langhärigem Tuch bekleidet; er trug hohe Kamaschen von demselben Stoff, die bis über die Kniee hinaufgingen und die Muskeln des Beines sehen ließen. Seine Schuhe waren ebenfalls neu und zeigten unter den Sohlen große glänzende Nägel, deren Facetten noch nicht vom Gehen abgenützt waren. Zwischen seinen Beinen lag ein langer eisenbeschlagener Stock, den er in den Händen hielt, während er das Knie auf den Handgriff, welcher von Elfenbein oder Horn

zu sein schien, stützte. Ein mit zwei Riemen von weißem Leder, um die Arme durchzustecken, versehener Sack lag einige Schritte von ihm entfernt auf der Erde. Sein Gesicht war schön, ausdrucksvoll, ruhig, ein wenig traurig wie jene schöne Physignomieen der wiederkäuenden Stiere, welche man im fetten Gras des Jura um die Sennhütten her liegen sieht. Zwei lange, am Ende gerade abgeschnittenen Locken von gelbblondem Haare fielen ihm auf beiden Seiten des Gesichtes über die Wangen. Er betrachtete das Eisen seines Stockes und schien in ein stummes Nachdenken versunken zu sein.

32.

Das junge Mädchen war groß, schlank, schön, aufgeschossen, von etwas weniger kräftiger Natur als die Landmädchen dieses Alters in den Ebenen. In der Haltung des Halses und Kopfes, in der Art, wie die Arme an die Schultern gefügt waren, in dem leichten Schwellen der Brust, wo der Busen sich kaum erst abzeichnete und sehr tief lag, wie an den griechischen Torsen der spartanischen Frauen, lag ein Ausdruck von gesetztem, stolzem und wildem Wesen, das an die Elasticität und Geschmeidigkeit des Halses und Kopfes der Gemse erinnerte. Ihr Kleid von grober grüner Wolle, mit einer schwarzen Schnur besetzt, ging nur bis auf die Kniee hinab. Sie trug blaue Strümpfe, ihre Schuhe umfaßten kaum die Zehenspitzen und waren auf der Spanne mit einer großen Stahlschnalle bedeckt. Ihr rothes Halstuch fiel dreieckig auf den Rücken hinab und war auf der Brust kreuzweise befestigt. Am Halse trug sie eine goldene Kette, auf dem Kopfe eine schwarze Haube mit breiten, glatten Spitzen, die wie verwelkte Blätter auf ihre Stirne fielen und das Gesicht einrahmten. Ihre Augen waren vom schönsten Blau des Kaskadenwassers. Ihre wenig ausgeprägten Gesichtszüge waren sanft, stolz, fesselnd, ihr Teint ebenso rosig und weiß wie der der Frauen, welche

man in den schattigen Wohnungen unserer Städte oder den asiatischen Serails erzieht. Die ewige Frische dieser Gebirge, die Nähe der Schneeberge, die Feuchtigkeit der Gewässer, der Wiederstrahl der Wiesen schützen diese Alpentöchter vor dem Braun, welches die Haut der Töchter des Südens bronzirt.

Dieses Mädchen saß, auf ihren linken Arm gestützt, zwischen dem Kind, das, nach der Aehnlichkeit der Züge zu schließen, ihr Bruder zu sein schien, und dem jungen Manne, welchen man für ihren Bräutigam oder Geliebten halten konnte. Ihre rechte Hand hatte das noch halb in sein Lederfutteral gehüllte Musikinstrument zu sich herangezogen, und sie entlockte ihm einige Töne, indem sie mit den Fingerspitzen am Griff drehte, ohne dieselben zu hören zu scheinen, und wie um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Ihre Physiognomie war ein Gemisch sorgloser Entschlossenheit und tiefer Träumerei, die ihren Schatten aus dem Herzen auf das Gesicht warf und ihre schönen Augen befeuchtete. Man sah, daß ein stummes Drama zwischen diesen beiden Gestalten vorgehe, welche sich nicht anzusehen wagten, um nicht weinen zu müssen, die sich aber sahen und hörten, während sie anderswohin zu schauen und zu lauschen schienen.

Ach, es war das ewige Drama des Lebens, die anziehende und zurückstoßende Hand, die Liebe und das Hinderniß, das Glück und die Trennung! Ich begriff auf den ersten Blick, daß dieser Halt derjenige war, welchen die jungen Mädchen dieser Gebirge mit ihrem Geliebten machen, die in die Fremde gehen, nachdem sie dieselben allein eine halbe Tagreise weit von ihrem Dorfe begleitet hatten.

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

33.

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

. Dieses Kreischen des ländlichen Instrumentes hatte meine Blicke und meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Ich sah diese Gruppe, ohne daß sie mich sehen konnte, da ich durch das Buxbaumgebüsch und die Ecke des Felsens, an die ich mich niedergelegt hatte, verborgen war. Als ich die Augen etwas erhob, sah ich eine vom Alter gebeugte Frau, deren weißes Haar vom Winde des Wasserfalls um ihren Hals gejagt wurde. Sie war ohne Zweifel die Mutter von einem der jungen Wanderer, und hielt sich ohne Affektation in einer gewissen Entfernung, als wollte sie eine letzte Unterredung nicht stören. Sie schien zerstreut von einem Gebüsch zum andern die rosigen Himbeeren zu suchen, die sie zum Munde führte und in ihrer Schürze sammelte.

Das junge Mädchen stieß bald mit dem Fuße das musikalische Instrument weg, legte ihre beiden Hände auf das Gras, kehrte das Gesicht dem jungen Manne zu, und sie redeten halblaut mit einander, während sie sich traurig eine Viertelstunde lang ansahen. Ich konnte die Worte nicht verstehen; aber ich sah am Ausdruck der Lippen und der Augen, daß die Herzen schmolzen und ihre Gedanken voller Thränen waren. Sie schienen Abschied von einader zu nehmen, Empfehlungen und Schwüre auszutauschen und bemerkten nicht, daß sich der Tag senkte.

Plötzlich kam das Kind, welches einige Schritte von dort mit dem Hunde auf einem kleinen Rasenvorsprunge getanzt hatte, herbeigesprungen und unterbrach ihr Gespräch: „Bruder, sagte es, Du hast mir gesagt, ich solle Dich benachrichtigen,

wenn die Sonne auf dem Berge liege; dort ist sie ganz roth zwischen den Fichtengipfeln.“

Bei diesen Worten erhoben sich der junge Mann und das Mädchen, ohne eine Antwort zu geben; sie riefen der alten Frau, welche herbeikam; das Kind legte dem Hund, welcher sich zwischen die Beine seines Herrn stellte, sein Halsband wieder an. Die Gruppe stellte sich dicht zu einander; der junge Mann umarmte zuerst die Mutter, dann das Kind; endlich hielten er und das Mädchen sich lange in süßer Umarmung umschlungen, trennten sich, näherten sich von Neuem, umarmten sich noch einmal und entfernten sich dann, ohne zu wagen zurückzublicken, als ob sie gefürchtet hätten, dem Drang ihres Herzens, welcher sie immer aufs Neue einander zugeführt hätte, nicht widerstehen zu können. Der Knabe allein blieb bei dem jungen Reisenden und begleitete ihn eine Strecke weit in der Richtung nach Frankreich.

Diese stumme Scene hatte mich alle meine schwarzen Gedanken vergessen lassen. Diese Abreise war traurig, aber ließ auf eine Rückkehr schließen. Die Liebe lag diesem Abschiedsschmerze zu Grunde. Die Liebe genügt, um für Alles zu trösten. Auf dem Grund meines Herzens lag nur das Bewußtsein der Langweile, das Nichts, welches duldet, dieser Abgrund, welcher sich aus allen Gefühlen, die ihn nicht zu erfüllen vermögen, bildet.

34.

Plötzlich sprang ich auf; ich nahm mein Buch, meinen Sack und meinen neben mir zur Erde liegenden Stock. Eine unwillkürliche Neugierde trieb mich wieder zu der Straße hin und ich gelangte in demselben Augenblick zu derselben, wo der zurückkehrende Knabe sich den beiden Frauen anschließen wollte. Sie gingen, ohne mit einander zu reden, vor uns hin. Ich knüpfte mit dem Knaben ein Gespräch an, während

ich in derselben Richtung ging und meine Schritte nach den seinigen abmaß. Nach einer kurzen Unterredung erfuhr ich, daß der Reisende der ältere Bruder des Knaben und daß er der Verlobte des jungen Mädchens sei, welche Margaretha hieß; die alte Frau war die Mutter Margarethens; die beiden Frauen gleich ihm und seinem Bruder bewohnten das erste Dorf der Maurienne, sie hatten ihn bei seiner Abreise bis zur Mitte der ersten Tagreise auf dem Weg nach Frankreich das Geleite geben wollen; dieser Bruder hieß Joseph; er war durch einen Fall vom Gipfel eines Nußbaumes, auf dem er für Margarethens Mutter Nüsse abgeflückt hatte, ein Jahr vor dem subscriptionspflichtigen Alter lahm geworden, dieses Unglück hatte sich zu seinem Glücke gewendet, da es ihn von seiner Militärpflicht entbunden hatte, und die Mutter der schönen Margaretha, welcher von den Reichsten der benachbarten Ortschaften der Hof gemacht wurde, hatte ihm zur Belohnung des in ihrem Dienst erlittenen Unglücks ihre Tochter versprochen. Wie das Kind erzählte, liebten sich Magraretha und Joseph als ob sie Bruder und Schwester wären; sie wollten sich heirathen, sobald Joseph genug verdient hätte, um das kleine Baumgut zu kaufen, welches hinter dem Hause seines Vaters war. Zu diesem Zwecke habe er zwei Handwerke erlernt, welche seiner Gebrechlichkeit, die ihm körperliche Arbeit untersage, entsprächen, das eines Dorfschulmeisters und eines Musikanten, um bei Festen und Hochzeiten aufzuspielen, und so reise er jeden Herbst ab, um diese beiden Gewerbe den Winter hindurch im Gebirge und in Lyon auszuüben; man setze aber voraus, dieses werde seine letzte Reise sein, da er schon dreimal einen schönen runden Lederbeutel mitgebracht; seine Abreise presse Margarethen so viele Thränen aus, und sie sei während seiner Abwesenheit so traurig, daß ihre Mutter schon werde einwilligen müssen, Joseph vom kommenden Frühjahre an für immer zu sich ins Haus zu nehmen.

35.

Unter diesem Gespräch näherten wir uns den beiden Frauen. Ich trat bereits fast auf den Schatten der schönen Margarethe, welchen die untergehende Sonne auf dem Weg, mithin bis zu meinen Füßen hin, ausdehnte. Ohne zu reden, bewunderte ich den schlanken Wuchs und taktmäßigen Gang dieses entzückenden Gebirgsmädchens, welchem die Natur mehr Adel und Größe aufgedrückt hatte, als die Kunst in der studirten Haltung der Frauen unserer Salons und Theater hervorzubringen vermag. Sie hatte indessen ihre Strümpfe ausgezogen und ging baarfuß, indem sie in jeder Hand einen ihrer schönen, mit Schnallen versehenen Schuhe hielt. Sie hörte mich mit dem Knaben reden und kehrte sich von Zeit zu Zeit um, um ihn zu sich zu rufen. Ihr Gesicht war ernst, aber heiter und thränenlos. Man sah durch ihren Kummer die Hoffnung hindurchschimmern. Sie beeilte ihren Schritt, wahrscheinlich um vor der Nacht nach Hause zu kommen.

Plötzlich hörten wir auf dem Gipfel einer kleinen Anhöhe, zu welcher der Weg hinanführt, eine Viertelstunde von dem Wasserfall entfernt, ein schwaches fernes Kreischen des Gebirgsinstrumentes, das sich melancholisch durch die Luft über das Laub der Espen und Eschen, welche zur Linken das Strombett von Coux begrenzen, hinzog.

Wir alle Vier wandten uns um und sahen nach der Seite, von welcher aus der Ton kam. Wir sahen in der Ferne auf dem Gipfel einer der Terrassen, die sich an den Abhängen des Berges von Echelles hinzogen, den armen Joseph an einen Felsen gelehnt stehen, und seinen Hund wie einen weißen Punkt neben ihm. Er hatte sich der Gegend Savoyens zugewandt, und nachdem er seine Vieille von seinem Halse abgenommen hatte, spielte er darauf einen letzten Abschiedsgruß von den Felsen seines Vaterlandes und dem Herzen seiner geliebten Margarethe. Das arme Mädchen hatte ihre Schuhe aus den Händen fallen lassen; sie hatte ihr Gesicht in ihre Schürze verborgen und schluchzte am Rande des Weges, als sie diese flüchtigen Laute hörte, welche ihr bei jedem Windstoß die Erinnerungen an ihre mit ihm im Stall zugebrachten Abende und die so fernen Hoffnungen auf den künftigen Lenz brachten.

Keines von uns hatte mit einem eiteln Trostwort diesen Dialog durch die Luft zwischen zwei Seelen unterbrochen, wel-

chen ein hölzernes Brett und eine Darmsaite zum Dolmetscher diente und sie zum letzten Male über die Entfernung und Zeit, welche sie schon trennte, hin im Geiste zusammenführte.

Als die Melodie zu Ende und ihr letzter Refrain in den Abendlüften verklungen war, lauschte Margarethe noch einen Augenblick, betrachtete Joseph, sah ihn langsam im Hohlweg verschwinden und ging wieder, die Hände über ihrer Schürze gefaltet, weiter. In ihrer Zerstreuung hatte sie ihre Schuhe auf dem Wege vergessen. Ich hob sie auf, ging auf sie zu und bot sie ihr dar, ohne ein Wort zu sagen. Sie dankte mir mit einem leichten Lächeln, und ich hörte, wie sie einen Augenblick nachher zu ihrer Mutter sagte: „dieser junge Mann ist menschenfreundlich, sehet, er sieht so traurig als wir aus."

Wir gingen alle Vier stillschweigend eine gewisse Strecke des Wegs neben einander her. Als wir uns an einem Kreuzwege befanden, wo sich die Straße theilt, und ein Zweig derselben nach Chambery führt, der andere rechts ins Gebirge nach dem düsteren Thale von Maurienne geht, verabschiedete ich mich von dem kleinen Knaben, die Frauen nickten mir mit dem Kopf ein Lebewohl zu, und wir gingen ein Jeder in seiner Richtung, sie im Gespräch, ich in Träumen vertieft.

Diese Scene hatte mich wie eine Vision des Glückes und der Liebe mitten in der Trockenheit und der Einsamkeit meines Herzens berührt. Margaretha hatte mich an Graziella erinnert. Graziella war nur noch ein verschwundener Traum, aber dieser Traum machte mir die Wirklichkeit meiner Herzensöde noch unerträglicher. Ich hätte tausendmal meinen Namen und meine Erziehung hergegeben, um Joseph zu sein. Ich fühlte, daß ich einer bedeutsamen Krisis meines Lebens nahe, daß dieses nicht so fortdauern könne, und daß ich entweder lieben oder sterben müsse. In diese Gedanken und diese Bilder vergraben stieg ich mit sinkender Nacht die lange düstere Vorstadt von Chambery hinab.

Ich werde später (siehe Raphael) aufzeichnen, wie mich der Zufall kurze Zeit nachher wieder mit Margaretha zusammenführte, wie sie mir ebenfalls hülfreich, und wie sie von dem Schicksal mit einer der schmerzlichsten Erschütterungen meines inneren Lebens verkettet wurde.

Ende.